223 H 17

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neueſte Beiträge zur Kunde von Indien.

Aus dem Engliſchen und Italieniſchen.

Herausgegeben von T. F. Ehrmann.

Zweiter Band.

Mit Kupfern.

Weimar,
im Verlage des F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoirs
1806.

Digitized by Google

Bibliothek
der
neueſten und wichtigſten
Reiſebeſchreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten geſammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgeſetzt
von
T. F. Ehrmann.

Ein und dreißigſter Band.

Mit Kupfern.

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs.
1806.

Digitized by Google

Inhalt.

Neueſte Beiträge zur Kunde von Indien. Zweiter Band.

KONINKL.
BIBLIOTHEEK
TE 'S HAGE.

Digitized by Google

I n h a l t

des zweiten Bandes der Beiträge zur Kunde von Indien.

Seite

I. Ueber die Religion und Literatur der Burmanen. Von Dr. F r a n z B u c h a n a n. . . . 3

II. Beſchreibung der Höhlen bei Ellora. . . 219

III. Nachricht von den Einwohnern der Poggy-Inſeln, bei Sumatra. Von J. C r i ſ p. . 287

IV. Nachrichten von den Steinöl- oder Aſphalt-Quellen im Burmaniſchen Reiche. Vom Kapt. C o x. 306

V. Bemerkungen über einige Alterthümer auf der ſüdlichen und weſtlichen Küſte von Ceylan. Vom Kapt. M'K e n z i e. 324

* 2

Digitized by Google

Seite

VI. Ueber den Urſprung und die Lehren einiger muhammedaniſchen Sekten in Indien. . . 377

VII. Nachricht von einer erblichen lebenden Gottheit, welche die Braminen in Puna und der umliegenden Gegend verehren. Von Kapt. Moore. 388

VIII. Reiſe zweier Muhammedaner auf dem Indiſchen Oceane im 9ten Jahrhunderte. Aus dem Arab. von Renaudot. 414

Digitized by Google

Verzeichniß der Kupfer

zum

zweiten Bande

der

neueſten Kunde von Indien.

			Zu Seite
Taf. I.	Fig. 1.	Jugnath Subba.	230
	Fig. 2.	Indur Subba.	
Taf. II.	Fig. 1.	Pagode im Tempel von Indur Subba	235
	Fig. 2.	Obelisk daſelbſt	
Taf. III.		Indur und Indranee. . .	236

Digitized by Google

Zu Seite

Taf. IV. Tempel von Keylas. . . 254

Taf. V. Biſkurma von der Außenſeite und innerhalb. 282

Taf. VI. Abbildung der Poggy-Inſulaner. 287

Digitized by Google

Neueſte
Beiträge
zur
Kunde von Indien.

Zweiter Band.

Digitized by Google

I.

Ueber die Religion und die Literatur der Burmanen.

Von D. Franz Buchanan.

In der berühmten Inſel Ceylon, in dem großen Reiche der burmaniſchen Regenten und in den Königreichen Siam und Kambodia, iſt die Religion des Bouddha oder Godama die herrſchende, und wahrſcheinlich ſind Anhänger derſelben über die volkreichen und weitläuftigen Reiche China, Cochinchina, Tonkin und Japan verbreitet. So ungereimt die Lehren dieſes Glaubens an ſich auch ſeyn mögen, ſo werden ſie doch durch ihren Einfluß auf eine ſolche große Zahl von Menſchen für die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts von der höchſten Wichtigkeit. Vorzüglich möchte dem Geſchichts- und Alterthums-Forſcher Hindoſtans eine Kenntniß der Lehren Godamas ſehr merkwürdig ſeyn, da ich glaube, daß Hrn. Chambers's, des ſcharf-

ſinnigſten Alterthumsforſchers für Indien, Meinung ihren guten Grund habe, nämlich: Bouddha's Glaube ſey einſt über ganz Indien verbreitet geweſen, und in Dekan nicht eher als im 9ten oder gar im 12ten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung von den Braminen ausgerottet worden. *)

Dieſe Meinung von einer erſt neuerlichen Einführung des jetzt in Hindoſtan herrſchenden Glaubens wird auch nicht von dem merkwürdigen Ueberbleibſel der Geſchichte der Hindus, dem einzigen, das den zerſtörenden Nachſpürungen der liſtigen Braminen entgieng, widerſprochen. Ich meine die Geſchichte von Kaſchemir, die dem Sultan Akber bei ſeinem erſten Eintritte in dies Reich vorgelegt ward. Wir leſen **), daß er es überſetzen ließ, und aus dieſer Ueberſetzung hat Abul Tazil einen Auszug gemacht. Aus demſelben ſehen wir, daß als Kaſchemir von einer Ueberſchwemmung, die es bedeckt hatte, befreit worden war, ein gewiſſer Kuſchup Braminen in dies neue Land als Bewohner führte; daß nach langer Zeit eine allgemeine Volksverſammlung ſtatt fand, welche einen Mann von anerkannter Tugend zu ihrem Könige wählte, und daß von der Zeit an eine Monarchie in dieſer reizenden Gegend herrſchte. Der erſte Nachfolger dieſes Königs, deſſen Name erwähnt wird, iſt Owngund, der mit Kiſchen zu gleicher Zeit lebte. Von Owngund bis Kota-

*) *Aſiatick Reſearches.* I. 160 — 166.

**) *Ayeen Akbery.* II. 178.

Digitized by Google

devy, dem letzten eingebornen Regenten, rechnet dieſe Geſchichte 159 Fürſten. Auf Kotadevy folgte ein Muhammedaniſcher Regent Schumſcheddin im Jahr der Hedſchra 742 oder 1342 unſerer Zeitrechnung. Nach der Geſchichte iſt die Zahl der Regierungsjahre der 159 Fürſten ungeheuer. Aber die Regierungsjahre der erſten 53, von denen auch nur überhaupt 18 genannt ſind, ſind gar nicht angegeben. Unter den nächſten 53 ſoll einer 300 Jahre und die übrigen meiſtens eine unglaublich lange Zeit regiert haben. In einem ſolchen Falle verfährt man am ſicherſten, die letzten 3 Dynaſtien zum Maaßſtabe anzunehmen. Dieſe geben uns 52 Regenten in 504 Jahren und einigen Monaten, und das iſt ſo viel, als man bei den Dynaſtien im Orient überhaupt annehmen kann, wo der Druck den Weg zu Empörungen bahnt, wo die Succeſſionsordnung nicht deutlich beſtimmt iſt, und wo in den meiſten Fällen ein alter Oheim ſeinen jungen Neffen unterdrückt. Setzt man alſo im Durchſchnitte 10 Jahre für eine Regierung, ſo kommen Owngund und Kiſchen in das Jahr 870 vor Mohammed und 248 vor Chriſtus. Die Braminen, welche Kuſchup nach Káſchemir führte, waren aber nicht die Braminen, welche den Prieſterſtamm bilden, da ſie das Laud bebauten, und die einzigen Bewohner der Gegend waren. Ohne Zweifel aber waren ſie eins der brachmaniſchen Völker, die nach Plinius (Nat. Hiſt. VI. 17) durch Indien zerſtreut lebten, und dieſe ſind, wie ich vermuthe, wieder einerlei mit den Biamma der Rähāns, (m. ſ. unter XL und XLI der Cosmographia Barmana), welche ſie für die Ur-

einwohner der Erde halten. Daß dies die Meinung der Geſchichte von Kaſchemir iſt, erhellet deutlich daraus, daß von Rajah Jenneh, dem 45. Prinzen, der meiner Theorie zu Folge, um das Jahr Chriſti 202 leben mußte, erzählt wird: „er habe die braminiſchen Gebräuche eingeführt.“ Sein Nachfolger Jelowk, der mächtigſte Regent von Kaſchemir „tolerirte die Lehre des Bowdh“ und in dieſem entzückenden Thale geſchahe es erſt unter der Regierung des 59ſten Fürſten Nerkh im J. Chr. 342: „daß die Braminen den Anhängern des Bowdh ein Beſſeres lehrten, und ihre Tempel niederriſſen.“

Ich wünſchte, daß die Religion in Nepal unterſucht würde, wenn ſich Gelegenheit dazu darböte. In der Beſchreibung, welche Pater Giuſeppe *) von dieſer Gegend giebt, iſt gezeigt, daß dort zwei Religionen herrſchen. Die älteſte wird von einer Sekte geübt, die ſich ſelbſt Baryeſu nennt und aus verſchiedenen vom Pater angeführten Umſtänden zu urtheilen, zu den Anhängern des Buddha gehört. Die andere, jetzt mehr verbreitete, iſt die der Braminen in Hindoſtan.

„In Narhoara, der Reſidenz des Königs der Könige oder von Guzerat finden wir auch nach dem Einfalle der Muhammedaner im 11ten Jahrhundert es im

*) *Aſiatick Reſearches.* II. 309.

Digitized by Google

Edriſi erwähnt, daß das Volk immer noch den Bodda verehrte" (Rennell's Memoir. p. 229).

Sind die Vermuthungen von Sir William Jones in Bezug auf die zu Monghir und auf dem Pfeiler bei Buddal*) gefundenen Inſchriften gegründet, ſo war die Regierung am Ufer des Ganges zur Zeit von Chriſti Geburt dem Glauben des Bouddha ergeben. Damals befanden ſich allerdings ſchon die Braminen in Hindoſtan, beſaßen Ländereien und auch die Stellen als erſte Miniſter des großen Rajah. Aber ſie hatten ihn noch nicht zu der Aenderung ſeines Glaubens bewegt, welche Aenderung, wie ſie erfolgt war, für Fürſten und Volk gleich verderblich ward. So ungereimt und lächerlich die Mährchen und religiöſen Begriffe der Anhänger des Bouddha ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch gröſtentheils von den Braminen aufgenommen, aber mit allen ihren Fehlern monſtrös vergrößert worden. Rajahs und Helden ſind in Götter verwandelt, und Unmöglichkeiten auf Unwahrſcheinlichkeiten gehäuſt. Unter ihren Anhängern haben die Braminen keine nützliche Kenntniß verbreitet. Sie vernichteten die Denkmale der Geſchichte, unterdrückten die Moralität auf das äußerſte und gründeten die Würde und Macht des Altars auf den Trümmern des Staats, und der Rechte der Unterthanen. Selbſt Menu's angebliche Geſetze, die unter ihrer bei den Burmanen üblichen Geſtalt für eine abſolute Monarchie nicht unzweckmäßig ſind, wurden unter den Hän-

*) *Aſiatick Reſearches.* I, 142.

Digitized by Google

den der Braminen das verabſcheuungswürdigſte und erniedrigendſte Unterdrückungs-Syſtem, das je ein Menſch planmäßig entwerfen konnte.

Während meines kurzen Aufenthalts im burmaniſchen Reiche verabſäumte ich in der Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieſer Unterſuchung keine Gelegenheit, mich mit den religiöſen Sätzen der Rähāns bekannt zu machen. Da mir aber hinreichende Sprachkenntniß fehlte, würde ich nur eine ſehr unvollkommene Anſicht erhalten haben, wenn nicht Capt. Symes mir drei Aufſätze mitgetheilt hätte, die er von einem italiäniſchen Geiſtlichen, der zu Rangun lebte, Vincenz Sangermano, erhielt.

Der erſte war eine Kosmographie, die Sangermano aus mehreren burmaniſchen Büchern gezogen hatte. Der andere war eine kleine Schrift von einem verſtorbenen Zarábo oder königlichen Beichtvater zu der Bekehrung der Chriſten verfaßt. Das Dritte war eine Ueberſetzung des Ordinations-Buchs. Ich habe alle drei in einem zuſammenhängenden Aufſatze vereinigt, indem ich ſie aus dem Lateiniſchen überſetzte, und ſie durchaus mit aus eigener Bekanntſchaft mit dem Gegenſtande und aus meiner Lektüre geſchöpften Anmerkungen begleitet habe. Ich bedaure, daß ich wegen meiner dermaligen Lage, wo ich ſchwerlich Bücher benutzen kann, letztere nicht in größerer Menge geben konnte, und ich bitte wegen der Irrthümer um Nachſicht, die ſich in einigen Citaten finden könnten, da ich mich zuweilen nur auf mein Gedächtniß verlaſſen mußte.

Den Anfang mache ich mit der Ueberſetzung der:

COSMOGRAPHIA BARMANA.

„Von den Größen- und Zeit-Maaßen, deren ſich die Burmanen in ihren Schriften bedienen.“

1. „Die Burmanen nehmen an, daß es 5 Arten Atomen giebt. Die erſte iſt ein dem Menſchen unſichtbares Fluidum, welches aber die höheren Weſen, welche Nat heißen, ſehen können. Dies Fluidum durchdringt alle Körper. Die zweite Art von Atomen ſind die kleinen Körperchen, die man in der Luft ſchwimmen ſieht, wenn ein Sonnenſtrahl durch eine Oeffnung in ein dunkles Zimmer fällt. Die dritte Art iſt der feine Staub, der während der trocknen Jahreszeit, vorzüglich im Februar und März von Menſchen und Pferden oder von den Rädern der Wagen aufgeregt wird. Die vierte Art beſteht aus größeren Partikeln deſſelben Staubes, welche wegen ihrer Schwere nicht durch die Luft fliegen, ſondern am Boden bleiben. Die fünfte und letzte Art von Atomen ſind die Theilchen, welche während dem Schreiben auf Palmblätter mit einem eiſernen Griffel auf die Erde fallen. Auf dieſe Art pflegen nämlich dieſe Völker zu ſchreiben. Sechs und dreißig Atomen der erſten Art bilden einen von der zweiten; ſechs und dreißig von der zweiten einen von der dritten und ſo ferner. Sieben von der 5ten oder letzten Art ſind der Größe einer Laus am menſchlichen Körper gleich. Sieben Läuſe machen ein Reißkorn, ſieben Reißkörner einen Zoll; zwölf Zoll

eine Hand; zwei Hände eine Elle; ſieben Ellen einen Ta; zwanzig Ta einen Uſaba; acht Uſaba einen Gaunt; vier Gaunt eine Juzana. Die Juzana hält vier burmaniſche Meilen und vier Ratoen. Die vier Ratoen ſind 400 Ta oder 2800 Ellen *) gleich. Auch rechnen die burmaniſchen Schriftſteller 12 Haare auf ein Reißkorn; vier Reißkörner auf einen Finger, 12 Finger auf einen Fuß, und die gewöhnliche Menſchengröße iſt 7 Fuß oder 4 Ellen."

Dieſe Maaße ſind, wohl zu merken, nicht bei den Burmanen ſelbſt in Gebrauch; ſondern aus Indien mit den Büchern dahin übergetragen worden.

II. „Die Zeit, in der der Zeigefinger, wenn man ihn vom Daumen rückwärts biegt, braucht, um ſeine vorige Lage wieder zu bekommen, heißt Charaſi, das man durch Sekunde überſetzen kann. Zehn Charaſi machen einen Pian. Sechs Pian eine Bizana oder Minute. Sechzig Bizana eine Stunde. Sechzig Stunden einen Tag. Dreißig Tage einen Monat. Zwölf Monate ein Jahr."

Dies ſind die Nachrichten, welche der Miſſionair

*) Die burmaniſche Meile hat 7000 Ellen. Alſo hält die Juzana 44,800 Ellen oder faſt 12 engliſche Meilen. Die Yogana in Hindoſtan hält nach Sir William Jones (*Aſiatick Reſearches.* IV. 157.) 4½ geogr. Meilen (60 = 1 Gr. d. Br.) Nach Hr. Chambers (*Aſiatick Reſearches.* I. 155.) beträgt ſie 9 bis 12 engl. Meilen.

Digitized by Google

über die Eintheilung der Zeit bei den Burmanen giebt. Sie ſind aber nicht vollſtändig. Sie haben viel genauere Eintheilungen, die ſie, wie ich glaube, größtentheils den Braminen danken. Da den Rähans oder Prieſtern des Godama alle Aſtrologie unterſagt iſt, das Volk aber viel auf Wahrſagerei hält, ſo haben die Braminen Vortheil von ihrer Leichtgläubigkeit gezogen, und ſich über ganz Indien jenſeits des Ganges in beträchtlicher Zahl verbreitet. Man glaube aber nicht, daß ſie deshalb Einfluß auf die Religion dieſer Gegenden haben. Sie werden bloß an den Höfen und in den Häuſern der Großen, wie die Chaldäer einſt bei den Königen von Perſien, als Wahrſager und weiſe Männer gehalten. Dieſe Braminen verfertigen jährlich die Kalender, von denen ich mehrere von Amarapura mitgebracht habe. Ehe bei feierlichen Gelegenheiten Audienzen ertheilt werden, machen ſie unter dem königlichen Throne oder in den Zimmern der Großen zauberiſche Ceremonien. Bei allen wichtigen Unternehmungen werden ſie um die Stunde befragt, in welcher es zuträglich ſey, ſie zu beginnen. Sie geben ihren Beſchützern Amulete, Zaubermittel und dergleichen. Auf dieſe Art haben ſich die Braminen großen Einfluß im burmaniſchen Reiche verſchafft, und beſitzen mehrere, ſelbſt durch die ſchriftlichen Geſetze des Reichs beſtimmte, Privilegien. Sie ſind zwar im Damathat oder dem gewöhnlich Menu zugeſchriebenen Codex erwähnt. Aber dies iſt keineswegs ein Beweis, daß die Braminen ſich ſchon zur Zeit der Einführung dieſes Geſetzbuchs im burmaniſchen Reiche befanden. Denn man lieſt in der

Digitized by Google

Vorrede dazu, daß obgleich alle Geſetze dem Menu gewöhnlich zugeſchrieben würden, doch manche Veränderungen und Zuſätze zu Folge den Bedürfniſſen der Zeit von andern Regenten gemacht worden ſeyen. Dieſerhalb und aus andern Gründen glaube ich, daß die Einführung der Braminen in dieſem Reiche, eine ſehr neuerliche Begebenheit iſt. Ich ſprach mit keinem einzigen von ihnen, der nicht entweder ſelbſt erſt aus Cuſſay oder Arakau gekommen, oder der erſte Abkömmling der aus dieſen Gegenden eingewanderten Braminen geweſen wäre. Alle waren, oder ſtellten ſich gänzlich mit dem Lande unbekannt. Außerdem kamen die Geſetze Menu's aus Ceylon, deſſen urſprüngliche Bewohner nie die Religion der Braminen nachahmen.

Die Burmanen haben, ſie mögen nun dazu gekommen ſeyn, wie ſie wollen, die Kenntniß eines Sonnenjahrs von 365 Tagen, das am 18ten April anfängt. Gleich den meiſten Völkern zählen ſie Wochen von 7 Tagen, die nach den Planeten genannt ſind.

Der Sonntag heißt	Ta = nayn = ga = nue.
Montag,	Ta = nayn = la.
Dienſtag,	Ayn = ga.
Mittwoch,	Boud = dha = hu.
Donnerſtag,	Kia = ſa = ba = da.
Freitag,	Thouk = kia.
Sonnabend,	Tha = na.

Digitized by Google

Das gewöhnliche burmaniſche Jahr iſt aber ein Mondjahr. Nach demſelben beſtimmen ſie ihre Sonn- und Feſttage. Es beſteht aus 12 Monden, die wechſelsweis 30 und 29 Tage zählen, wie folgt:

Der Monat	Ta-goo	hat 30 Tage.
	Kas-ſoun	— 29 —
	Na-miaung	— 30 —
	Wa-goo	— 29 —
	Wag-goun	— 30 —
	Ta-da-lay	— 29 —
	Sa-deen-giut	— 30 —
	Ta-zauny-mo	— 29 —
	Na-to	— 30 —
	Pya-zo	— 29 —
	Ta-bu-dua	— 30 —
	Ta-boun	— 29 —

Da dieſes Jahr 11 Tage kürzer als ihr Sonnenjahr iſt, ſo ſchalteten die Burmanen, damit der Anfang des Ta-goo mit unſerm 18ten April, dem Anfange ihres Sonnenjahrs übereinkommt, alle 3 Jahr einen Monat ein. Dies ſcheint der Umfang der aſtronomiſchen und chronologiſchen Kenntniſſe in Hindoſtan geweſen zu ſeyn, ſo lange Bouddhas Lehre galt, da die Rähāns nicht weiter gehen. Aber die Braminen fanden bald, daß dieſe Einrichtung keinesweges den Anfang des Sonnen- und des Monds-Jahres auf einen Tag brächte. Sie ſuchen daher von Zeit zu Zeit andre Schaltmonate einzuführen, damit die Feſte in der gehörigen Jahrszeit fallen. Der jetzige König, der ein

einſichtsvoller und wißbegieriger Herr ſeyn ſoll, war von der Nutzbarkeit des Vorſchlags der Braminen überzeugt, und überredete die Rahans der Hauptſtadt dem Jahre, in welchem wir uns hier befanden, einen Schaltmonat einzuverleiben. Doch fand er nicht dieſelbe Nachgiebigkeit in den entfernteren Provinzen. Denn obgleich zu Rangoun ſehr ſtrenge Maaßregeln, um die Hartnäckigkeit des Clerus zu beugen, genommen wurden, wie z. B. daß das Volk den Rahans einige Tage keine Lebensmittel bringen durfte, ſo ſiegten dieſe endlich doch, und feierten ein großes Feſt zu Rangoun einen Monat früher, als zu Amarapura. Zu dieſer Hartnäckigkeit wurden die Rahans wohl größtentheils durch den Neid veranlaßt, den ſie nicht ohne Urſache auf die Braminen, als gefährliche Gäſte, geworfen hatten und die Unwiſſenheit derer, die um den König waren, machte ihnen mehr Muth. Der König war über dieſe Unwiſſenheit ſehr ungehalten, und wünſchte ſehr, einige gelehrte Braminen und taugliche Bücher zu erhalten. Keiner von allen, die ich in dieſem Reiche ſprach, konnte Sanſcritt leſen, und alle ihre Bücher waren in der gemeinen bengaliſchen Sprache.

Am 1ten October 1795 war zu Amarapura Kiaſabada am 19ten Sa-deen-giut im Jahr der burmaniſchen Aere 1137, ſo daß die Rechnung wenigſtens für dieſen Ort recht gut mit dem Sonnenjahre übereinſtimmte. Aber ich bemerkte, daß die Burmanen im Allgemeinen, wenn auch nicht überall, die vier Mondswechſel auf die ihre gewöhnlichen Sonntage fallen,

einen Tag früher, als ſie einfallen, anſetzten. Doch weiß ich nicht, ob dies aus ihrer Unwiſſenheit der richtigen Zeit des Mondswechſels oder aus einem zufälligen Umſtande herrührte, der vielleicht auf einer frühern Einrichtung, den Anfang des Sonnen- und Mond-Jahrs in Uebereinſtimmung zu bringen, beruhte. In der gewöhnlichen Berechnung der Zeit theilen die Burmanen den Monat in zwei Hälften, den hellen und den dunkeln Mond. Die erſte enthält die Tage, während der Mond zunimmt; die andre, während er abnimmt. So heißt zum Beiſpiel der 14te Sadeengiut der 14te des hellen Monds Sadeengiut und der 16te heißt der 1ſte des dunkeln Monds Sadeengiut.

Woher die Burmanen ihre Jahre zählen, konnte ich von ihnen nicht erfahren. Johann Moſes, Akywun oder Einnehmer der Landtaxe in Pegu, welcher der unterrichteſte Mann war, den wir ſprachen, ſchien es nicht zu wiſſen. Er ſagte, daß wenn der König die Menge der Jahre für zu groß hielte, er ſie verändere. Die Sache übrigens iſt wohl, wie ich glaube, daß dieſe Aere, die in unſerm 638ſten Jahre anfängt, dieſelbe iſt, welche die Aſtronomen in Siam gebrauchen. Von hier, als dem Sitze eines gebildetern Volks, kam ſie zu den Burmanen, deren Stolz ihnen die Wahrheit zu geſtehen, nicht erlaubt. (De la Loubère Deſcr. du Royaume de Siam. II. 102.)

Da ich den Geſchmack dieſes Volkes an Wahrſagerei erwähnt habe, ſo halte ich dies für die beſte Gelegen-

heit, meine darüber geſammelten Bemerkungen mitzutheilen. Denn ſie betrachten ſie als die Nützlichſte und Edelſte von allen Wiſſenſchaften. Man darf aber nicht glauben, daß dieſe Meinung durchaus auf Unwiſſenheit beruht. Oft werden, wie ich glaube, die Braminen, gleich den alten römiſchen Auguren, für politiſche Abſichten benutzt. Wenn die Regierung ein Geſchäft abſchließen ſoll, das ſie zu verſchieben wünſcht, ſo iſt der leichteſte Weg dazu, daß die Braminen einen entfernten Tag dazu als günſtig erklären. Oder wenn ſie von einem Volke, das ſie fürchtet, beleidigt iſt, ſo wird das Volk leicht beſänftigt, wenn eine entfernte Zeit für die Rache als günſtig beſtimmt wird. Ob ich nun gleich nicht zweifle, daß ſo politiſche Vortheile aus der Kunſt gezogen werden, ſo iſt es doch auch gegründet, daß die größere Menge ſelbſt des aufgeklärtern Theils des Volks feſt von der Wahrheit derſelben überzeugt iſt.

Niemand unternimmt einen Hausbau, eine Reiſe oder die unbedeutendſte Sache ohne einen weiſen Mann um Rath über die dazu glücklichſte Zeit und Stunde zu fragen. Der Freitag iſt ein ſehr unglücklicher Tag, an dem man nichts anfangen darf. Ich ſahe Männer von Stande, die vom Könige kleine Büchſen mit Theriak oder etwas Aehnlichem erhalten hatten und die behaupteten, daß ſie dadurch unverwundbar würden. Oft verlangte man von mir Arzneien, die den Körper ſtich- und ſchußfeſt machen ſollten und wie ich erklärte, daß ich dergleichen nicht kennte, ſo hielt man meine mediziniſche Wiſſenſchaft für ſehr klein. Es hat auch jeder burmaniſche

Digitized by Google

Doktor am Ende ſeines Arzneibuchs mehrere Zauber-Recepte und ſogenannte magiſche Quadrate von Zahlen, die er kopirt und ſeine Patienten tragen läßt. Obgleich nun alle dieſe Quadrate aus ungleichen Zahlen beſtehen und daher ſich ſehr leicht konſtruiren laſſen, ſo hält doch die unwiſſende Menge ungemein viel auf ſie. Wir ſahen Männer, die kleine Gold- oder Juwelen-Stückchen unter der Haut des Arms trugen um unverwundbar zu ſeyn und das bei den Burmanen übliche Tattowiren der Schenkel und Füße dient nicht nur zur Zierde, ſondern auch gegen Schlangenbiß. Jeder Mann von einiger Erziehung macht Anſpruch auf einige chiromantiſche Kenntniß oder auf die Kunſt aus der Hand das Geſchick der Perſon zu beſtimmen. So wie bei allen rohen und ungebildeten Völkern wird auch bei den Burmanen viel auf Prophezeihungen und Träume gehalten. Wir hörten, daß vor Kurzem eine Prophezeihung im Umlaufe war, Pegu würde wieder der Sitz eines eignen Fürſten werden, und daß der König darüber in großer Beſorgniß, um die Prophezeihung zu Nichte zu machen, dem Myuhwun oder Gouverneur der Provinz von Haynthawade Befehl ertheilte, den Sitz ſeiner Regierung von Rangoun nach Pegu, was damals in Ruinen war, zu verlegen. Der verſtorbene Myuhwun liebte Rangoun ſo ſehr, daß er immer Ausflüchte fand, um die Ausführung des Befehls aufzuſchieben. Aber während unſers Aufenthalts im burmaniſchen Reiche war ſein Nachfolger ſehr geſchäftig, Pegu wieder aufzu bauen und, wie er damit weit vorgerückt war, nahm er ſeinen Sitz in dieſer Stadt. Er ſchien ubrigens nicht

Digitized by Google

weniger leichtgläubig zu ſeyn, als ſein Herr. Wie wir in Pegu waren, hörten wir, daß er ſich oft mit Aufſuchung eines verborgenen Schatzes beſchäftige, von dem er durch einen Traum einige Nachricht erhalten hatte und daß er oft in den Wald gieng, um einen Tempel auszuſpähen, der die Gabe hatte, ſich beliebig ſichtbar und unſichtbar zu machen. Alle rechtliche Leute fürchten ſich vor gewiſſen Räubern gewaltig, die durch magiſche Kraft ſich in Tiger und andere wilde Thiere verwandeln und ſo ohne Furcht vor Entdeckung ihre nächtlichen Plünderungen verüben können. Die große Kunſt der Sterndeuterei ſcheint aber doch hauptſächlich nur von den Braminen verſtanden und ausgeübt zu werden. Doch erhielt ich bei meinem Aufenthalte in Arammattana oder Pougan eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand in burmaniſcher Sprache, welche ſich mit allen übrigen Manuſcripten, die ich in dieſem Lande für Sir John Murray's Sammlung kaufte, jetzt in deſſen Beſitze befindet. So groß nun auch die aſtrologiſchen Kenntniſſe der Braminen ſeyn mögen, ſo ſagte mir doch mein Freund, der Miſſionair, daß ſie in der Aſtronomie ſehr unwiſſend wären. Denn ob ſie gleich zuweilen Finſterniſſe zu berechnen verſuchen, ſo laſſen ſie ſich doch weder auf die Beſtimmung der Stunde, noch der Größe der Finſterniß ein. Ich zweifle nicht an der Wahrheit dieſer Angabe. Denn während unſers Aufenthalts zu Amerapura trug ſich eine Mondsfinſterniß zu, die nach ihren Rechnungen nicht Statt hatte und deren Erſcheinung ſie zu läugnen verſuchten. Es erhellt auch in der That aus einem Aufſatze von Hrn. Samuel

Davis, *) daß die nach den Regeln der Surya Siddhanta berechnete Zeit des Vollmonds und der Dauer der Finſterniß weit von der Wahrheit abweicht und daß die in der Siddhanta Rahaſya und andern neuern Schriften gegebenen Regeln der Wahrheit zwar näher kommen, aber noch weit von wirklicher Correktheit entfernt ſind; ſo daß die Braminen in Hindoſtan eben nicht bis dahin weiter, als die in Amarapura kamen, ob ſie gleich von Zeit zu Zeit Verbeſſerungen eingeführt haben, ſo wie ſie vielleicht allmählig richtigere Kenntniſſe von ihren Eroberern, den Muhammedanern und Chriſten erhielten. **)

Nach dieſer langen Ausſchweifung komme ich wieder zur Koſmographie.

„Von der Welt.“

I. „Die Burmanen nennen das Univerſum: Logha d. h. allmählige Zerſtörung und Wiedererzeu-

*) *Aſiatick Reſearches.* II. 285.

**) Ich habe erzählen hören, daß Carls II. Eiche jetzt in einigen der älteſten aſtronomiſchen Schriften der Braminen über die Conſtellationen aufgenommen worden iſt. Der größte Theil der bengaliſchen Manuſkripte muß wegen des ſchlechten Papiers wenigſtens alle 10 Jahre einmal abgeſchrieben werden, da ſie in dieſem Klima nicht länger dauern. Jeder Kopiſt ſetzt nun wahrſcheinlich zu den älteren Büchern alle ihm bekannten Entdeckungen und Verbeſſerungen, und ſetzt ſeinen eigenen gelehrten Ruhm bei Seite, um den großen und einträglichen Zweck ſeiner Sekte, den Betrug des Volkes, befördern zu helfen.

Digitized by Google

gung. Denn ſie glauben, wie wir weiter unten ſehen werden, daß nachdem die Welt entweder durch Feuer, Waſſer oder Sturm zerſtört worden ſey, ſie ſich ſelbſt wieder in ihre alte Geſtalt zürückgeformt habe. Unſere Erde halten die Burmanen nicht wie wir für eine Kugel, ſondern für eine kreisförmige, in der Mitte etwas erhobene Ebene, ſo daß vom Centro bis zur Peripherie überall etwas Abhängigkeit ſtatt findet. Dieſe Erde umgiebt, durchaus eine ſehr hohe Gebirgskette mit Namen Zetchiavala. *) Von der Oberfläche der See erheben ſich dieſe Berge überall ſowohl auf-, als abwärts 82,000 Juzana. Der Diameter der Erde beträgt 1,203,400 Juzana. Der Umkreis iſt dreimal ſo groß, als der Durchmeſſer. Die Dicke beträgt 240,000 Juzana. Die Hälfte dieſer Dicke beſteht aus Erdſtaub; die andere, untere Hälfte aus einem dichten Felſen, der Sila Pathavy heißt. Dieſe ungeheure Erd- und Felſenmaſſe wird von einer doppelt ſo dicken Lage Waſſer und dieſes wieder von einer abermals doppelt ſo ſtarken Lage Luft getragen. Darunter iſt ein Vacuum. Außer unſerer Erde nehmen ſie noch 10,000,000 andere von gleicher Geſtalt an, welche ſich wechſelſeitig in drei Punkten berühren und zwiſchen einander eine gleiche Anzahl gleichſeitiger Zwiſchenräume laſſen, die mit Waſ-

*) Statt des Berges Zetchiavala nehmen die Braminen an, daß die Erde mit einer ungeheuren Schlange, Namens Ananda oder Vaſuchi umgeben ſey. *Paulini a S. Bartholomaeo Muſei Borgiani Codd. Mſſpt. illuſtrati.* Rom. 1798. p. 211.

ſer gefüllt ſind. Da die Sonnenſtrahlen nicht zu demſelben gelangen können, ſo iſt es entſetzlich kalt. Die Tiefe dieſer 10,000,000 dreieckigen Zwiſchenräume iſt 84,000 Juzana und jede Seite davon iſt 3000 Juzana lang." *)

II. „In der Mitte des erhabenſten Theils unſerer Erde ſetzen die burmäniſchen Schriften den größten von allen Bergen, den Mienmo. **) Er iſt über der Oberfläche der See 84,000 Juzana erhoben und erſtreckt ſich

*) Dieſe Zahl giebt einen Beweis von der geringen Kenntniß der Geometrie in Hindoſtan, als dieſe Lehre erfunden ward.

**) Mienmo iſt, wie ich glaube, ein burmaniſches Wort, das: Berg der Erſcheinung bedeutet. Es ſcheint eben das auszudrücken, was das: Meru Paravaba der Braminen, welches vielleicht Worte aus dem Sanſcritt oder dem Pali von gleicher Bedeutung ſind. Der ſinnreiche Wortforſcher Paulinus (*Muſ. Borg.* p. 281 ſq. u. a. a. O.) macht bei ſeiner Beſchreibung eine Abbildung der tibetaniſchen Kosmographie eine wunderliche Verwirrung, da er annimmt, daß der eingebildete Meru oder Mienmo einerlei mit dem beſchneiten Hemavunta oder Himaleh ſey, der wirklich exiſtirt. Die kosmographiſche Tafel aus Tibet iſt im Grunde nichts weiter, als ein roher Verſuch die oben gelieferte allgemeine Kosmographie darzuſtellen, ausgenommen, daß auf derſelben der Mienmo und die ihn umgebenden 7 Bergketten und den dazwiſchen liegenden Siba als Viereck abgebildet iſt, da ihm die Beſchreibung der Rahans eine kreisförmige Geſtalt geben.

eben ſo weit unter dieſelbe. Wenn man ein großes Faß nimmt und es zur Hälfte unter Waſſer taucht, ſo daß der eine Boden obenauf kommt, ſo ſoll man ein genaues Bild von der Geſtalt, Lage und Stellung des Mienmo haben. Der Durchmeſſer der oberen Ebene auf dem Berge iſt 48,000 Juzana. Dieſe ungeheure Maſſe ſteht auf drei Füßen, welches drei, jeder 3000 Juzana hohe Karfunkel ſind, die mit dem Sila Pathavy in Verbindung ſtehen. Den König der Berge Mienmo umgeben ſieben Reihen Berge, als eben ſo viele Gürtel, rund um und in den Räumen zwiſchen den Bergreihen fließen ſieben Flüſſe, die Sida *) heißen, weil ihr weißes Waſſer hell wie Kryſtall und ihre Leichtigkeit ſo groß iſt, daß ſie nicht die kleinſte Feder tragen können. Die Höhe dieſer Berge und die Weite und Tiefe dieſer Flüſſe nimmt in eben dem Maaße ab, wie ſie ſich mehr vom Mienmo entfernen und zwar in doppeltem Verhältniſſe. So iſt die erſte Bergkette, die Jugando heißt, 84,000 Juzana hoch und der erſte große Sida oder Fluß zwiſchen dem Mienmo und Jugando iſt eben ſo tief und breit. Die zweite Bergkette iſt 42,000 Juzana hoch und der zweite Sida von gleicher Breite und Tiefe. In ähnlichem Verhältniſſe nehmen die übrigen ab."

III. „Den vier Kardinalpunkten des Mienmo

*) In der Sprache von Arakan heißt Sida: See, welchen die Burmanen Pan-lay nennen. Ich glaube daher Sida würde beſſer durch See überſetzt, als durch Fluß, wie der Miſſionair gethan hat.

Digitized by Google

gegenüber liegen im Ocean vier groſse Inſeln, die von Menſchen und Thieren bewohnt werden. Die öſtliche Inſel heiſʒt Vioppavideha, hat eine Geſtalt wie der Mond in den Vierteln und 21,000 Juzana im Umkreiſe. Die weſtliche Inſel gleicht dem Vollmond, heiſʒt Amaragoga und hat einen ähnlichen Umfang. Unchegou, die nördliche Inſel iſt viereckig und hat 24,000 Juzana im Umkreiſe. Endlich die ſüdliche Inſel Zabudiba wird von uns bewohnt, ſieht wie ein Trapezium aus, und hält 30,000 Juzana im Umfange. Dieſe Namen ſind von verſchiedenen groſʒen Bäumen entlehnt, welche die geheiligten Symbole jeder Inſel ſind. Weil der heilige Baum der ſüdlichen Inſel der Zabu iſt, ſo heiſʒt ſie alſo Zabudiba oder die Inſel des Baums Zabu, *) da diba im Pali: Inſel bedeutet."

*) Dieſer Baum Zabu iſt lediglich ein Geſchöpf der Einbildung, da hier keine Pflanze ſo heiſʒt. Inzwiſchen bemerkte ich, daſʒ die Burmanen eine Art religiöſer Verehrung gegen den Bo-ahe-bayn oder die Ficus religioſa äuſʒern. Nach den Charakteren, mit denen dieſer Name geſchrieven wird, zu urtheilen, iſt es offenbar ein Wort aus dem Pali oder dem Sanscritt, und die Ehrerbietung gegen dieſen Baum iſt von Hindoſtan eingeführt worden. Man erzählt, daſʒ ſich Gobama an denſelben, wie er ermüdet war, lehnte. Die dem Baume bezeigte Ehrerbietung ſcheint daher ſich hauptſächlich darauf zu gründen, daſʒ man ihn als eine Stütze des Gottes betrachtet. Doch ſcheint ihn der religiöſe Codex nicht für beſonders wichtig zu halten, da er ihn in dem Verzeichniſſe der Religionspflichten, welches wir nachdem anführen werden, nicht erwähnt.

Digitized by Google

IV. „Außer dieſen vier großen Inſeln nehmen die burmaniſchen Schriften noch 2000 kleinere an, von denen je 500 zu einer der größeren gehören. Alle dieſe kleinen Inſeln ſind von derſelben Geſtalt, als die gröſſern, von denen ſie abhängen. Außer denſelben iſt alles mit einem weiten, unſchiffbaren Meere bedeckt. Auch behaupten ſie, daß die vier verſchiedenen Seiten des Mienmo ihre verſchiedenen Farben nicht nur dem ihnen gegenüberliegenden Meere, ſondern auch den Inſeln und ihren Bewohnern mittheilen. So iſt die öſtliche Seite des Mienmo Silber. Daher iſt die öſtliche Inſel mit ihren Einwohnern, ihren Bäumen und Flüſſen und die ganze öſtliche See bis zum Berge Zetchiavala ſo weiß als Milch. Auf ähnliche Weiſe theilt die gläſerne Oberfläche der Weſtſeite des Mienmo der großen weſtlichen und den 500 kleinen darum liegenden Inſeln, ſo wie dem ganzen Ocean, der weſtlich vom Mienmo liegt, eine grüne Farbe mit. Eben ſo ſprechen ſie von den beiden andern, dem nördlichen und ſüdlichen Theile. Es iſt daher der große Ocean in vier Meere getheilt: das weiße, das grüne, das gelbe und das braune.“

V. „Die Burmanen glauben nicht, daß das Meer überall gleich tief ſey. Zwiſchen den großen und den kleinen ihnen zugehörigen Inſeln iſt die See wenig tief und ſo ruhig, daß ſie bequem beſchifft werden kann. Aber die Meere zwiſchen den großen Inſeln, ſo wie auch die zwiſchen dem Mienmo und dieſen Inſeln auf der einen und denſelben und dem Zatchiavala, auf der andern Seite haben die ungeheure Tiefe von 84,000 Ju-

zana. Auf dieſen Meeren erheben ſich Wogen von 60 bis 70 Juzana Höhe. Es giebt darin viel ſchreckliche Wirbel, die die größten Schiffe verſchlingen können und ungeheure, monſtröſe Fiſche von 500, ja 1000 Juzana lang. Wenn ſich dieſe Fiſche nur rühren, ſo iſt das Waſſer, als wenn es kochte. Wenn ſie ſich aber mit ihrem ganzen Körper aufwärts bewegen, ſo erregen ſie Stürme, die ſich 500 bis 800 Juzana umher erſtrecken. Deshalb ſind dieſe Meere den Schiffen unzugänglich. *) In den burmaniſchen Schriften ſteht, daß ein Kula= (europäiſches) Schiff verſucht hätte, dieſe Meere zu befahren, aber verſchlungen worden ſey. Daher hat man geſchloſſen, daß zwiſchen den vier großen Inſeln keine Verbindung ſtatt finden könne, und deshalb nehmen die Burmanen an, daß die Schiffe, die aus Europa in ihr Reich kommen, aus einigen der kleinen Inſeln ſind, die zu Zabudiba gehören, und nennen die Europäer gewöhnlich die Bewohner der kleinen Inſeln."

Obgleich die Religion und die Unwiſſenheit die Burmanen bei ihrer erſten Bekanntſchaft mit Europäern ſie zu ſolchen Meinungen in ihrem Betreff veranlaſſen konnten, ſo ſind ſie jetzt durch beſſere Berichte von

*) In der *Cosmogenia Indico - Tibetana*, die uns Paulinus mitgetheilt hat, finden wir eine rohe Abbildung eines Schiffes zwiſchen Zabudiba und den zugehörigen Inſeln, wahrſcheinlich um zu zeigen, daß der zwiſchenliegende Theil des Meeres ſchiffbar ſey. Ich wundere mich, daß die Aufmerkſamkeit des guten Paters in demſelben nicht Noah's Kaſten erblickte.

Digitized by Google

ihrem Irrthume doch zurückgekommen, und ich hörte zu Amarapura Britannien jederzeit Pyee-gye oder das groſse Königreich nennen.

Von den lebendigen Weſen im Univerſum, ihrem Glücke und Elend, und von der Dauer ihres Lebens.

VI. „Die burmaniſchen Schriften theilen alle lebende Weſen in drei Klaſſen. 1. Chama oder erzeugende Weſen; 2. Rupa, materielle, aber nicht erzeugende Weſen; 3. Arupa, immaterielle Weſen oder Geiſter. Dieſe drei Klaſſen ſind wieder in 31 Geſchlechter getheilt, von denen jedes ſein eigenes Bon oder ſeine beſondere Wohnung hat. Die erſte Klaſſe Chama zählt 11 Geſchlechter, Bons oder Arten der Exiſtenz, von denen 7 ſich in einem glücklichen, 4 aber in einem unglücklichen Zuſtande befinden. Letztere heiſſen Apé. Das erſte im glücklichen Zuſtande lebende Geſchlecht begreift die Menſchen. Die übrigen ſechs glücklichen Bons haben Nat oder höhere Weſen inne. Die vier Apé ſind in der Hölle, wo Weſen für ehemalige Verbrechen geſtraft werden. Die zweite Klaſſe, die der Rupa, hat 16 Bons oder Wohnungen und die vierte, die der Arupa oder körperloſen Weſen, vier."

VII. „Ehe ich die Topographie dieſer Wohnungen, und die Beſchreibung der in ihnen befindlichen Weſen gebe, muſs ich einige Nebenumſtände erwähnen."

Digitized by Google

1. „Bekanntlich nehmen die burmaniſchen Gelehrten die Seelenwanderung an. Aber ihre Begriffe darüber ſind von den gewöhnlichen ganz verſchieden. Denn gewöhnlich glaubt der Anhänger der Metempſychoſe, daß die Seelen, welche die Körper beleben, nach dem Tode dieſer Körper ſich in andere begeben. Die Burmanen hingegen behaupten, daß im Tode eines Menſchen, Thiers oder lebenden Weſen, Seele und Körper zugleich ſterben, — (denn nach ihnen hat jedes lebende Weſen eine Seele —) und daß nach dieſer Auflöſung aus denſelben Materialien ein anderes Weſen entſtande, welches den guten oder ſchlechten Handlungen des vergangenen Lebens gemäß ein Thier, oder ein Menſch oder ein Nat oder ein Rupa u. ſ. f. werde. — Weiter behaupten ſie, daß alle Weſen dieſem Wechſel ſo lange unaufhörlich, während der Dauer einer oder mehrerer Welten, unterworfen wären, bis ſie ſolche Handlungen verübt hätten, die ihnen ein Recht zum Nieban, dem vollkommenſten Zuſtande geben, der in einer Art von Vernichtung beſteht, in dem die Weſen von allen Veränderungen, Elende, Tod, Krankheiten und Alter frei ſind.“

Wegen des Niebans mag der Leſer den unten folgenden Aufſatz des Zarado nachſehen. Das Wort Vernichtung, was hier mein Freund und die Miſſionare überhaupt davon gebrauchen, iſt ein ſehr unpaſſender Ausdruck. Nieban bezeichnet einen von allen den Unfällen, welchen die Menſchheit unterworfen iſt, freien Zuſtand, aber keineswegs Vernichtung. Auch iſt das

Nieban nicht eine Verſchmelzung mit dem Weſen der Gottheit, eine Lehre, die Plato und die Braminen gemein haben, und beide wohl von den Magiern borgten. Der Glaube des Godama hält die Meinung von einem göttlichen Weltſchöpfer für höchſt irreligiös.

Man ſollte glauben, daß dieſe Lehre von Seelenwanderung bei den Anhängern des Godama den Glauben an Geſpenſter und Erſcheinungen der Todten erſtickte. Das iſt aber der Fall nicht. Wie einige Perſonen von der chineſiſchen Geſandtſchaft während unſers Aufenthalts zu Amarapura, wo ſie neben uns wohnten, ſtarben, ſo verurſachte dies den Weibern und Kindern in der Nachbarſchaft viel Schrecken, da man wahrſcheinlich glaubte, ihre Geiſter kämen ſchwerer zur Ruhe, als die der Einwohner.

2. „Die Burmanen nehmen nicht eine Welt, ſondern eine unendliche Zahl von Welten, die auf einanden folgen, an; ſo daß, wenn eine Welt zerſtört iſt, eine andere von derſelben Geſtalt und Größe einem gewiſſen Geſetze zu Folge, entſteht, das Dammada heißt, und das man durch Schickſal überſetzen kann. Welches die erſte Welt war, und welche die letzte ſeyn wird, behaupten ſie nicht, zu wiſſen. Sie ſagen: ſogar Godama wiſſe das nicht. Hieraus ſchließen aber einige burmaniſche Lehrer, daß dieſe Welten weder einen Anfang hatten, noch ein Ende nehmen werden, oder daß die ſucceſſiven Zerſtörungen und Wiedererſchaffung der Welt einem großen Rade gleichen, in dem man weder Anfang noch Ende beſtimmen kann.

VIII. „Ehe wir von der Lebensdauer, welche obenerwähnte Weſen haben, reden, iſt es nöthig, von der wunderbaren Dauer, welche die Burmanen für eine Welt feſtſetzen, etwas anzuführen. Sie behaupten, daß das Leben der Menſchen, die die ſüdliche Inſel jetzt bewohnen, nicht immer ſo lange dauerte, als jetzt und auch in der Folge nicht dieſelbe Dauer behalten wird. Denn es wird im Verhältniß mit den guten oder böſen Handlungen denſelben verlängert oder verkürzt. Das Leben der erſten Menſchen oder Bewohner von Zabudiba füllte eine Aſſenſchii aus. Ein Aſſenſchii iſt aber eine unendliche Reihe von Jahren. Um von derſelben einen Begriff zu geben, ſagen die burmaniſchen Lehrer, daß wenn es drei Jahre unaufhörlich über der ganzen Oberfläche dieſer Erde, die 1,203,400 Juzana im Durchmeſſer hat, regnete, die Zahl der gefallenen Tropfen der Anzahl der Jahre eines einzigen Aſſenſchii gleich ſeyn würde. Nach dieſen erſten Einwohnern lebten ihre Kinder, Enkel, u. ſ. f. immer nach und nach kürzer, je nachdem ſie minder tugendhaft blieben, und endlich war die menſchliche Lebensdauer auf 10 Jahre herunter gekommen. Dies war der Zuſtand der größten Verderbniß. Die Kinder von dieſen lebten in Betracht der kurzen Dauer ihrer Aeltern tugendhafter, und ein Leben von 20 Jahren lohnte ſie. Deren Kinder und fernere Abkömmlinge, die immer in der Uebung des Guten zunahmen, verlängerten ihr Leben auf 30, 40, 80, 100, 1000, 10,000 Jahre, und lebten endlich ein Aſſenſchii hindurch. Dieſe ſucceſſive Abnahme der menſchlichen Lebensdauer von einem Aſſenſchii bis zu

10 Jahren, und die darauf wieder folgende Zunahme deſſelben von 10 Jahren bis zu einem Aſſenſchii muß nun 64 mal während der Dauer einer Welt vorfallen, ehe dieſelbe zerſtört wird. In der gegenwärtigen Welt ſind erſt 11 ſolche Wechſel vorgefallen, und vor ihrer Zerſtörung müſſen alſo noch 53 erfolgen. Die Zeit, welche die ganze ſucceſſive Ab- und Zunahme der Lebensdauer des Menſchengeſchlechts begreift, heißt Andrakat; 64 Andrakat machen ein Aſſenſchiekat und 4 Aſſenſchiekat ein Mahakat."

IX. „Wir wollen nun das Glück und das Elend der lebenden Weſen, und die Bons oder ihre Wohnungen betrachten. Wir fangen mit den glücklichen und zwar mit dem erſten Geſchlechte der Klaſſe Chama *), den Menſchen an."

„Der Diameter dieſer ſüdlichen Inſel iſt 10,000 Juzana. Rechnet man 3000 Juzana für Wälder und Einöden und 4000 für Waſſer auf der Oberfläche derſelben ab, ſo bleiben 3000 für den Durchmeſſer des Bons oder des Wohnorts der Menſchen. Wenn man die Lebensdauer der jetzigen Menſchen auf 80 Jahr ſetzt, ſo rechnet man etwas reichlich. Unter uns giebt es Reiche und Arme; Menſchen von Kenntniſſen und hellem Verſtande, und wieder Unwiſſende und von ſchlechten Talenten. Manche drücken Kummer und Noth nieder, manche leben frei von Sorge und Furcht ruhig und glück-

*) Siehe oben Abſatz VI.

lich. Einige leben niedrig und verachtet, andere geehrt und ſind Fürſten oder Befehlshaber. Einige ſind ſchön, andere häßlich. Endlich ſterben manche früh, und manche ſpät. Dieſen verſchiedenen Lebenszuſtand beſtimmt Godama nach dem guten oder böſen Wandel in einem früheren Leben. Doch davon wird unten ausführlicher gehandelt."

„Wir wollen nun die Meinungen der Burmanen über die Menſchen oder Bewohner der andern 3 großen Inſeln anführen."

Die Einwohner von Pioppavideha und Amaragoga leben nicht wie wir, bald länger, bald kürzer, ſondern durchaus 500 Jahre. Ihre Geſichtsbildung gleicht der Geſtalt der von ihnen bewohnten Inſeln. So ſehen die Bewohner der öſtlichen Inſel, wie der Mond in den Vierteln, und die der ſüdlichen, wie der Vollmond, aus. Sie ſind auch in der Größe von uns unterſchieden. Die auf Pioppavideha ſind 9 Ellen hoch; die auf Amaragoga aber nur 6. In Sitten, Ackerbau, Handel und Künſten, ſind ſie uns auf Zabudiba ähnlich."

„Jede der 4 großen Inſeln hat ihren heiligen Baum, welcher bei Entſtehung der Welt mit deren Bewilligung, und durch die Macht des Schickſals entſtand, und ſo lange dauern wird, als die Welt ſelbſt. Die Höhe dieſer Bäume ſoll 100 Juzana ſeyn, und die Aeſte erſtrekken ſich kreisförmig, 50 Juzana nach jeder Seite, ſo

Digitized by Google

daß der Umkreis der Krone 300 Juzana iſt. Der Stamm hat 18 Juzana im Umfange.“

XI. „Die Einwohner der nördlichen Inſel unterſcheiden ſich von den übrigen gänzlich. Sie treiben weder Handel noch Ackerbau, noch ſonſt ein Gewerbe. Auf dieſer Inſel wächſt ein Baum, Namens Padeza-bayn, der ſtatt der Früchte, koſtbare Kleidungsſtücke von aller Art trägt. Auch brauchen die Einwohner von Unſchegru den Boden nicht anzubauen, da derſelbe Padezabayn eine Art köſtlichen Reiß ohne Hülſen trägt. Hungern die Einwohner, ſo legen ſie den Reiß nur auf einen dort häufigen Stein mit Namen Zotraſſa, aus dem ſogleich Wärme hervorgeht, und den Reiß gar kocht. So wie das geſchehen iſt, geht das Feuer wieder von ſelbſt aus. Während die Leute den Reiß verzehren, erſcheinen auf dem Padeza-bayn mehrere Gerichte von dem feinſten Haut-goût, wobei ſich der Baum nach dem individuellen Geſchmacke eines jeden richtet. Dieſe Nahrung iſt ſo ſubſtantiös und ſtärkend, daß die Mahlzeit eines Menſchen für mehrere hinreichen würde, und daß man nach dem Eſſen 7 Tage gar nicht hungert. Was von der Mahlzeit übrig bleibt, verſchwindet auf ihren Befehl. Wegen dieſer Nahrung werden die Eingebornen von keiner Krankheit befallen. Auch iſt ihnen das Alter nicht läſtig; denn ſie leben 1000 Jahre glücklich und ruhig in beſtändiger Kraft und der Geſtalt, als wenn ſie 18 Jahre alt wären.“

„Die Art, wie ſich dieſe Inſulaner verheurathen,

iſt merkwürdig! Die Frauen ſind dort nicht den gewöhnlichen weiblichen Reinigungen unterworfen, und gebären ihre Kinder ohne Schmerzen. Wenn die Zeit ihrer Entbindung da iſt, ſo tragen ſie ihre Kinder auf die Straße und laſſen ſie daſelbſt. Doch ſterben die ſo von ihren Aeltern verlaſſenen Kinder nicht; denn die Vorübergehenden ſtecken ihre Fingerſpitzen ihnen in den Mund, aus denen ſie einen trefflichen, nektariſchen Liquor ſaugen, der ſie ſieben Tage lang erfriſcht und ernährt, nach deren Ablaufe ſie völlig erwachſen ſind. Keiner von ihnen kennt ſeine Verwandten, und dies nicht allein aus eben erwähntem Grunde, ſondern weil alle Einwohner von gleicher Geſtalt und Farbe ſind. Wünſchet daher ein verliebtes Paar ſich zu verheurathen, ſo begiebt es ſich in den Schatten eines überaus lieblichen Baums. Sind ſie nicht nahe verwandt, ſo biegt der Baum ſeine Zweige und ſein Laub hernieder, und bildet eine köſtliche Laube, in der ſie ihre Ehe vollziehen. Dies geſchieht aber nicht, wenn ſie nahe verwandt ſind, woraus ſie denn dieſes Verhältniß ſogleich ſchließen, und alle nähere Verbindung aufgeben. Dieſe Inſulaner ſind nicht verliebt, denn ſie vollbringen die Pflicht der Ehe nur 10 mal. Manche enthalten ſich derſelben während ihres ganzen Lebens; manche werden nach 6 oder 7 maliger Vollbringung derſelben, vollkommne, heilige Menſchen, die alle ihre Leidenſchaften und alle ihre Gemüths-Affekten beſiegt haben. Aus dieſem Grunde weint oder klagt auch Niemand auf der Inſel über einen Todesfall. Der Leichnam wird an einen gewiſſen Ort gelegt, wohin ſehr große Vögel kommen, die ihn in eine andere Ge-

gend der Inſel tragen, und dort verſpeiſen. Dieſe Inſulaner ſind zwar 13 Ellen hoch, aber ſehr ſchön, vorzüglich die Weiber, deren Glieder ungemein zart, biegſam und wohlgebaut ſind. Ihre Farbe iſt golden, ſo wie die der ganzen Inſel, wie oben bemerkt; da ſie der Goldſeite des Bergs Mienmo gegenüber liegt."

„Ueberdem iſt die nördliche Inſel die angenehmſte von allen. Es iſt da weder zu heiß, noch zu kalt, noch Regenwetter, noch irgend andere üble Witterung. Man findet da weder wilde Thiere, noch Schlangen, noch giftige Inſecten, die dem Leben des Menſchen gefährlich wären. Ihre glücklichen Bewohner brauchen keine Häuſer, ſondern leben für immer unter dem freien Himmel. Ueberall ſtehen die ſchönſten Bäume in Menge. Sie ſind von Goldfarbe, und von ihnen hängen in größter Fülle und Verſchiedenheit, die köſtlichſten Früchte und die ſüßduftendſten Blumen herab. Aus denſelben quellen ſehr glänzende Harze, welche die Einwohner zu balſamiſchen Salben brauchen. Durch die Inſel fließen lauter Flüſſe von Sandelholz-Waſſer, in denen ſich die Einwohner mit Schwimmen beluſtigen. — Ob nun aber gleich dieſe nördlichen Inſulaner, die übrigen an Glückſeligkeit übertreffen, ſo ſind die Bewohner der ſüdlichen Inſeln ihnen doch an feinem Betragen, Verſtand und Liſt überlegen."

Bei allen Verehrern des Buddha, wird Liſt für eine große Tugend gehalten, und ich vermuthe, nach der Praxis zu urtheilen, daß die Lehre der einfältigen

Pandits, wie ſie Sir W. Jones nennt, in dieſem Punkte die Moralität ihrer hindoſtaniſchen Bekehrten eben nicht verbeſſert habe.

XII. „Die Bewohner der nördlichen, öſtlichen und weſtlichen Inſel, kommen nach dem Tode weder in die obern Wohnungen der Nat, noch in die untern der Apé oder Verdammten, wie die Einwohner unſerer ſüdlichen, Zabudiba; ſondern werden immer von neuem zu Bewohnern derſelben Inſel, auf der ſie zuvor lebten, geboren. Ob nun gleich dies in mancher Hinſicht, vorzüglich für die Bewohner der nördlichen Inſel, wünſchenswerth zu ſeyn ſcheint, ſo wird doch Niemand, der Vernunft und Ueberlegung beſitzt, nach der Meinung der burmaniſchen Lehrer, lieber ein Bewohner der nördlichen, als der ſüdlichen Inſel ſeyn wollen. Denn bloß ein Bewohner der letztern, kann durch das Verdienſt ſeiner Handlungen ſich in die Wohnungen der Nat, ja ſelbſt in den höchſten und vollkommenſten Zuſtand Nieban erheben. Daher heißt in den burmaniſchen Schriften, das ſüdliche Eiland wohl auch: die Straße zum Nieban."

XIII. „Nach den Menſchen kommen die ſechs Claſſen der Nat's oder Genien und ihre Wohnungen. Die Claſſen heißen: 1. Zadumaharit, 2. Tavateinza, 3. Jama, 4. Duſſida, 5. Neinmanarati und 6. Paraneimmatavaſſanti. *) Außer:

*) Die Braminen haben ihre Götter mit deren Familien in dieſe ſechs Wohnungen der Nats placirt. M. ſ. *Paulini Muſ. Borg.* p. 233.

dieſen ſind noch die Rupa und Arupa. Die Bons oder Wohnungen der Nat's liegen folgendergeſtalt. In der Fläche, die von der Spitze des Jugando anfängt, und ſich ſo von der Mitte des Mienmo bis zum Gebirge Zetchiavala, der dieſe Erde umſchließt, erſtreckt, iſt die Wohnung der erſten Claſſe der Nat, Zadumaharit genannt. Zu dieſer Claſſe gehören Sonne, Mond, Sterne und Planeten, die den Burmanen zufolge, die Paläſte einzelner Nat's ſind. Von der Mitte des Mienmo bis zum Gebirge Zetchiavala iſt die Wohnung der zweiten, Tavateinza genannten, Claſſe der Nat. 42,000 Juzana über den Tavateinza, wohnen die Jama. Ueber ihnen wohnt in gleicher Entfernung die vierte Claſſe, und eben ſo die beiden folgenden in gleichen Entfernungen über einander. Alle dieſe Wohnungen ſind horizontale Ebnen, deren Ränder mit dem Gebirge Zetchiavala parallel laufen. Ueber den Bons der Nat wohnen die 16 Claſſen der Rupa, die folgendergeſtalt vertheilt ſind. 558,000 Juzana über der höchſten Wohnung der Nat ſind 3 Bons der Rupa, die auf einer Fläche in der Form eines gleichſeitigen Dreiecks liegen. Jede Wohnung iſt von der andern 558,000 Juzana entfernt. Die hier lebenden Rupa heißen die erſten Zian. In gleicher ſenkrechten Entfernung von 558,000 Juzana wohnen die zweiten Ziam, auf einer gleichen Ebne eben ſo vertheilt. Eben ſo liegen 558,000 Juzana höher, abermals drei Wohnungen für die dritten, und in gleicher Entfernung zwei für die vierten Zian. Die übrigen fünf Wohnungen für die Rupa

ſind einzeln und in der gleichen Entfernung von 558,000 Juzana über einander. Ueber ihnen befinden ſich endlich in eben ſo großen ſenkrechten Entfernungen, die vier Wohnungen der Arupa oder unkörperlichen Weſen. Nach den Burmanen iſt die Entfernung des höchſten Wohnorts der Arupa von unſerer Erde ſo groß, daß ein von demſelben heruntergeſtürzter Felſen 4 Jahre brauchen würde, um auf derſelben anzukommen. Aber ich zweifle, ſagt der Miſſionar, daß dieſe Rechnung mit unſern Beobachtungen über die Beſchleunigung des Falles übereinſtimme."

XIV. „Jetzt wollen wir das Glück und die Lebensdauer der uns nächſten Claſſe der Nat, der Zadumaharit betrachten. Die Regierung dieſer Wohnung haben vier Könige oder Fürſten der Genien. Die Hauptſtadt des erſten liegt öſtlich vom Mienmo auf der Spitze des Jugando, und iſt 1000 Juzana lang und breit. Wenn wir von der Hauptſtadt der Nats Tavateinza reden, wollen wir die Thore, Straßen und andere Gegenſtände in dieſer prachtvollen Stadt beſchreiben, da ſie in beiden Städten einerlei ſind. Der Palaſt dieſes Königs iſt nach allen Seiten 25 Juzana groß. Alle Pfeiler, Mauern und Bäume ſind von Silber. Die Hauptſtadt des 2ten Königs liegt nördlich, des dritten weſtlich und des vierten ſüdlich vom Mienmo. Sie ſind alle von gleicher Lage und Größe mit der erſten. In dieſer ganzen Wohnung wächſt der Padeza-bayn, (ſ. oben Abſatz XI.) der die Nats mit Kleidung, köſtlichen Speiſen und mit Allem verſorgt,

Digitized by Google

was ihnen zur Zierde oder zum Genuſſe dient. Ueberall trift man Flüſſe, Seen und die ſchönſten Gärten, und die ganze Wohnung iſt mit lauter Gegenſtänden des Vergnügens erfüllt. In dieſer Wohnung ſind, ſo wie in den übrigen Wohnſitzen der Nats Männer und Weiber, die die eheliche Pflicht wie die Menſchen ausüben, (sed in coitu non semen, sed solum aëra vel ventum emittunt). Die Bewohner dieſer obern Wohnungen werden aber nicht, wie auf der Erde, durch die Bruſt der Mutter im Anfange ihres Daſeyns ernährt, ſondern gleich vollkommen geboren, als wären ſie 15 Jahre alt. Die Nats dieſes Wohnſitzes haben ſich eine Claſſe niederer Genien, die auch Nats heißen, unterworfen. Dies ſind Rieſen, große Vögel, böſe Geiſter, Drachen und dergleichen, und bewohnen den Abhang des Berges Jugando. Auch in dieſem Wohnſitze wächſt ein großer, heiliger Baum, ſo wie auf den vier großen Inſeln der Erde, und dauert ſo lange als die Welt.

„XV. Wir haben geſagt, daß zum Wohnſitz der Zadumaharit Sonne Mond und Sterne gehören. Dies ſind die Paläſte der vom Schickſal beſtimmten Nats, welche dem Menſchen Licht geben müſſen, Tag und Nacht ſcheiden, Jahre, Jahrszeiten und Monate trennen, und den Menſchen Glück und Unglück prophezeien. Es iſt hier daher der Ort, von der burmaniſchen Aſtronomie zu reden.“

„Die Burmanen zählen acht Planeten, nämlich

Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn und einen andern unſichtbaren, Namens Rahu. *) Die Sonne oder der Palaſt des gleichnamigen Nat hat 50 Juzana im Durchmeſſer. Dieſer Palaſt iſt inwendig von Gold, auswendig von Kryſtall. Weil nun Gold und Kryſtall von Natur heiß ſind, ſo verurſachen die Sonnenſtrahlen überall Hitze. Der Mond iſt der Palaſt eines Nat, der auch ſo heißt, und hat 49 Juzana im Durchmeſſer. Aeußerlich iſt er von Silber, inwendig von Karfunkel. Beides ſind von Natur kalte Körper. Daher ſind auch die Mondsſtrahlen kalt. Mars hat einen Durchmeſſer von 12 Juzana, Merkur von 15, Jupiter von 17, Venus von 19 und Saturn von 13. Ihr Umfang iſt dem dreifachen Durchmeſſer gleich. **) Den Fixſternen legen die Burma-

*) Ein Bewundrer orientaliſcher Weisheit könnte hier vielleicht das Georgium sidus (den Uranus) entdecken, und den fleißigen Herſchel um ſeine neuerliche Ehre bringen.

**) Hieraus möchte man ſchließen, daß die Burmanen oder alten Hindus ſo weit in der Geometrie gekommen wären, um zu wiſſen, daß die Peripherie zum Durchmeſſen wie 3 zu 1 ſich verhielte. Unterſucht man dies aber genauer, ſo findet man, daß ſie ganz ungereimte Sätze in dieſer Wiſſenſchaft aufſtellten. (M. ſ. oben Abſatz I. über die Welt.) So ſetzen ſie den Durchmeſſer der Inſel Zabudiba 10,000 Juzana, behaupten aber, daß drei Flächen deren Durchmeſſer 4000, 3000 und 3000 Juzana ſind, dem ganzen Inhalt der Inſel gleich wären. (S. oben Abſatz IX.) Auch nehmen ſie an, daß der Umfang der viereckigen Inſel Unſchegen nur ihrem dreifachen Durchmeſſer gleich ſey.

Digitized by Google

nen kein Maaß bei. Nach ihnen bewegen ſich Sonne, Mond und Sterne nicht um die Erde, ſondern in einer mit derſelben parallelen Ebene um den großen Berg Mienmo. Die Sterne weichen, nach ihrer Meinung, bei ihrer Bewegung weder nördlich noch ſüdlich ab. Aber die Declination der Sonne, des Monds und der andern Planeten kennen ſie wie wir. Sie ſagen, die Sonne gienge von Süd gegen Nord und wieder von Nord gegen Süd, indem ſie durchaus ſich in den 12 Conſtellationen, die wir die Zeichen des Thierkreiſes nennen, aufhielte. Auch wiſſen ſie, daß nach einem Jahre die Sonne wieder auf dem Punkte ſteht, wo ſie im Anfange deſſelben ſtand. Dieſelbe Revolution, zu der die Sonne ein Jahr braucht, vollendet der Mond in einem Monat.“

„Die Burmanen theilen das Jahr in drei Jahrszeiten, die heiße, die regnichte und die kalte, und um dieſe Jahreszeiten abzutheilen, nehmen ſie drei Bahnen am Himmel an, (ob ſie gleich wiſſen, daß Sonne und Mond durch die tägliche Abweichung ihre Bahn verändern,) nämlich eine innere, eine mittlere und eine äußere. Die innere liegt dem Mienmo zunächſt, und wenn die Sonne in ſie tritt, fängt die regnichte Jahrszeit an. Ihr Eintritt in die mittlere iſt der Anfang der heißen, und in die äußere der kalten Jahrszeit. Dieſe drei Wege, welche von einander 39,093 Juzana entfernt ſind, theilen den ungeheuern Raum zwiſchen dem Mienmo und dem Zetchiavala in 4 Zonen. Die innere Bahn entſpricht unſerm Sommerſolſtitio, die mitt-

lere den Aequinoktien und die äußere dem Winterſolſtitio, oder genauer zu reden: Die erſtere dem Wendekreis des Krebſes, die andre dem Aequator, und die dritte dem Wendekreis des Steinbocks. Außer dieſen drei Bahnen nehmen die burmaniſchen Gelehrten noch drei Pfade übereinander an, wodurch ſie, ſo gut wie wir, nur auf andre Art, zugeben, daß die Sonne der Erde bald näher, bald ferner iſt. Der höchſte dieſer Pfade heißt der Elephanten-Weg, der mittlere der Ochſen- und der untere der Ziegenweg, weil ſich dieſes Thier gern an trocknen und warmen Stellen aufhält. Wenn daher die Sonne im Ziegen-Wege iſt, ſo bringt ſie viel Hitze und Trockniß des Landes zuwege. Eben ſo regnet es ſtark und iſt ſehr kühl, wenn die Sonne im obern Wege läuft; deshalb heißt er der Elephanten-Weg, weil dieſe Thiere Kühle und Feuchtigkeit lieben. Sie nehmen nicht an, daß die Bewegung der Sonne auf dieſen Wegen nach einem allgemeinen Geſetze geſchähe. Dies hängt bloß von den Menſchen ab. Handeln ſie rechtſchaffen und beobachten ſie die Geſetze, ſo bewegt ſich die Sonne im mittlern Pfade, und dann iſt die Witterung ſehr geſund. Uebertritt der Menſch aber ſeine Pflicht, ſo läuft die Sonne entweder auf dem obern oder untern Pfade, und beides iſt ſowohl für die Früchte der Erde, als für die Geſundheit der Menſchen höchſt nachtheilig. Die Sonne bewegt ſich ſchneller als der Mond. In der Straße, zunächſt dem Mienmo, macht ſie täglich 1,000,000 Juzana, in der mittlern 2,000,000 und in der äußeren 3,000,000 Juzana. Wegen dieſer täglichen Bewegung der Sonne, iſt in der nördlichen Inſel Mitter-

nacht, wenn in der ſüdlichen, Zabudiba, Mittag iſt. Zu gleicher Zeit geht im öſtlichen Eiland die Sonne unter und im weſtlichen auf."

„Obgleich Sonne, Mond und Sterne dem Auge rund erſcheinen, ſo dürfen wir ſie nach den Burmanen doch nicht für Kugeln halten; denn ſie ſind pyramidaliſch, und erſcheinen uns auf eben die Art rund, wie die Flamme eines Lichts, die man in einiger Entfernung ſieht. Eine Geſchichte, die in den burmaniſchen Büchern ſteht, bekräftigt ihnen dieſe Meinung. Ein König der Nats wünſchte ehemals einen gewiſſen Regenten von Zabudiba, der wegen ſeiner vielfachen Vollkommenheiten ſehr berühmt war, zu ſehen und zu ſprechen. Er ſchickte ihm alſo ſeinen Wagen, in Begleitung mehrerer Nats, um ihn abzuholen. Der Wagen erſchien den Menſchen im Anfange der Nacht, wie gerade der Mond aufgieng, und jeder dachte, es wäre ein zweiter Mond, bis er endlich an den königlichen Pallaſt kam."

„XVI. Ehe ich den Bericht über die burmaniſche Aſtronomie ſchlieſſe, will ich noch einige, ſich auf dieſen Gegenſtand und auf die Meteorologie beziehende, Bemerkungen beifügen."

„Es iſt ſchon angeführt, daß die burmaniſchen Schriften noch einen achten Planeten, Namens Rahu annehmen, der kein Licht von ſich giebt, und daher den Menſchen unſichtbar iſt. Folgendes iſt Rahus Be-

Digitized by Google

ſchreibung. Er iſt 48,000 Juzana hoch; ſeine Bruſt iſt 12,000, ſein Kopf 900, ſeine Stirn, Naſenlöcher und Maul ſind 300 Juzana breit; ſeine Finger 50, und ſeine Füße und Hände 200 Juzana dick. Wenn dieſer monſtröſe und faule Planet, der gleich den übrigen ein Nat iſt, über den Glanz der Sonne und des Mondes eiferſüchtig wird, ſo kommt er auf ihre Bahn herunter, und frißt oder nimmt ſie vielmehr in ſein Maul, muß ſie aber bald wieder ausſpeien; denn wollte er ſie in demſelben behalten, ſo würde ihr immerwährender Trieb, ihre Bewegung fortzuſetzen, ihm den Kopf zerſprengen. Zu andern Zeiten bedeckt er ſie mit ſeinem Kinn, oder leckt ſie mit ſeiner gewaltigen Zunge.. Auf dieſe Art erklären die burmaniſchen Schriften die totalen und partialen Sonnen= und Monds=Finſterniſſe und machen ihre Dauer von der Zeit abhängig, während der ſie Rahu im Munde oder unter dem Kinne hat. Nach den Rahans fällt Rahu alle 3 Jahr die Sonne und alle halbe Jahre den Mond an. Doch ſehen die Einwohner der ſüdlichen Inſel nicht alle Finſterniſſe, welche aber trotz ihrer Unſichtbarkeit hieſelbſt, auf den andern Inſeln geſehen werden können, falls die Sonne oder der Mond zur Zeit der Finſterniß über ihrem Horizonte ſteht."

„Die phyſiſche Urſache der Mondsphaſen, welche die Burmanen angeben, iſt folgende. Wenn der Mond in Konjunktion iſt, kann er kein Licht geben, weil die Sonne ſenkrecht über ihm ſteht, eben ſo wie ein Haus zu Mittage keinen Schatten giebt, (— ſo ſagen

Digitized by Google

die Burmanen, da ſie zwiſchen den Wendekreiſen leben. —) Da nun der Mond täglich 100,000 Juzana von der Sonne abtritt, ſo giebt der Theil von ihm, der von der Sonnenſcheibe frei wird, Licht, und dies Licht nimmt täglich nach Maaßgabe der immer größern Entfernung beider Himmelskörper zu, eben ſo wie ein Haus einen um ſo breitern und längern Schatten wirft, je weiter die Sonne nach Weſten vorrückt.“

„Die Wärme und Kälte der verſchiedenen Jahrszeiten erklären die Burmanen ſo. Von der Frühlings-Nachtgleiche bis zum Herbſt hat die Sonne ihren Lauf durchaus von Süd nach Nord, inzwiſchen der Mond zu gleicher Zeit von Nord nach Süd vorrückt. Es iſt dann warm, weil die Sonnenſtrahlen, die von Natur warm ſind, das Uebergewicht haben. Von der Herbſt-Nachtgleiche bis Frühlings-Anfang machen aber beide Himmelskörper den entgegengeſetzteu Weg, und weil dann die von Natur kalten Strahlen des Mondes prädominiren, muß die Witterung auch kalt ſeyn.“

„Der Urſachen des Regens ſind ſieben. Sie ſind theils phyſiſch, theils immateriell. 1) Die Kraft Naga oder der Schlangen, welche eine Art Nats ſind (m. ſ. oben: Abſatz XIV. am Ende;) 2) die Kraft Galoun oder der großen Vögel, die auch Nats ſind, (ſ. ebendaſelbſt;) 3) die Kraft Siſſa oder der Treue in Contracten und Verſprechungen; 4) die Kraft Sila oder der Befolgung der Geſetze; 5) die Kraft der gottesfürch-

tigen Menſchen*); 6) die Verdichtung der Wolken; 7) eine gewiſſe Art Nat's, die die Regenſchauer unter ſich haben und regnen laſſen, wenn ſie ausgehn, um ſich zu vergnügen. In einigen burmaniſchen Schriften ſteht, daß dieſe Nat's nicht ausgehen, wenn die Sonne auf dem Ziegenwege läuft, weil es ihnen dann zu warm iſt. Daher regnet es nicht in dieſer Periode. Aus dieſem Grunde kommen zu den Zeiten großer Dürre die Einwohner im burmaniſchen Reiche zahlreich mit Trommeln und einem langen Taue zuſammen und theilen ſich in zwei Parteien, die mit gewaltigem Lärm das Tau nach entgegengeſetzten Richtungen ziehen, indem ſich jede Partie bemüht, die andre fortzuſchleppen. Dadurch glauben ſie die Nats aus ihren Häuſern zu lokken, um ſich gleichfalls in der Luft einen Zeitvertreib zu machen. Der Donner und Blitz, die oft vor den Guß-

*) Ein gewiſſer König der Burmanen, der zu Arammattana oder Pougan reſidirte, ſoll ſo tugendhaft geweſen ſeyn, daß er nach Belieben konnte regnen laſſen, und das zwar ſo ſtark, daß ſeine Flotte überall, wohin er wollte, fahren konnte. Dies Hiſtörchen wurde uns in dieſer Stadt mit vielem Ernſte erzählt. Man ſagte, die beſten Hiſtoriker der Arammataniſchen Fürſten bürgten für die Wahrheit. Eben dieſer König war ein ſolcher Liebling Godama's, daß es zweimal während ſeiner Regierung Gold regnete, welches das ganze unfruchtbare Pougan bedeckte. Die ungemeine Menge Tempel und religiöſer Gebäude auf dieſer Ebene beweiſet allerdings, daß hier einſt ein ſehr bigotter Fürſt regierte. Wahrſcheinlich ſchrieben die Geiſtlichen ſeine Regierungsgeſchichte, und dieſe ermangeln ſelten, ihren Wohlthätern Weihrauch zu ſtreuen.

Digitized by Google

regen hergehen, ſind das Geklirr und der Widerſchein ihrer Waffen, da ſie oft untereinander Treffen zum Spaße liefern. So wie die burmaniſchen Schriftſteller Nat's oder Genien des Regens annehmen, ſo geben ſie auch, wie die alten Heiden, den Winden und den Wolken beſondere Nat's."

So viel meldet der Miſſionär von den phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſen der burmaniſchen Gelehrten, die, wie ich nicht zweifle, zugleich mit ihrer Religion und ihren Geſetzen aus Hindoſtan hierher eingeführt wurden. Höchſt wahrſcheinlich waren alſo dieſes die aſtronomiſchen Begriffe in Hindoſtan, vor der Einführung der Lehren der Braminen, die zwar tief in ein mythiſches Gewand gehüllt, doch in jeder Rückſicht viel richtiger ſind. Ich glaube nicht, daß ſie Godama oder die Jünger, die ſeinen Glauben ausbreiteten, erfanden, ſondern, daß ſie die in Hindoſtan damals üblichen Vorſtellungen ſind. Die Lehren der Rahans beſchäftigen ſich nämlich beinahe ausſchließend mit Theologie, Moral, Geſchichte und Lebensklugheit. — Da ſie dieſelben Zeichen für den Zodiakus brauchen, wie die alten Chaldäer, ſo darf man nicht zweifeln, daß ſie wenigſtens dieſen Theil ihrer aſtronomiſchen Kenntniſſe den Letzten verdanken. Dieſe konnten ſich hierher ohngefähr um die Zeit des Godama, durch die Eroberungen der Perſer unter Darius verbreiten. Doch glaube ich nicht, daß alle Kenntniſſe der Hindus zu Bouddhas Zeit, aus Babylon kamen. Nach Herodotus, unſerm beſten

Führer, ſehen wir, daß die Perſer *), kurz vor dieſem Zeitpunkte, ein ſehr unwiſſendes Volk waren, und Sir W. Jones hat uns ſehr wahrſcheinliche Gründe für den Glauben gegeben, daß die ächten Perſer von demſelben Stamme, wie die Hindus, waren. Man könnte daher ſchließen, daß im ſechſten Jahrhundert vor Chriſto, der ganze Stamm der Hindus eben ſo unwiſſend war, als ihre perſiſchen Brüder. Doch würde ein ſolches Raiſonnement nichts beweiſen. Warum ſollten nicht die Hindus von Matura oder Kaſchemir, eben ſo ihren Landsleuten in Perſien an Cultur überlegen geweſen ſeyn können, als die Araber in Ninive oder Babylon ihren Stammgenoſſen, den Nomaden in der Wüſte? Aber geſetzt auch! die Hindus wären unfähig geweſen, ſelbſt Wiſſenſchaften zu erfinden, warum konnten ſie nicht ſo gut aus Oſten, als auch aus Weſten Unterricht erhalten? Ihre öſtlichen Nachbarn hatten zu der Zeit beträchtliche wiſſenſchaftliche Fortſchritte gemacht, die um dieſe Zeit groß genug waren, einen Confucius hervorzubringen. Daß aber die Hindus ſelbſt beurtheilender Beobachtung fähig waren, um ſo in den Wiſſenſchaften weiter zu kommen, zeigt ihre, ihnen nicht abzuſtreitende Erfindung der Ziffern für die Arithmetik.

Während unſers Aufenthalts zu Amarapura ſah ich außer den Kalendern, die wahrſcheinlich von den

*) Ich rede hier von den eigentlich ſogenannten Perſern, den Einwohnern von Parſiſtan, die unter Cyrus die erſte perſiſche Monarchie begründeten.

Digitized by Google

Braminen verfertigt werden, mehrere Abhandlungen, die von aſtronomiſchen Gegenſtänden handeln ſollten. Johann Moſes, Akunwun von Hayntha-wade, gab Capitain Symes eine Abzeichnung der 68 burmaniſchen Conſtellationen, mit einer kurzen Erläuterung derſelben in burmaniſcher Sprache. Hier folgt eine Ueberſetzung *) davon, welche wörtlich abgefaßt iſt, damit man den Bau der Sprache einigermaaßen beurtheilen könne.

Jede Conſtellation wird auf ähnliche Art, wie die Sternbilder auf unſern Himmels-Globen und Charten mit einer Figur der Fantaſie bekleidet, welche Thadan oder Gemälde der Conſtellation heißt. Der Name dieſer Figur iſt oft mit dem der Conſtellation ſelbſt einerlei, gewöhnlicher aber davon verſchieden. Die Namen der letztern ſind entweder willkührliche Sprachzeichen oder Worte aus dem Pali, und dieſe Sprache verſtand mein Ueberſetzer nicht. Der geſchriebene Aufſatz weicht zuweilen von der Zeichnung, ſowohl in Rückſicht der Figuren, als der Zahl der Sterne ab. Da ich nicht wußte, was richtig war, ſo bin ich in beiden Fällen den Originalen gefolgt. Einige Figuren ſind einer Roſe ähnlich, und ſcheinen Planeten vorzuſtellen. Dieſe regieren gewiſſe Wochentage und gewiſſe Stunden des Tags. Den an-

*) Im Original befindet ſich auch eine Abbildung derſelben, ſo wie der beiden Mondsthierkreiſe, von denen weiter unten die Rede iſt.

Anm. d. Ueb.

dern Figuren ſind im Allgemeinen gewiſſe Städte oder Gegenden zugeordnet, und die Burmanen nehmen an, daß einer glänzenden Conſtellation ein fruchtbares und glückliches Land zugehöre, und daß eine dunkle das Entgegengeſetzte anzeige. Von mehreren dieſer Gegenden habe ich nie etwas gehört, konnte auch nichts von ihnen in Erfahrung bringen. Verſchiedene aber ſind im burmaniſchen Reiche oder in deſſen Nähe. *)

Ueberſetzung
der handſchriftlichen Nachricht von den burmaniſchen Sternbildern. **)

1. „Vom Sonntag der Stern."

2. „Die Pyain Conſtellation fünf Cirkel hat; „von Thoukkada Gegend die Conſtellation." Pyain iſt die kleine Art des weißen Reihers, die in Indien gemein iſt, und von den dortigen Engländern

*) Da ſich in dem Exemplare der *Asiatick Researches*, das ich wegen Vergleichung der Conſtellationen der Braminen zu Rathe zog, unglücklicherweiſe die Abbildung der letzteren, auf die ſich Sir W. Jones bezieht, nicht befindet, ſo habe ich bloß die Namen vergleichen können.

**) Ueberſetzer trug Bedenken, dieſes Verzeichniß aufzunehmen. Da aber die Erläuterungen deſſelben manche Nachrichten von wenig bekannten Gegenden enthalten, und eine Abkürzung nicht gut thunlich war, ſo hat es, und wie er hofft, nicht zum Mißfallen, der Freunde der genaueren Länderkunde Südaſien's, hier Platz gefunden.

Anm. d. Ueb.

Paddy = bird (Irländiſcher oder Froſchvogel) genannt wird. Unter den Cirkeln werden Sterne verſtanden, da dieſe in den Sternbildern durch kleine Kreiſe vorgeſtellt werden, eine Bezeichnungsart, die offenbar aus China eingeführt iſt. Thoukkada iſt ein Gouvernement und eine Stadt in Siam, von Hrn. de la Loubere Socotai genannt.

3. „Rewade eine Krokodils Figur hat, Kutheinnaroun Gegend und 9 Cirkel hat." Dies iſt offenbar daſſelbe Wort, was Jones's Révati nennt, welches 32 Sterne hat. Rewade bedeutet großes Waſſer. Die Buchſtaben, womit Kutheinnaroun geſchrieben iſt, zeigen deutlich, daß es ein Pali oder Sanſcritt = Wort ſey. Wahrſcheinlich iſt es ein Ort in Bengal.

4. „Uttara = parabaik einer Kuh Figur hat „und zwei Cirkel und die Kappelawut Gegend." Mehrere Namen der Conſtellationen in Jones's Liſte, fangen mit Uttara an.

5. „Pyouppa = parabaik von einer Kuh die Abbildung hat und zwei Cirkel; Patanago Gegend es „regiert." Patanago iſt eine Stadt und Gouvernement im burmaniſchen Reiche am Oſtufer des Eyrawade unter 19° 55' N. Br.

6. „Ein Bette iſt Sagata Sternbild; vier Cirkel es hat und die Kathee Gegend." Wir haben Kathee in Cuſſay corrumpirt. Es iſt ein unabhängiges Königreich zwiſchen Ava und Bengal. Die Reſidenz iſt Munnypura.

7. „Der Pyathat, von 24 Cirkeln, iſt von

„Kieen Gegend das Sternbild.“ Pyathat iſt eine Art Thurmſpitze, die bloß auf den Gebäuden angebracht werden darf, welche für Gott, den König und den Zarado, zum perſönlichen Gebrauche beſtimmt ſind.

8. „Der Ente Sternbild fünf Cirkel hat; Shan „iſt ſein Land.“ Aus Shan haben wir Siam gemacht. Aber die Einwohner des Königreichs Siam, machen nur einen kleinen Theil, der von den Burmanen ſogenannten, Siameſen aus.

9. „Das Kyabuayn-aroo Blatt iſt der Ta„lain Gegend Sternbild; es hat ſieben Cirkel.“ Talain iſt der burmaniſche Name der urſprünglichen Einwohner des von uns ſogenannten Königreichs Pegu.

10. „Des Pferds Sternbild hat eilf Cirkel. Eu„ropa iſt ſeine Gegend.“

11. „Des Morgens Sternbild einen Cirkel hat, von „Dunwun Pflanze die Frucht.“ Ich weiß nicht, welche Pflanze gemeint iſt; — vielleicht Trapa?

12. „Der Tafel Sternbild vier Cirkel hat, von „Kiayn Gegend das Sternbild.“ Die Kiayn ſind ein einfältiges, ſchuldloſes Volk, das auf den Bergen zwiſchen Ava und Arakan lebt.

13. „Zain Sternbild 11 Cirkel hat.“

14. „Thattapeſcia mit eines Leoparden Bild, vier Cirkel hat.“

15. „Von Danatheidha, des Fiſchers Bild, vier Cirkel hat.“

16. „Tharawun Sternbild, eines Eremiten Bild, drei Cirkel hat.“

Digitized by Google

17. „Von Uttara, des Löwen Bild, zwei Cirkel hat, Moranoun Gegend regierend.“

18. „Des Pangiayn Bergs Conſtellation vier Cirkel hat, von Rakain Gegend die Conſtellation.“ Rakain iſt der eigentliche Name von Arakan.

19. „Tareindane Sternbild vier Cirkel hat; von Yoodaya Gegend das Sternbild.“ Yoodaya iſt die burmaniſche Benennung der alten Hauptſtadt des Königreichs Siam und ſie nennen die Siameſen gewöhnlich Yoodaya, um ſie von den andern Stämmen des großen Geſchlechts Sham zu unterſcheiden.

20. „Ein Lager iſt Pagan Conſtellation mit vier Cirkeln, von Shethoek Gegend das Sternbild.“ Oben No. 6. kam ſchon ein Lager vor.

21. „Das Wolken Sternbild hat fünf Cirkel; von Thulabe das Sternbild.“

22. „Die Shan Gegend des Elephanten Sternbild mit ſechs Cirkeln hat.“ Die Shan haben ein anderes Sternbild. S. oben No. 8.

23. „Das Braminen Sternbild von acht Cirkeln, Kaleingareet Gegend regiert es.“ Kaleingareet iſt die eigenthümliche burmaniſche Benennung von Hindoſtan.

24. „Von Pyouppathan des Löwen Bild zwei Cirkel hat, Mouttamma Gegend es regiert.“ Ein anderer Löwe kam oben No. 17. vor. Mouttamma iſt der burmaniſche Name von Martaban.

25. „Von Mula, der Katze Bild, fünf Cirkel hat; Peenzalareet iſt ſeine Gegend.“

Digitized by Google

26. „Von Seitta, der Ziege Bild, fünf Cirkel hat; Zebouttara iſt ſeine Gegend.“

27. „Von Anuradha, des Pfauen Bild, hat 15 Cirkel und die Zebouttara Gegend.“ Anuradha iſt in Jones's Nachricht der Skorpion.

28. „Der Vogel Mann von Peenza Sternbild Cirkel 50 hat, von Sawa Gegend das Sternbild.“

29. „Der Vogel Frau von Utta Sternbild acht Cirkel hat, von Uzauny Gegend das Sternbild.“

30. „Von einem Krokodil der — — — iſt das Bild von Uttara Sternbild mit acht Cirkeln und der Lahu Gegend.“ Von dem auf Krokodil folgenden Worte: a=me=kah=han weiß ich die Bedeutung nicht.

31. „Der Wage Sternbild.“

32. „Des Krebſes Sternbild von zehn Cirkel hat; Raſagyol Gegend.“

33. „Des Bergs Sternbild vier Cirkel hat.“

34. „Buchia des Krebſes Conſtellation zehn Cirkel hat.“ Puſhya iſt Jones's Krebs. Hier haben wir zwei Krebſe: No. 32. und 34.

35. „Des Braminen Buchia hat eines Boots Bild und die Dagoun Gegend.“ Dagoun iſt der große Tempel bei Rangoun.

36. „Von Adara Daway iſt die Gegend.“ Das Bild ſoll eine Schildkröte vorſtellen. Daway iſt unſer Taway.

37. „Mecathe hat einen Antelopen Kopf das Bild, drei Cirkel und die Haynthawade Gegend.“ Haynthawade iſt der feinere burmaniſche Name für Stadt und Provinz Pegu.

Digitized by Google

38. „Vom Freitag der Stern.“

39. „Buchia Sternbild hat acht Cirkel und Yun Gegend.“ Die Yun ſind die Einwohner von Saymmay oder Chiamay.

40. „Zaduka Sternbild vier Cirkel hat, in einem Paare Feſſeln, von Giun Gegend das Sternbild.“ Ich habe nicht erfahren können, was für eine Gegend unter Giun verſtanden wird. Im königlichen Titel wird ſie allemal zugleich mit dem Yun erwähnt, liegt alſo wahrſcheinlich daneben und kann wohl das nördliche Laos ſeyn.

41. „Der Krähe Sternbild eilf Cirkel hat und die Thayndua Gegend.“ Nach der jetzigen Eintheilung von Arakan iſt Thayndua deſſen ſüdlichſte Provinz.

42. „Das Kyay Schiff von 28 Cirkeln.“

43. „Hayntha, ein Sternbild von ſieben Cirkeln, gehört zu Radanapura.“ Radanapura iſt der feinere Name für das alte Ava. Die Hayntha iſt die ſchöne Art von Anas, welche die Engländer in Bengal die Brahmney-Gans nennen.

44. „Von Rohane, der Schlangen Kopf Bild hat 10 Cirkel.“ Iſt Rohini in Jones's Aufſatz.

45. „Kiatteka hat eines Vogels Bild und ſechs Cirkel.“ Jones's Critica iſt der Ochſe. Die Namen ſcheinen einerlei zu ſeyn.

46. „Pagan Gegend iſt regiert durch des alten Hahns Bild.“ Es giebt dort zwei Städte des Namens Pagan. Die größere liegt an der Weſtſeite der Verbindung des Kiayn-duayn und Ayrawade; die

Digitized by Google

kleinere beſſer ſtromabwärts an der Oſtſeite des Ayrawade.

47. „Von Äthawane des Pferdes Kopf Bild hat ſechs Cirkel und die Rahain Gegend.“ Aswini welches derſelbe Name zu ſeyn ſcheint, iſt nach Jones's der Widder. Arakan hat unter No. 18. noch ein anderes Sternbild.

48. „Pozoke ein Sternbild von acht Cirkeln gehört zu der Talain Gegend, gleich dem Hayntha männlich und weiblich.“ Die beiden rivaliſirenden Völker von Ava und Pegu haben gleiche Embleme erwählt. M. ſ. No. 43. Die Talain haben noch ein anderes Sternbild, No. 9.

49. „Putthata Sternbild ſieben Cirkel hat, von dem Raneezzee Baum die Furcht.“

50. „Aykathcitta, ein Sternbild von vier Cirkeln, von Kale Gegend das Sternbild, iſt gleich einem Becken.“ Kale iſt eine Stadt der Shan nahe am Kiayndunyn ohngefähr 300 engl. Meilen N. O. von Agra.

51. „Tarouttara Sternbild zwei Cirkel hat und die Taroup Gegend.“ Dies iſt der burmaniſche Name für China.

52. „Von Uttarabaragounne des Stiers Bild zwei Cirkel hat.“

53. „Vom Mittwoch der Stern.“

54. „Von Pyouppabaragounne der Kuh Bild drei Cirkel hat.“

55. „Matha hat von einem Affen das Bild, vier Cirkel und die Baranathe Gegend.“

Digitized by Google

56. „Der Wage Bild vier Cirkel hat.“ Oben war eine andere Wage, No. 31.

57. „Von Athaletha des Pferdes Bild, vier Cirkel hat und die Thattoun Gegend.“ Asles ha derſelbe Name, iſt nach Jones's ſoviel als der Löwe. Thattoun war eine ſehr große Stadt zwiſchen Pegu und Martaban. Jetzt liegt ſie in Trümmern.

58. „Die Flagge iſt Pathatta Sternbild, ſechs Cirkel es hat.“

59. „Ceſſa Conſtellation ſechs Cirkel hat, von Momain Gegend das Sternbild.“

60. „Von Akap einem Sternbild von acht Cirkeln, Daway iſt die Gegend.“ Dies iſt das zweite Sternbild für Taway.

61. „Von Thanlioek ein Sternbild von drei Cirkeln. Kothambe iſt die Gegend.“ Die Figur ſoll die Spitze eines Speers vorſtellen.

62. „Wethaga hat von einem Büffel-Haupte das Bild und vierzehn Cirkel.“

63. „Von Thuade eines großen Schlangen Kopfs Bild, hat drei Cirkel und die Thayndua Gegend.“ Swati daſſelbe Wort iſt nach Jones's die Wage. Thayndua hat auch noch eine Conſtellation, No. 41.

64. „Von Zeittara des Tigers Bild, hat einen Cirkel und die Wethale Gegend.“

65. „Hathadda von eines Elephanten Kopf das Bild hat. Dhagnawade iſt ſeine Gegend.“ Iſt Jones's Haſta. Dhagnawade iſt der feinere Name des Schloſſes von Arakan.

66. „Kobiape Sternbild mit 11 Cirkeln hat die

Myamma Gegend.“ Myamma iſt der Name, den die Burmanen ſich ſelbſt geben.

67. „Eines Vogels Fuß iſt Thareiddha, eine Conſtellation von vier Cirkeln, von Laynzayn Gegend das Sternbild.“ Laynzayn iſt die gemeine Benennung der Hauptſtadt des ſüdlichen Laos.

68. „Eine Schiffleiter iſt Tareidha, ein Sternbild von ſechs Cirkeln, von Kula Gegend das Sternbild.“ Die Europäer werden gewöhnlich Kula genannt; doch gilt dieſer Name für alle weſtliche Völker.

Johann Moſes gab zugleich mit dieſer Nachricht von den burmaniſchen Sternbildern dem Capitän Symes zwei kreisförmige Zeichnungen, welche ſich offenbar auf den Mondsthierkeis beziehen. Capt. Symes hat ſie mir gefällig, doch ohne Erläuterung mitgetheilt.

Die äußere Eintheilung der größern Zeichnung iſt in 27 Zeichen, welche die tägliche Bewegung des Mondes in ſeiner Bahn darſtellen. Da man mir ſagte, die Namen dieſer Zeichen fänden ſich unter den obigen 68 Conſtellationen, ſo unterließ ich, mich nach ihren burmaniſchen Benennungen zu erkundigen, indem ich hoffte durch Vergleichung der Configurationen der Sterne auf beiden dieſelben ſelbſt aufzufinden. Aber jetzt finde ich bei achtſamer Prüfung, daß dies keineswegs der Fall iſt.

Die nächſte Eintheilung, welche man am äußern Kreiſe beider Zeichnungen ſieht, iſt in neun Zeichen, von denen jedes drei der vorhergehenden begreift. Die Namen derſelben ſind: 1) das Sternbild des Pferds, 2) Pyain, 3) die Krähe, 4) Hayntha, 5) Kayn Krebs, 6) die Wage, 7) Zangiayn, 8) Dana, 9) der Elephant. Dieſen korreſpondiren No. 10, 2, 41, 43, 34, 56, 61, 15 und 22 des obigen Verzeichniſſes der burmaniſchen Sternbilder.

Auf beiden Abbildungen iſt der innere Raum in vier Theile getheilt, welche Raung heißen. Die Bedeutung dieſes Worts kenne ich nicht. Der erſte heißt Ban-Raung, der zweite Ngue- oder Silber-Raung, der dritte Shue- oder Gold-Raung und der vierte Mya-Raung. Wahrſcheinlich bezeichnen ſie die Räume des Thierkreiſes, welche der Mond während jeder ſeiner vier Phaſen zurücklegt.

Dieſer Monds-Zodiakus iſt auch bei den Braminen üblich und W. Jones hat uns eine Abbildung deſſelben nach den Vorſtellungen der letztern mitgetheilt.*) Sie haben die Eintheilungen in 4, 9, und 27 und die Figuren in der Mitte ſind ohne Zweifel eine Abbildung des Mienmo und der umliegenden Inſeln mit den auf dem Berge Jugando ſitzenden Fürſten der Nat Zadumaharit. Doch findet in einem Punkte ein weſentlicher Unterſchied ſtatt. Jones ſagt, daß die 9 Figuren Sonne, Mond, und Planeten mit Drachenkopf oder

*) *Asiatick Researches*, II. 291 ff.

Digitized by Google

aufſteigenden Knoten und Drachenſchwanz oder abſteigenden Knoten vorſtellen. Es iſt wahr, daß die Burmanen einen Planeten glauben, der eben die Wirkung äußert, welche der Mond in der Nähe ſeiner Knoten zu den Zeiten der Conjunction und Oppoſition zeigt, d. h.; der Finſterniſſe hervorbringt. Aber die bei den Burmanen übliche Eintheilung in 9 bezieht ſich offenbar auf den Thierkreis. Die Abtheilungen heißen nicht Kiay oder Planeten, ſondern Tara oder Gruppen von Fixſternen und ſowohl in der ſchriftlichen Beſchreibung als in der Abbildung der 68 Sternbilder iſt die Zahl der Sterne, welche jedes enthält, angegeben. Wüßte man gewiß, daß dieſe Figuren in den Schriften der Rähäns erwähnt würden und nicht erſt neuerlich von den Braminen in das burmaniſche Reich eingeführt worden ſeyen, ſo könnte man den Unterſchied leicht erklären. Denn in dem Falle wäre es wahrſcheinlich, daß, als die Braminen aus Gefälligkeit gegen die irrigen Begriffe ihrer Neubekehrten dieſen Mondsthierkreis annahmen, ſie keinen Nutzen von der Eintheilung in 9 Theile ſahen, und bei ihrer vollkommnern Kenntniß der Planeten die Stellen dieſer 9 Conſtellationen mit den verſchiednen Körpern des Sonnenſyſtems beſetzten. Sehr wahrſcheinlich drängten ſich die Braminen anfänglich als Aſtrologen zu den Höfen der Fürſten in Hindoſtan, ſo wie ſie es noch jetzt bei den indiſchen Fürſten jenſeits des Ganges machen. Allmählich führten ſie ihr Glaubensſyſtem durch Amalgamation mit dem beſtehenden ein, und gründeten endlich ihr zerſtörendes Lieblingsſyſtem der Kaſten dauerhaft.

In der größern Zeichnung befindet ſich zwiſchen den vier Raung und den 27 Sternbildern des Thierkreiſes noch eine Eintheilung in 12, welche vielleicht die Bewegung der Sonne durch denſelben, während der zwölf Mondsmonate des burmaniſchen Jahrs, andeuten ſoll. Wie oben erwähnt, ſind die Burmanen einigermaaßen mit einem Sonnen-Thierkreiſe, der in zwölf Zeichen getheilt iſt, und deren Figuren den unſrigen gleich oder analog ſind, bekannt. Mein Freund Sangermano gab Capitän Symes ein ſilbernes Becken, in das ſie gegraben waren. Er vermuthete und, wie ich glaube, nicht ohne Grund, daß die Burmanen dieſe Kenntniß mittelſt der Braminen von den Chaldäern erhalten hätten, welcher Meinung auch W. Jones iſt.*) Beide würden aber dadurch wohl den Unwillen der Braminen auf ſich laden, die, wie letztrer Gelehrte an einem andern Orte bemerkt, von jeher zu ſtolz waren, Kenntniſſe von irgend einem Volke anzunehmen, das die Vedas nicht kennt. Daß ſie hoffärtig genug ſind, ihre Verbindlichkeiten zu geſtehen, zweifle ich nicht; daß ſie aber von den Chaldäern, die die Vedas nicht kannten, geborgt haben, hat eben W. Jones bewieſen. Wie konnte er daher das dummſtolze Hohnlächeln einfältiger Pundits der Bemerkung von Montacla**) entgegen ſtellen, daß die Braminen ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe von den Griechen und Arabern erhal-

*) *Asiatick Researches*, II. 306.

**) *Asiatick Researches*, II. 303. 289.

ten hätten? — Die Chaldäer waren zuverläſſig ein Zweig des arabiſchen Stammes, und die Rede der Braminen,*) welche er als Beweis anführt: „kein nie„driges Geſchöpf iſt niedriger, als ein Yavan oder „Grieche!", zeigt weiter nichts, als ihre klägliche Unwiſſenheit und ihren ekelhaften Eigendünkel.

XVII. „Unterhalb der Wohnung Zadumaharit" fährt der Miſſionar in ſeinem Auszuge der burmaniſchen Schriften fort, „werden verſchiedene Nat's gefunden, die Gewäſſer, Wälder und Berge in der Geſtalt von großen Vögeln, Drachen und dergleichen bewohnen. Nach den burmaniſchen Schriften genießen aber dieſe Nat's keineswegs gleiches Glück und gleiche Lebensdauer mit den Nat Zadumaharit. Dieſe Umſtände ſind den durch ſie einſt als Menſchen verübten Handlungen gemäß verſchieden. Man erzählt, daß der König der Drachen den erſten Gott **) ſah, der in dieſer Welt erſchien, und daß er auch den letzten ſehen werde. Auch ſoll dieſer Drachenkönig für immer am Fuße der Berge ſchlafen, an denen der Caſſe entſpringt, und nur bei Erſcheinung eines neuen Gottes erwachen. Wenn nämlich irgend ein Weſen ſo viel Vollkommenheit erlangt hat, um zum Gotte erklärt werden zu können, ſpeißt es Reiß, der in einem goldnen Napfe gekocht iſt, und wirft, um der Welt einen Beweis ſeiner erlangten Gottheit zu geben,

*) *Aſiatick Researches*, II. 306.

**) Die Burmanen glauben, daß in jeder Welt vier bis fünf Götter auf einander folgen.

Digitized by Google

den Napf in den Fluß Caſſe. In dieſem ſchwimmt er ſtromauf, bis er an den Ort kömmt, wo der Drachen-könig ſchläft. Hier ſtößt er gegen die Felſen und macht ſo viel Geräuſch, daß der König erwacht. — Auch eine andre Gattung der Nat, Namens Bommazo leben länger als die von Zadumaharit."

XVIII. „Ueber Zadumaharit iſt der Bon oder die Wohnung Tavateinza, welche, wie angeführt iſt, auf der Ebene von Mienmo's Gipfel liegt. Der oberſte Herrſcher oder Kaiſer dieſer Wohnung hat zwei und dreißig niedrigere Fürſten der Nat unter ſich. Seine Reſidenz, die große Stadt Mahaſudaſſana iſt von viereckiger Form. Pflaſter, Wege und Straßen ſind durchaus mit Silber oder Gold bedeckt. Die vergoldete Mauer, welche die Stadt umgiebt, bildet ein vollkommenes Viereck, von dem jede Seite 10,000 Juzana lang, 150 hoch *) und 1½ Juzana breit iſt. Die Thore ſind 40 Juzana hoch, mit Gold und Silber bedeckt, und mit edeln Steinen geſchmückt. Sieben Graben, die unter einander um 1 Juzana entfernt ſind, umgeben die Mauern, und 1 Juzana außer dem letzten Graben iſt eine Reihe von marmornen Pfeilern, die vergoldet und mit Juwelen bedeckt ſind. Anderthalb Juzana weiter kommen ſieben Reihen mit Edelſteinen, Perlen, Gold und Silber beladener Palmbäume. Ueberall ſind Seen von kryſtallhellem Waſſer, auf denen gol-

*) Vermuthlich hat hier entweder der lateiniſche Ueberſetzer, oder habe ich eine Null zu viel geſchrieben.

Digitized by Google

dene und ſilberne Fahrzeuge ſind, in denen ſich die Nat, Männer und Frauen, mit ihren Trommeln und muſikaliſchen Inſtrumenten begeben, und ſich auf dieſen anmuthigen Seen unter Tanzen und Singen herumjagen. Zuweilen pflücken ſie die duftenden Blüten, die über ſie von den Bäumen herabhängen, und zuweilen ergötzen ſie ſich an der Schönheit der Vögel, die dieſe Bäume und Seen beſuchen. Außer den Palmen wächſt überall der obenerwähnte Padeza-Bayn, der ſtatt der Früchte die Kleidung und Speiſe der Nat hervorbringt."

„Zwanzig Juzana nördlich von dieſer Stadt liegt der Garten Nanda, der 100 Juzana lang und eben ſo breit iſt. In ſeiner Mitte iſt ein See gleiches Namens, der eben ſo anmuthig iſt, als die, welche eben beſchrieben ſind. In dieſem Garten wächſt vornehmlich die berühmte Blume, welche ſo groß als ein Wagenrad iſt. Der Garten heißt Nanda, welches Volksmenge bedeutet, weil ihn die Nats in Haufen beſuchen, um dieſe Blume zu pflücken und damit ihre Haare zu zieren."

„Oeſtlich von der Stadt liegt in gleicher Entfernung von zwanzig Juzana ein anderer, eben ſo großer, und ſchöner Garten, als der vorhergehende. Er heißt Zeittalqta*), und in demſelben wächſt die berühmte Schlingpflanze, welche alle tauſend Jahre eine überaus köſtliche Frucht bringt. Um ſie zu brechen, verſammeln

*) Lata, Lota oder Lor bedeutet in der Sprache der Hindus eine Schmarotzerpflanze.

ſich hier die Nats haufenweiſe hundert Jahre zuvor, ehe ſie reif wird und ſingen und tanzen dann bei Begleitung von Trommeln und anderen Inſtrumenten ein ganzes Jahr. Nach dem Genuſſe der Frucht werden die Nats vier Monate lang trunken.“

„Gegen Süden und Weſten der Stadt liegen gleichfalls zwei Gärten von gleicher Größe, die mit Seen und ſchönen Bäumen geſchmückt ſind. Der ſüdliche Garten heißt Paraſu, der weſtliche Miſſata.“

„Nordöſtlich von Mahaſudaſſana iſt eine ſehr große Halle, die ſich nach allen Seiten 300 Juzana weit erſtreckt. Ihr Umfang iſt 900 und ihre Höhe 450 Juzana. Von ihrer Decke hängen goldene Glocken. Treppen, Mauern und Säulen glänzen überall von Gold und Silber, mit köſtlichen Steinen geziert. Der Fußboden iſt von Kryſtall, und jede Reihe Pfeiler hat hundert Säulen. Die zu dieſer Halle führende Straße iſt zwanzig Juzana lang und eine breit. Von Zeit zu Zeit ſind an ihr Bäume mit allen Arten von Blumen und Früchten gepflanzt. Wenn der große Kaiſer ſich in dieſe Halle begeben will, ſo erhebt ſich ein Wind, der alle Blätter und Blüten von dieſen Bäumen abſtreift, an deren Stelle ſogleich neue entſtehen. Mit dieſen Blüten ſchmückt der Nat, der die Winde unter ſich hat, den ganzen Weg bis zur Halle, und es ſind ſo viel Blumen da, daß ſie den Gehenden bis an die Kniee reichen. In der Mitte der Halle ſteht der große kaiſerliche Thron, deſſen Fläche eine Juzana enthält, und über dem ſich

ein weißer Schirm erhebt. *) Kein Thron glänzt ſo, wie dieſer, von Gold, Perlen und Juwelen. Ihn umgeben die zwei und dreißig Throne der niedrigeren Fürſten der Nat, und hinter dieſen ſitzen die übrigen Nats jeder an ſeiner angewieſenen Stelle. In dieſer großen Verſammlung ſind auch die vier Häupter der Nat Zadumaharit zugegen. Wenn die Nats ſich ſo um den Kaiſer ihm zu Ehren verſammelt haben, ſo ſpielen ſie ihre muſikaliſchen Inſtrumente und ſingen melodiſch. Dann rufen die vier Fürſten der Zadumaharit die Nats unter ihrer Botmäßigkeit auf, und ſchicken ſie in dieſe ſüdliche Inſel Zabudiba mit dem Auftrage, fleißig nachzuforſchen, ob ihre Einwohner Feſttage und Geſetze halten und Barmherzigkeit üben, oder ob ſie die Geſetze im Gegentheile übertreten und ihre Pflicht vergeſſen. Auf dieſen Befehl durchſtreifen die Nats ſchneller, wie der Wind, alle Theile dieſer Inſel und kehren, wenn ſie die

*) Im burmaniſchen Reiche wird die Verſchiedenheit des Ranges durch die Sonnenſchirme bezeichnet. Der König hat einen weißen, mit einer breiten Franze verſehenen Schirm, der mit Goldtreſſen und Blechen geſchmückt iſt. Die Schirme der Prinzen vom Geblüte ſind vergoldet, aber ohne Franze. Die vier großen Staatsminiſter, Wungyes genannt, führen Schirme von der Form, wie der königliche, nur von rother Farbe; die erblichen Gouverneurs der Provinzen oder die zinsbaren Fürſten, gelbe; die Myoowuns oder Gouverneurs der Kronprovinzen, blaue; niedere Beamte, ſchwarze Schirme, aber auf ſehr langen Stöcken. Leute ohne Rang tragen ſchwarze Schirme mit Stöcken von mäßiger Länge.

Digitized by Google

guten und böſen Handlungen der Menſcheu ſorgfältig in ein goldenes Buch geſchrieben haben, unmittelbar in die Halle zurück, wo ſie ihre Aufſätze den vier Fürſten der Zabumaharit übergeben. Dieſe geben ſie den untern Fürſten der Tavateinza, welche ſie den nächſt höheren überreichen, bis ſie endlich in die Hände des groſſen Kaiſers kommen. Er öffnet nun das Buch und ließt es laut vor. Seine Stimme kann man, wenn ſie im natürlichen, mittleren Tone iſt, auf zwei und zwanzig Juzana weit hören. Erhebt er ſie aber, ſo erſchallt ſie durch die ganze Wohnung Tavateinza. Hören nun die Nats, daß mehrere Menſchen das Geſetz erfüllen, gute Werke üben und Almoſen geben, ſo rufen ſie aus: „o! nun werden die unterirdiſchen Wohnungen „leer, und unſere Wohnung wird voll werden!“ — Finden ſich aber wenig gute Menſchen, ſo ſagen ſie lächelnd: „o! elende Menſchen und Thoren! um euch für ein kurzes Leben zu ergötzen, um einen vier Arme langen Körper und einen ſpann-großen Bauch zu kitzeln, habt „ihr Sünden auf Euch gehäuft, die Euch künftig elend „machen werden!“ — Dann ſpricht der große Kaiſer, um die Menſchen zu einem tugendhaften, barmherzigen und gerechten Leben zu bewegen, ſo: „Wahrlich! wenn „der Menſch das Geſetz erfüllte, würde er ſeyn, was ich „bin.“ — Hierauf geht er mit dem ganzen Gefolge, das ſich auf 36,000,000 Nats beläuft, mitten unter Muſik nach der Stadt zurück.“

„In der Mitte dieſer glorreichen Stadt ſteht der Palaſt des Kaiſers, der 500 Juzana hoch iſt. Seine

Digitized by Google

Schönheit, Zierrathen und Schätze oder die Menge Gold, Silber, edler und koſtbarer Steine, von denen er ſchimmert, zu beſchreiben, iſt unmöglich. Ueberall ſtehen kleine goldene und ſilberne Standarten. Der Wagen, welcher den großen Kaiſer fährt, hat 150 Juzana im Umfang. Auf demſelben ſteht ein großer Thron mit einem weißen Schirme. Zweitauſend Pferde ziehen dieſen Wagen, und vor ihnen geht die große, 150 Juzana hohe Standarte her, die, wenn ſie der Wind bewegt, ſehr angenehm rauſcht."

„Zwanzig Juzana von der Stadt ſteht nach Nordoſten ein ſehr berühmter Baum, das heilige Symbol dieſer Wohnung, welcher ſo, wie die heiligen Bäume der vier großen Inſeln, eine Welt hindurch dauert. Unter dieſem Baume liegt ein ungeheurer, ſechzig Juzana langer, funfzig breiter und funfzehn hoher Stein. Er iſt weich und zart wie Baumwolle, und iſt unter den Füßen des Kaiſers elaſtiſch, ſo daß er ſich zuſammendrückt, wenn er auf ihm ſteht, und wenn er wieder heruntergeſtiegen iſt, ſich von neuem ausdehnt, als wenn er die ehrenvolle Bürde, die er trägt, fühlte. Wenn die Sachen auf unſerer ſüdlichen Inſel gut und ruhig ſtehen, ſo ſinkt der Körper des Kaiſers halb in den Stein. Im Gegentheile aber bleibt der Stein hart und geſpannt wie eine Trommel. Den heiligen Baum umgeben mehrere Padeza-Bayn und andere Bäume, die zugleich Blüten und andere Früchte tragen. Der Weg von der Stadt bis zu dieſem Baume iſt zwanzig Juzana lang, und wird alle Jahr von den Nats, die zu dieſem Orte

gehören, beſucht. Wenn der Baum blühet, ſo verbreitet er auf funfzig Juzana umher einen röthlichen Schimmer, ſeinen höchſt lieblichen Duft aber noch einmal ſo weit. Der Wärter deſſelben benachrichtigt dann den Kaiſer, der ſogleich Luſt bekömmt ihn zu ſehen und ſpricht: wäre jetzt ein Elephant da, ſo wäre er ſowohl angenehm, als brauchbar. Kaum hat er dies geſagt, ſo iſt der Elephant da. (Denn weder hier, noch in den anderen Wohnungen der Nats ſind ſolche Thiere, wie auf unſerer Erde. Braucht aber ein Nat ein Thier, ſo wird es einſtweilen unmittelbar erſchaffen). Dieſer Elephant hat 33 Köpfe für die 33 Fürſten der Nat. Jeder Kopf hat 7 Zähne, die 50 Juzana lang ſind. In jedem Zahne ſind ſieben Seen, in jedem See ſieben blühende Bäume; jeder Baum trägt ſieben Blumen, jede von ſieben Blättern; auf jedem Blatte ſind ſieben Throne, in jedem Throne ſieben Kammern, in jeder Kammer ſieben Betten, in jedem Bette ſieben tanzende Mädchen vor den Nats. Der Kopf, auf dem der Kaiſer ſitzt, hat 30 Juzana im Umfang, und iſt zehnmal größer, als die anderen Köpfe. Auf dem großen Kopfe ſteht ein 3 Juzana hoher Pavillon, unter dem der glänzende Thron des Kaiſers errichtet iſt. Dieſer Elephant, der Eravum heißt, nähert ſich dem Kaiſer, nach dem die 32 Fürſten aufſteigen. Hinter dem Elephanten folgen die übrigen Nats, jeder in ſeinem Staats-Palankin. Sind ſie zu dem heiligen Baume gekommen, ſo ſteigt die Menge ab, um die Blüten zu ſammeln. So wie ſich der Kaiſer auf den Stein geſetzt hat, ſetzen ſich alle auf ihre Plätze, und fangen das Feſt zu feiern an, das

vier Monate dauert. Sie ſammeln dann die Blüten, wozu ſie nicht auf den Baum zu ſteigen brauchen, da ihn der Nat der Winde ſchüttelt und die Blüten herunter holt. Damit ihre Schönheit nicht leide, ſchweben ſie im Winde, der ſie nicht auf die Erde fallen läßt. Zu dieſer Zeit ſind die Nats über und über mit dem wohlriechenden Staube der Antheren dieſer Blumen bedeckt."

„Dieſe Nats ſind drei Gaut groß. Sie leben viermal länger, als die Nat Zadumaharit, oder 36 Millionen Jahre. Die Nat dieſer, ſo wie der höheren Wohnungen brauchen kein Licht von der Sonne, oder dem Monde, da das Licht ihrer eigenen Körper, die wie eben ſo viel Sonnen oder Sterne glänzen, völlig hinreicht."

XIX. „Es iſt oben angeführt, daß der Berg Mienmo auf drei Füßen von Karfunkel *) ruht. Der Raum zwiſchen dieſen Füßen iſt die Wohnung einer Art Nat, die Aſſura heißen. Ob ſie nun gleich einen anderen Ort bewohnen, ſo ſind ſie doch mit den Tavateinza von einem Geſchlechte. Denn ſie wurden aus der Wohnung derſelben, die ſie ehemals inne hatten, durch Argliſt vertrieben. Die burmaniſchen Schriften erzählen dieſen Vorfall alſo. Ehe Godama Gott ward, lebte er als Menſch in Zabudiba, und verdiente nebſt 32 anderen Männern ſeines Dorfs durch Ausbeſſern der

*) Statt ihren Meru auf drei Füße zu ſtützen, ſetzen ihn die Braminen auf den Rücken einer ungeheuren Schildkröte.

Straßen, und andere gute Handlungen nach ſeinem Tode die Stelle eines Nat Tavateinza. Bei ihrer Ankunft ſtiegen die früheren Einwohner dieſer ſeligen Wohnung zum Zeichen ihrer Freude mit Blumen in den Händen den Micnmo halb herunter, um die Ankömmlinge zu bewillkommen. Godama, der damals Maga hieß, fieng an darauf zu ſpeculiren, wie er dieſe Nat aus ihren alten Beſitzungen treiben möchte. Er und ſeine Gefährten thaten alſo, als tränken ſie Wein. Aber was ſie tranken, war kein ächter Wein. Die älteren Nat Tavateinza ahmten ihnen nach, tranken aber wirklichen Wein, und betranken ſich. Nun gab Maga *) ſeinen Gefährten ein Zeichen.

Sie ſchleppten die im Rauſche gefühlloſen Nats bei den Ferſen fort, und warfen ſie aus der Wohnung Tavateinza **). Da aber das Lebensziel, welches ſich dieſe Nat wegen ihrer guten Handlungen erworben hatten, noch nicht vollendet war, ſo bildete ſich zwiſchen den Füßen des Mienmo eine Wohnung für ſie von ſelbſt. Sie heißt Aſſura Bön und kommt in Allem, nur mit Ausnahme des heiligen Baumes, mit Tavateinza überein. ***) In derſelben iſt auch ein Baum,

*) Nach den Braminen iſt Godama der Sohn des Maga oder Maja.

**) Hier iſt die ſchändlichſte Argliſt Godama's als eine löbliche That erzählt. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß Argliſt von ſeinen Nachfolgern als eine Tugend betrachtet wird.

***) Die burmaniſchen Monarchen ahmen in ihren Städten, an ihren Höfen und in ihren Sitten das, was in dieſen

unter dem vier ungeheuere Steine, jeder von 300 Juzana im Quadrat, liegen. Auf dieſen Steinen ſitzen die vier Fürſten der Aſſura, wenn ſie Proceſſe ſchlichten und ihren Unterthanen Recht ſprechen. Einer von dieſen Fürſten hat mit der Länge der Zeit die oberſte Gewalt an ſich gebracht, und iſt Kaiſer aller Nat in dieſer Wohnung geworden."

„Außer obigem Uebel fügten die neuen Bewohner von Tavateinza den Aſſura noch ein anderes zu. Denn der große Kaiſer raubte eine Tochter des Fürſten der letzteren. Ueber dieſes Unrecht ergrimmt, ſchworen die Aſſura den Tavateinza ewigen Krieg. Wie ſie ſahen, daß ihr heiliger Baum andere Blüten brachte, als die in ihrer vorigen Wohnung, athmeten ſie vorzüglich Rache, ſtiegen den Mienmo hinan, und machten die Rieſen, Drachen, Geyer und ähnliche Nats, die der Kaiſer von Tavateinza als Wache an ſeinen Gränzen hält, zu Gefangenen. Als der Kaiſer dies erfuhr, beſtieg er ſeinen 150 Juzana hohen Elephanten, und rufte, wie gewöhnlich, die Nats der Sonne, des Mondes, und der Sterne, ſo wie die der Wolken und Winde zu Hülfe. Dann ſchuf er Nats von neuen Geſtalten, und

Rückſichten von den Fürſten der Nat geſagt wird, ſo weit, als möglich nach; daher ſie denn den alten Regenten des weſtlichen Indiens ſehr ähnlich ſeyn müſſen, von denen dieſe Beſchreibungen ohne Zweifel geborgt ſind, die wohl eben ſo viel Aehnlichkeit mit ihren Originalen haben, als die Schilderungen der Höfe der Mahomedaniſchen Fürſten in den arabiſchen Mährchen mit den wirklichen hatten.

Digitized by Google

errichtete daraus eine Armee außerhalb den Mauern der großen Stadt. Aber die Aſſura waren ſtärker und nöthigten ihn, ſich in die Mauern zurückzuziehen. Dann pflegte aber ihre Wuth nachzulaſſen. Der Kaiſer, der ſeine Kräfte geſammelt hatte, jagte ſie von den Mauern, und verfolgte ſie auf der Flucht. Wenn die Aſſura ſo geſchlagen waren, rührten ſie eine Trommel aus Krebsſcheeren, und zogen ſich in ihre Wohnung zurück. In dieſen Treffen blieb Niemand. Die Nat verwundeten einander nur. Jetzt bleiben die Aſſura ruhig zu Hauſe, und laſſen ſich nicht mehr auf kriegeriſche Unternehmungen ein." *)

„Nach Godama's Lehre kommen Alle nach dem Tode nach Tavateinza, welche ihre Aeltern **) und überhaupt das Alter ehren, — welche Ehrfurcht vor den drei ehrwürdigen Gegenſtänden, nämlich der Gottheit, dem Geſetze und den Rāhāns, bezeigen, — welche Zank und Streit verabſcheuen, — welche mildthätig, vorzüglich gegen die Rāhāns ſind."

*) Offenbar ſind dieſe Nat die Aſſura Loka, oder die Teufel der Braminen, welche ſie an den Südpol verſetzen, inzwiſchen die Devas oder Götter den Nordpol einnehmen.

**) Die Burmanen ſcheinen auf kindliche Ehrfurcht eben ſo ſtark zu halten, als die Chineſer. Kein Burmane darf auf einer eben ſo ehrenvollen Stelle, als ſein Vater, ſitzen. Sitzt der Vater auf einem Stuhle, ſo ſetzt ſich der Sohn auf die Erde; ſitzt jener auf der Erde, ſo ſetzt ſich dieſer hinter ihn. Der Sohn ißt in des Vaters Gegenwart nicht, und ſpricht in derſelben ſelten eher, als wenn er gefragt wird.

Digitized by Google

XX. „Was die Seligkeit in den höhern Wohnungen der Nat, der Rupa und der Arupa betrifft, ſo ſchweigen darüber die Schriften der Burmanen. Sie ſetzen blos im Allgemeinen feſt, daß die Glückſeligkeit in jeder höhern Wohnung doppelt ſo groß, als in der zunächſt niedrigern, ſey. Auch behaupten ſie, daß die Lebensdauer der Bewohner jedes Bon viermal größer, als die der vorhergehenden unteren Klaſſe ſey. Nach dieſem Verhältniß wächſt die Lebensdauer aller Weſen über Tavateinza, ſo daß die höchſte Klaſſe der Nat, die Paraneiminattavaſſanti heißt, 576 Millionen Jahre leben. Der Regent dieſer Nat, der Manatmen heißt, hat die Herrſchaft über alle Nat der untern Wohnungen und erklärt jedem neuen Gotte bei ſeiner erſten Erſcheinung den Krieg. Wenn alle ſeine Unterthanen in Schlachtordnung ausgerückt ſind, nehmen ſie eine Fläche von 18 Juzana *) ein. Er ſelbſt iſt in der Mitte und ſitzt auf einem, 250 Juzana hohen, Elephanten.“

XXI. „Wie geſagt: es führen die burmaniſchen Schriften die Art der Glückſeligkeit der Rupa und Arupa nicht an. Wenn man aber dieſelbe aus der Dauer ihres Lebens folgern darf, ſo ſind ſie unendlich glücklicher als die Nat. Die Rupa in der erſten Wohnung des erſten Zian leben 21, die in der zweiten 31 Andrakat, und die in der dritten ein Aſſemchiekat. Die Rupa der erſten Wohnung des andern

*) Wahrſcheinlich iſt dieſe Zahl fehlerhaft.

Digitized by Google

Zian leben 2, die der zweiten 4, und die in der dritten Wohnung 8 Makakat. Ferner leben die Rupa in dem dritten Zian wieder länger, nämlich in der erſten Wohnung 16, in der andern 32, und in der dritten 64 Makakat. In den beiden Wohnungen, welche das vierte Zian bilden, leben ſie 500 Makakat. In den übrigen fünf Wohnungen der Rupa, welche ſenkrecht über einander ſind, leben die Einwohner der erſten 1000, der andern 2000, der dritten 4000, der vierten 8000, und der fünften 16000 Makakat. Das Leben der unterſten Klaſſe der Arupa dauert 20,000, der folgenden 40,000, der dritten 60,000, und der höchſten 80,000 Makakat. Da das Glück und die Lebenslänge der Weſen ſich in dem Verhältniß der größern Höhe ihrer Wohnungen vermehrt, ſo werden Menſchen nach ihrem Tode um ſo höher geſtellt werden, je mehr Gutes ſie während ihres Lebens vollbrachten, und je mehr Freigebigkeit ſie für mildthätige Gaben beſaßen."

XXII. „Jetzt will ich von den Wohnungen des Jammers, von den Strafen, die ihre Bewohner erdulden, und von der Dauer ihrer Exiſtenz reden. Es giebt vier Klaſſen von Api oder Elend; als 1) die der Thiere, ſie mögen im Waſſer ſchwimmen, oder auf der Erde gehen, oder in der Luft fliegen, — denn nach den Burmanen iſt der Zuſtand aller belebten Weſen, die unter dem Menſchen ſtehn, ein Zuſtand von Elend; 2) die der elenden Weſen mit Namen Preitta; 3) die der Aſſurighe; 4) der Zuſtand der Bewohner von Niria,

Digitized by Google

welches man eigentlich durch Hölle überſetzen könnte. Von dieſen Klaſſen will ich nun nach einander handeln."

„In den burmaniſchen Schriften findet ſich nichts in Bezug auf das Elend und die Lebenslänge der Thiere. Einige ihrer Lehrer behaupten aber, daß die Hausthiere ſich nach dem Geſchick der Menſchen richten, und daß ſie auch lange leben, wenn dies bei dieſen der Fall iſt. Auch nehmen ſie an, daß die übrigen Thiere, außer den Hausthieren, kürzer oder länger leben, je nachdem dies ihre Handlungen in ihrer vorigen Exiſtenz verdienen. Doch hat die Erfahrung gelehrt, ſagen ſie, daß ein Elephant ſechzig, ein Pferd dreißig, ein Ochſe zwanzig und ein Hund zehn Jahre lebt. Dieſelben Lehrer behaupten auch, daß Läuſe und ähnliche Thiere ſieben Tage leben, und bekräftigen dies durch eine Geſchichte, die ſich in ihren Büchern findet. — Ein gewiſſer Pfaffe faßte eine beſondere Neigung zu einem ſchönen Kleide, und nahm es höchſt ſorgfältig vor allem Abtragen in Acht. Es trug ſich zu, daß der Pfaffe nach ſeinem Tode unmittelbar zur Laus ward, die ſich ſogleich auf das Lieblingskleid poſtirte. Die andern Pfaffen theilten dem Herkommen gemäß die Sachen des Verſtorbenen unter ſich, und wollten das Kleid zertrennen, als die Laus durch ihr Hin- und Herlaufen und durch ihre außerordentliche Geſtikulation zu erkennen gab, daß ihr die Zertheilung des Kleides keineswegs lieb ſey. Die Pfaffen erſtaunten und befragten Gott über dieſe Sache. Dieſer befahl, ſie ſollten die Theilung ſieben Tage aufſchieben, ſonſt würde die Laus toll werden, und alſo in einen noch elen-

Digitized by Google

dern Zuſtand verſetzt werden. — Menſchen, welche ihre Zunge oder die unordentlichen Triebe des Körpers und Gemüths nicht zähmen, und welche kein Almoſen geben, werden Thiere."

XXIII. „Die zweite Klaſſe der Elenden füllen die Preitta, deren mehrere Arten ſind. Einige Preitta leben von Speichel, Exkrementen und andern ekelhaften Dingen, und halten ſich in öffentlichen Hallen, in Ziſternen und Gräbern auf. Andre irren in Wäldern und Wüſten, durch Hunger und Blöße ausgezehrt, umher, und durchleben die ganze Dauer einer Welt unter Heulen und Winſeln. Andre werden mit feurigen Ruthen gezwungen, die Erde mit glühenden Eiſen zu pflügen. Einige müſſen von ihrem eigenen Fleiſche leben, und reißen es mit den Nägeln von ihren Gliedern. Wieder andere ſind einen Gaut groß und haben doch keinen größern Mund, als ein Nadelöhr. Deshalb peinigt ſie unaufhörlicher Hunger. In andern glüht Feuer, das zuweilen aus ihrem Körper hervorbricht. — Eine eigne Art der Preitta ſind die, welche am Tage das Glück der Nats genießen, aber in der Nacht wie die andern gefoltert werden. — Wer während dieſem Leben den Prieſter nicht ihre tägliche Koſt reicht, ſie nicht kleidet, wer ihre Sitten verdirbt, ihre Perſonen antaſtet, wer die Beobachter des Geſetzes ſchimpft, wer geizig iſt, u. ſ. f., wird ein Preitta."

XXIV. „Die dritte Klaſſe der elenden Weſen, Aſſurighe genannt, wohnt hauptſächlich im Innern

Digitized by Google

gewiſſer, von den Menſchen weit entfernter Berge. Doch leben auch einige derſelben in Wäldern und am wüſten Seeſtrande. Sie leiden ziemlich dieſelben Straſen, wie die Preitta. — Auch giebt es eine Zwiſchenart zwiſchen beiden, die Aſſurighe-Preitta. Dieſe Weſen haben drei Gaut lange Körper, ſind aber ſo abgezehrt, wie ein fleiſch- und blutloſer Körper. Ihre Augen ſtehen vor den Augenhölen, wie bei den Krebſen, hervor. Ihr Mund iſt auf dem Scheitel, und ſo klein, als ein Nadelöhr; weshalb ſie mit Hunger gepeinigt werden. Wer ſich bei Zänkereien mit Stöcken prügelt oder andere ſchädliche Waffen braucht, erleidet dieſe Strafe."

„Die Dauer dieſer drei Api iſt nicht beſtimmt, ſondern hängt von dem Antheil der verübten Uebelthaten ab, wie die burmaniſchen Gelehrten behaupten. Iſt der Antheil groß, ſo wird das Elend lange dauern; iſt er klein, ſo werden die unglücklichen Weſen um ſo früher von ihrem Zuſtande erlöſet; oder: die Strafe dauert im Verhältniß der größern oder geringern Stärke der Verbrechen, längere oder kürzere Zeit."

XXV. „Niria iſt der vierte elende Zuſtand, und dieſe Behauſung kann eigentlich die Hölle genannt werden. Die Burmanen verſetzen ſie in die Tiefe der Mitte dieſer ſüdlichen Inſel Zabudiba, in der Mitte des großen Felſen Sila-patavi, und ſie beſteht aus vier großen Höllen. Jede derſelben hat nach den vier Weltgegenden vier Thore, die zu eben ſo viel kleinern

Höllen führen, ſo daß jede große Hölle mit ſechszehn kleineren in Verbindung ſteht. Außerdem liegen rechts und links 40,400 noch kleinere Höllen. Jede große Hölle nimmt mit ihren zugehörigen kleinern einen Raum von 10,000 Juzana ein.“

„Vor dem Thore jeder großen Hölle ſitzen die Richter, welche die Schuldigen dem Gewichte ihres Antheils von Uebelthaten gemäß, verurtheilen. Dieſe Richter werden aus den Nat Aſſura genommen, aber dieſe Funktion hindert weder ſie, noch ihre Aſſiſtenten, die Freuden ihrer glücklichen Mitbrüder zu theilen. Dieſe Richter haben keine Gelegenheit, ſehr grobe Verbrechen zu richten. Denn das Gewicht von dieſen ſenkt den Verbrecher nach den Rahans ſchon von ſelbſt in die Hölle. Alſo beſtimmen dieſe Imamen oder Richter nur die Strafen für geringere Verbrechen. Wenn die Verehrer des Buddha Almoſen geben oder andere gute Werke verrichten, ſo pflegen ſie gewöhnlich als Zeremonie, etwas Waſſer auf die Erde zu gießen! Dies ſoll ein Emblem ihres Wunſches ſeyn, das Verdienſt guter Handlungen mit andern Weſen zu theilen. Sünder, die während ihres Lebens dieſe Zeremonie übten, nehmen die Imamen mit Güte auf, beruhigen ihre Angſt und befreien ſie von den Qualen der Hölle, wenn ſie nicht einige große Verbrechen begangen haben. Wer aber dieſe Zeremonie unterließ, dem erklären die Imamen mit ſchrecklichem Blick, daß er keine gute Handlung verübt habe; die zitternden Verbrecher wagen dann keine Entſchuldigung; die Teufel kommen und reißen ſie zur Beſtrafung weg.“

XXVI. „Die Dauer dieſer Strafen iſt, wie ſchon geſagt, nicht feſt beſtimmt, ſondern hängt vom Gewichte der Uebelthaten ab. Die burmaniſchen Schriften zählen vier ſolche Gerichte, von denen das eine ſchwer, die andern drei leicht ſind. Die Uebelthaten, welche nach dem Tode das ſchwere Gewicht haben, ſind vorzüglich folgende; 1) Muttermord, 2) Vatermord, 3) wenn man einen Rahan ſchlägt, 4) wenn man einen Gott ſchlägt, (ſo kam auf Devadat, der Name den Jeſus bei den Rahans führt, das ſchwere Gewicht, weil er nach Godama mit einem Steine warf, —) 5) Anſtiftung von Zwiſt zwiſchen den Rahans. Wer ſolcher Verbrechen ſchuldig iſt, leidet während der ganzen Dauer einer Welt, in einer der großen Höllen die Strafe des Feuers und andere grauſame Martern. Dies Gewicht heißt ſchwer, und iſt das erſte, weil diejenigen, die mit demſelben ſterben, keinen Vortheil von den guten Handlungen genießen, die ſie gethan haben können, — wenigſtens nicht eher, als bis die ganze Dauer ihrer Strafe verfloſſen iſt. — Aber ſchrecklicher noch iſt das Loos der Deitti, oder der Ruchloſen, welche Godamas, oder eines frühern Gottes Zeugniſſe verwerfen, welche der ausdrücklichen Lehre aller Götter entgegen, Nieban und die Wanderung der Menſchen in Thiere oder in höhere Weſen, dem Verdienſte ihrer Handlungen gemäß, läugnen, welche lehren, daß Almoſengeben kein Verdienſt ſey, ſo wenig wie die Ausübung der andern von Gott befohlnen guten Werke, oder welche die Nats der Wälder und Berge anbeten. Verharren ſolche Perſonen hartnäckig auf ihrer Verkehrtheit

und ihrem Irrglauben, ſo dauert ihre Pein nicht nur eine Welt, ſondern alle Ewigkeit hindurch. Iſt dieſe Welt zerſtört, ſo kommen ſie an einen andern Ort, oder werden ewig in der Luft gequält. Verbinden ſie aber mit ihrem Verbrechen keine Hartnäckigkeit, ſo hört ihre Pein mit dem Ende dieſer Welt auf."

"Das erſte Gewicht der drei leichtern Sündengewichte, trifft die Handlungen, die unmittelbar nach dem Tode belohnt oder beſtraft werden *) Die Strafe geſchieht in einer der großen Höllen, der mindern oder gröſſeren Sünde gemäß. Hierauf kommt das Gericht der Gewohnheitsſünden. Wenn dieſe Sünden auch nicht grob oder habituell geworden ſind, ſo machen ſie ein Gewicht, welches eine Strafe in einer der ſieben anſtoſſenden Höllen, aber nicht in der, welche die große Aviri heißt, nach ſich zieht. Das vierte Gewicht bilden laſterhafte Wünſche und wird nicht in der großen Hölle, ſondern in einigen der umliegenden kleinern geſtraft."

XXVII. „Ehe wir von den Strafen der Verdammten reden, bemerken wir, daß vier Höllen von den acht großen, Aviri, oder heiße, und vier Logantret, oder kalte heißen. Denn in den letztern leiden die Verdamm-

*) Das Original iſt hier ſehr dunkel. Ich habe es ſo gut ich konnte, Wort für Wort überſetzt, bin aber mit dem Sinne nicht auf das Reine. Iſt vielleicht die Meinung: ſolche Sünden, welche nicht das Urtheil der Imanen bedürfen, und deren entgegengeſetzte Tugenden unmittelbar große Belohnungen verſchaffen, bilden dieſes Gewicht?

Digitized by Google

ten heftige Kälte. — Auch ſind die Tage und Jahre in der Hölle anders als auf der Erde. Denn jeder Tag in den großen Höllen iſt 1000 Jahren auf der Erde gleich. In den kleineren macht er nur 600 oder 700, oder höchſtens 800 Jahre aus."

1. „Wer jähzornig, oder grauſam, zänkiſch, oder ein Trunkenbold iſt, wer unehrbar in Handlungen, Worten und Gedanken, und wer geil iſt, wird nach dem Tode in der großen Hölle Seinzi mit glühenden Eiſen in Stücke gehauen, und dann in die grimmigſte Kälte geworfen. Nach einiger Zeit vereinigen ſich die Glieder von neuem, um wieder zerhackt und der Kälte ausgeſetzt zu werden. Dieſer Wechſel der Pein dauert 500 Höllenjahre.

2. „Wer ſeine Aeltern, oder die Obrigkeit, die Rahans, alte Leute oder die das Geſetz ſtudieren, mit Wort oder That verhöhnt, wer Fiſche oder andere Thiere mit Netzen oder Schlingen fängt, — der wird in der großen Hölle Chalaſot 1000 Höllenjahre hindurch ſo gepeinigt, daß er auf ein Feuerbette ausgeſtreckt wie ein Baumſtamm von glühenden Sägen und Senſen in acht oder zehn Stücke zerſchnitten wird."

3. „Wer Ochſen *), Schweine, Ziegen oder ähn-

*) Der jetzige burmaniſche Regent, der die Pflichten der Religion ſehr ſtrenge erfüllt, ſtraft ganz beſonders den Mord eines Stück Rindviehs. Die Rahans verabſcheuen, wie deutlich iſt, den Mord aller Thiere ohne Unterſchied, und

liche Thiere tödtet, — Jäger von Profeſſion *), — kriegeriſche Regenten, — Miniſter und Statthalter, die das Volk unterdrücken, — alle dieſe werden in der großen Hölle Sangatha 2000 Jahre zwiſchen vier brennenden Bergen niedergelegt."

4. „Wer ſeinen Nachbaren nicht wieder hilft, ſie vielmehr drückt und betrügt, — wer Thiere tödtet, indem er ſie in ſiedendes Oel oder Waſſer taucht, — Trunkenbolde, — wer unanſtändige und verbotne Handlungen begeht, — wer andere ſchändet; allen dieſen wird 4000 Jahre lang, das Feuer zum Munde hineingehen und ihre Eingeweide verzehren."

5. „Wer etwas gegen den ausdrücklichen Willen des Eigenthümers nimmt, ſey es durch Diebſtahl, Arg-

wahrſcheinlich haben die Braminen in dieſem Falle den Entſchluß des Fürſten geleitet, und ſeine Unterthanen eines geſunden und ſtärkenden Nahrungsmittels beraubt.

*) Wildprät iſt das einzige Fleiſch, welches auf den Märkten des burmaniſchen Reichs verkauft werden darf, einem den Jägern, wahrſcheinlich wegen der königlichen Familie, zugeſtandenem Privilegio zu Folge. Der Held Aloungbura, der Befreier ſeines Landes, und Vater des jetzigen Königs, war urſprünglich ein Jäger. Er war vernünftig genug, ſich ſeines Herkommens nicht zu ſchämen, und nahm, wie er zuerſt Aufſehen erregte, den Namen: Moutzobo oder Jägerhauptmann an, welchen er hernach, wie ſein Glück und ſeine Verdienſte, ſeine Unterthanen veranlaßten, ihn Herrn der Welt zu nennen, ſeiner Lieblingsreſidenz ertheilte.

Digitized by Google

liſt, Betrug oder offene Gewalt, — Richter, die Geſchenke nthmen und dann unrecht urtheilen, — Officiere, die die Einwohner vernichten, wenn ſie auf feindlichem Grunde ſich feſtgeſetzt haben, — wer im Handel, Gewicht und Maaß betrügt, oder ſich auf andere unerlaubte Art des Guts eines Andern bemächtigt, — wer das Eigenthum der Rahans oder die Tempel verletzt; alle dieſe werden 8000 Höllenjahre hindurch in der groſſen Hölle Maharoruva durch Feuer und Dampf gequält, welche durch Augen, Mund und andere Oeffnungen in ſie dringen, und ihren ganzen Körper verzehren."

6. „Wer Schweine, Hirſche oder ähnliche Thiere tödtet, ſie abzieht, ihr Fleiſch bratet und ißt, — wer Waffen verfertigt, — wer Schweinefleiſch, oder von Vögeln, oder Wein, oder Fiſche verkauft, — wer Städte, Dörfer oder Wälder verbrennt, ſo daß die Thiere darin umkommen, — wer Menſchen durch Gift, Waffen oder Zauberei, oder Thiere durch Netze oder Fallen tödtet; alle dieſe werden nach dem Tode 16,000 Jahre lang von einem hohen, brennenden Berge, auf einem eiſernen Spieße herabgerollt, und von den Teufeln mit Schwerdtern und Spießen zerhauen und zerſtochen."

7. „Die Deitte oder Ungläubigen, von denen ſchon geredet iſt, werden in der Hölle Mahatapana erſt mit den Köpfen gegen die Erde aufgehängt, und dann mit heißen, und wie ein Palmbaum großen, Bratſpießen durchſtochen."

8. „Vater ⸗ und Muttermörder und alle, die das ſchwere Sündengericht tragen, werden die ganze Dauer einer Welt hindurch, in der ſchrecklichſten aller Höllen, Mahaviri gemartert, deren 9 Juzana dickes Pflaſter von rothglühendem Eiſen iſt, und einen fürchterlichen Dampf und höchſt durchdringende Flammen von ſich giebt."

XXVIII. „Von Manchen der kleinern Höllen, welche die acht großen umgeben, und die den gemeinſchaftlichen Nahmen Uſſantrek führen, ſind einige mit beſonderen Namen angeführet. In der Exkrementenhölle z. B. ſind Würmer ſo groß als Elephanten, welche die in den Exkrementen ſchwimmenden Verdammten beißen. Auch iſt eine Hölle mit glühender Aſche da. In der Schwerdthölle werden die Verdammten durch die Meſſer, Schwerdter und andere ſcharfe Inſtrumente, durch die ſie rollen, in Stücke zerhackt. In der Hakenhölle reißen dieſe grauſamen Inſtrumente Lunge, Leber und Gedärme aus dem Leibe der Verdammten, und in der Hammerhölle werden ſie von rothglühenden Werkzeugen von dieſer Art erbärmlich zerklopft. Auch iſt eine Dorn⸗ und Stachelhölle, eine Hölle von beißenden Hunden, eine Hölle von Krähen und Geiern da. In letzterer reißen die Vögel mit Krallen und Schnabel das Fleiſch der Verdammten ab. In einer anderen Hölle müſſen ſie immer einen, mit den ſchärfſten Dornen beſetzten, Baum auf⸗ und abſteigen. In einer andern müſſen ſie faule Jauche trinken und in noch einer andern, ſchlagen, peitſchen und quälen ſie ihre ehemaligen Feinde."

Digitized by Google

„In den kleineren Höllen werden geſtraft: wer ſeine Aeltern, ſeine Obrigkeit und das Alter nicht ehrte, — wer Wein oder andere berauſchende Droguen genoß, — wer das Waſſer in Seen und Quellen verdarb; — wer Straßen ruinirte, — wer betrügeriſch und hinterliſtig war, — wer hart und erboßt ſprach, — wer andere mit Händen oder Stöcken ſchlug, — wer auf die Worte frommer Leute wenig hörte, — wer andere betrübte, — wer von ſeinen Nachbarn ſchändlich, leidenſchaftlich, neidiſch, herabwürdigend ſprach, — wer ſchimpfte, — wer ſeine Mitmenſchen mit Ketten, Banden und Feſſeln beſchwerte, — wer etwas Verbotenes that, ſprach oder wünſchte, — wer Kranke nicht mit ſanften Worten tröſtete; alle dieſe Verbrecher werden in den kleineren Höllen im Verhältniß ihrer Größe, und der öftern oder wenigern Wiederholung geſtraft.“

„Außer dieſen Orten der Strafe iſt noch eine andere Hölle, die man mit einem ungeheueren Keſſel, der mit geſchmolzenem Metalle gefüllt iſt, vergleichen kann. Die Verdammten müſſen bis auf den Grund derſelben hinab- und dann wieder heraufſteigen, wozu jedesmal 3000 Jahre gehören. Wollüſtlinge, welche Frauen, Töchter und Söhne Anderer verführen, kommen hierher, ſo gut wie diejenigen, welche während ihres Lebens die heiligen Tage nicht feiern, keine Almoſen geben und ihr Leben in Luſtbarkeiten, Trunkenheit und Wolluſt zubringen.“

„Die gleichſeitigen Räume zwiſchen den verſchiede-

nen Welten ſind, wie ſchon oben erwähnt, voll Waſſer, das ungemein kalt iſt. Nach den burmaniſchen Schriften dienen dieſe Orte zu Höllen für diejenigen, welche ihre Aeltern oder die genauen Beobachter des Geſetzes beleidigt haben. Nach dem Tode erhalten dieſe Unglücklichen Körper, die drei Gauts lang ſind und krumme Klauen an Händen und Füßen. Oft kriechen ſie wie Fledermäuſe durch Löcher und dunkle Hölen in die Schluchten der Berge; oft hängen ſie wie Bienenſchwärme auf einem Klumpen an Bäumen und plagen und ſchelten einander mit ſchrecklichen Verwünſchungen; dann quält ſie ein fürchterlicher Hunger und ſie zerreißen einander gliedweiſe. Die in das kalte Waſſer herunterfallenden Glieder zergehen darin, wie Salz. Aber die Macht des Schickſals vereinigt ihre Körper wieder, um ſie wiederholten Peinigungen zu unterwerfen."

„Dies ſind alſo die Vorſtellungen der Burmanen von den verſchiedenen Bon's oder Wohnungen des Glücks und des Jammers. Ehe wir weiter fortfahren, müſſen wir hier noch anmerken, daß die Bewohner auch des höchſten Bon's wegen ſchlechter Handlungen in die Hölle verſinken können, ſo wie gute Handlungen aus niederen in höhere Wohnungen verſetzen; daß aber bloß auf dieſer Inſel Zabudiba der Nieban oder vollkommenſte Zuſtand erworben werden kann. Um zum Nieban zu gelangen, muß der Menſch einen Gott ſehen und ſeine Geſpräche und Zeugniſſe anhören. Aber bloß in Zabudiba ſtehen Götter auf. — Doch giebt es auch burmaniſche Lehrer, welche behaupten, daß auf

dieſer Inſel die Menſchen bloß eine höhere oder eine tiefere Stufe ſich durch ihre Handlungen erwerben können."

„Topographiſche Beſchreibung von Zabudiba."

„Wie oben geſagt, ſetzen die Burmanen den Durchmeſſer dieſer Inſel auf 10,000 Juzana. Von dieſem Inhalte ziehen ſie 3000 für Wälder und Wüſten und 4000 für Waſſer ab. Die übrigen 3000 bleiben den Menſchen zur Wohnung. Jetzt will ich ihre Vorſtellungen über dieſe Wohnungen näher angeben. Aber der Leſer würde ſich täuſchen, wenn er hier eine genaue Beſchreibung der Erde oder ihrer Abtheilung in Reiche und Provinzen erwartete. Denn ſo wie Alles, was die Burmanen von dem Weltalle lehren, bloß leere Chimären und monſtröſe Fabeln ſind, ſo exiſtirte auch nichts, was ſie von Zabudiba erzählen, irgend wo anders, als in der Einbildung Godama's, oder den verworrenen Begriffen ſeiner Erklärer. In den burmaniſchen Schriften werden 101 Nationen als die Bewohner der Erde aufgeführt; — aber kein Volk, welches ſie jetzt wirklich bewohnt, iſt unter dieſen 101 Nationen genannt, als nur die Chineſen, die Siamer und die Einwohner von Tavay, Pegu, Laos, Cuſſay und Arakan."

Soviel ſagt Sanyermano zur Einleitung ſeiner

Digitized by Google

Nachricht von der burmaniſchen Geographie. Aber ich halte noch einige Bemerkungen für nöthig. Der Leſer ſieht wohl, daß der Miſſionar in Rückſicht der unvollkommenen und thörigten burmaniſchen Topographie von Zabudiba völlig Recht hat, deren Grundzüge zugleich mit Buddha's und Menu's Religion und Geſetzen wahrſcheinlich aus Hindoſtan zu den Burmanen gekommen zu ſeyn ſcheinen. Aber ohne Zweifel ward auch ein Theil dieſer Begriffe aus der Beobachtung der Natur geſchöpft. Auch denke ich, daß der Miſſionar zu ſtreng über die Unkenntniß der Burmanen ſelbſt ihrer Nachbarſchaft aburtheilt. Mir ſind mehrere Burmanen vorgekommen, die von der Lage der verſchiedenen Theile ihres großen Reichs ſehr wohl unterrichtet, auch nicht ganz ohne Kenntniß der benachbarten Staaten waren und ſich über die entferntern gern zu belehren ſuchten. Sie begriffen unſere Landcharten ſogleich und Einige von ihnen konnten Entwürfe von ihrem Lande machen, die ſehr ſauber und hinreichend waren, einigen Begriff von der Richtung der Flüſſe und Berge und von der Lage der Städte, Seen und Provinzen zu geben. Im großen Audienzſaal des Palaſts zu Amarapura hat der König, wie man mir ſagte, eine General-Charte von allen ſeinen Staaten, die durch Vergleichung mit den verſchiedenen Zügen der jetzigen königlichen Familie durch das Land und mit den Verzeichniſſen der Städte und Dörfer, welche die Gouverneurs der Provinzen jährlich einſenden müſſen, verbeſſert worden iſt. In den erwähnten Verzeichniſſen befinden ſich die ge-

Digitized by Google

nauen Angaben der Zahl der Häuſer und der männlichen Bewohner jedes Diſtricts, oder wenigſtens ſoll das ſo ſeyn. Kaufleute und andere burmaniſche Reiſende ſchreiben in ihr Taſchenbuch die Namen aller Orte, an den Straßen, die ſie beſuchen, und ihre angeblichen Entfernungen. Einige ſolcher Itinerarien und manche ihrer Zeichnungen habe ich Sir John Shore mitgetheilt. Hätte ich mich im Lande länger aufhalten können, ſo würde ich mir gewiß auch einige von den Liſten, welche die Statthalter in den Provinzen an den Hof ſchicken, verſchafft haben.

Für Neugierige füge ich hier die Liſte der 101 Völker bei, welche die Burmanen angeben. Ihre Namen ſind in unſere Buchſtaben überſetzt und hier und dort ſind kurze Erläuterungen beigefügt, aus denen erhellt, daß dies Verzeichniß ſich auf die Kenntniß wirklicher Völker und nicht auf die thörigte, vom Miſſionar erzählten Mährchen aus Hindoſtan gründet. Zwar kann ich über mehrere Namen keine Auskunft geben. Dieſes beweiſet aber darum die Nicht-Exiſtenz eines ſolchen Volks nicht. Denn wer würde glauben, daß Tarout einen Chineſen und Kula einen Europäer bedeutet?

Loo mioo tăwă tăbă.

(Der Menſchen Völker eins und hundert.)

1. Miam-mā.	Der eigene Name der Burmanen.
2. Tă-lain.	Die Einwohner des Königreichs Pegu.
3. Yun.	Die Einwohner von Sayammay oder Chiamay.
4. Yoo-dă-yā.	Die Siamer.
5. Sham.	Die Groß-Siamer Hrn. de la Loubere's.
6. Layn-ſayn.	Die Einwohner von Unter-Laos oder Lanjans.
7. Gium. } 8. 'Kiun. }	Zwei kleine, rohe Stämme in den bergichten und waldichten Gegenden des Landes Sham.
9. Dhanu.	Ein wilder Stamm, der die Ufer des Thalluayn, nördlich von Martaban, bewohnt.
10. Kărayn.	Ein wildes Volk, das die Waldungen von Pegu und die Bai Prone bewohnt.
11. Ku-lā.	Die Europäer oder die Bewohner des Weſten.

Digitized by Google

12. Pă-deik-kă-rā.	Ein anderes weſtliches Volk. Welches aber? erfuhr ich nicht.
13. Dă-way.	Die Einwohner von Tavay.
14. Rök-'kaik.	
15. Ayn-giay.	Sollen zwiſchen Cuſſay und dem Kiayndunayn leben.
16. Tă-nayn-thā-rē.	Die Bewohner von Tenaſſerim.
17. Sō-gē.	Eremiten.
18. Kieen-zout.	Sollen bei Cuſſay wohnen.
19. Tă-rout.	Die Chineſen.
20. Tă-rök.	Die Tataren, welche China unterjochten.
21. Layn-thök.	Soll ein unabhängiges Volk bei China ſeyn.
22. Pan-thè.	
23. Pălè. } 24. Pā-laung. }	Bewohner der Berge im Nordweſten von Ava, welche den Thee ſammeln, der im burmaniſchen Reiche ſo ſtark verbraucht wird.
25. Thout-tan.	
26. 'Zū-laung.	Sollen ſieben Tagereiſen weſtlich von Ava leben.

Digitized by Google

27. 'Zū-'lē.	Leben nordwärts von letzterem Volke.
28. Tâ-'ba-thē.	
29. Hă-rē.	
30. Zan-dā.	Zandapure heißt die Hauptſtadt von Laos.
31. Măl-lă.	
32. Să-wā.	
33. Să-wē.	
34. Zeim.	
35. Lā-hu.	
36. Lă-myayn.	
37. Zayn-g'yan.	
38. Kian-'dan.	
39. U-thă-'bă.	
40. Lă-pē-kā.	
41. Myoun.	Ein Volk, welches die Berge zwiſchen Arakan und Chittagong bewohnt und das die Bengaler Morung nennen.
42. Goun.	
43. Pat-tu.	Die Malayen von Atſchin.
44. Zū-da.	
45. Nă-ba.	
46. 'Bu-daung.	
47. Layn-yaung.	
48. A-thā.	
49. Payn-gā.	

Digitized by Google

50. Meit-zeit.	
51. Lă-hök.	
52. Rĕ-mē-duök.	
53. Kan-zök.	
54. Taung-thū.	
55. Pyu.	
56. Kŏ-ză.	
57. Kam-yan.	
58. A-myayn.	Eine burmaniſche Stadt dieſes Namens.
59. Kă-kiayn.	Ein wildes Volk an der chineſiſchen Gränze.
60. Thouk-kăda.	Eine ſiameſiſche Stadt dieſes Namens.
61. Lā-'ba.	
62. Shein-dū.	
63. Rè-dū.	
64. Payn-wā.	Eine burmaniſche Stadt dieſes Namens.
65. Meiz-'za.	
66. La-wa.	Ein zahlreicher Stamm, der die Waldungen öſtlich vom Fluß Martaban bewohnt.
67. Rè-'zun.	
68. 'Zayn-té.	
69. Peit-thè.	
70. Taz'-zoo.	
71. Thē-hò.	Ceylon.
72. Sā-wē.	

Digitized by Google

73. Rŏ-gā.
74. Keen-ză.
75. Mā-lein.
76. Sŏ-ṛa.
77. Zè-dout.
78. Să-hout.
79. Thărök.
80. Thök. — Ein Volk, das an dem öſtlichen Arm des Fluſſes Naaf wohnt und das eine Kolonie an den oberen Theil des Curnafooly abgeſandt hat. Die Bengaler nennen ſie Chatu und Chatumas.
81. Dŏ-rā.
82. Taung-rā.
83. Kă-thee. — Cuſſay oder Meckely.
84. Miök-nā-mee.
85. Kiee.
86. Poun-nā. — Die Braminen.
87. Bŏ-dhĕ.
88. Eim-bát.
89. Kă-dū. — Ein Stamm zwiſchen Martaban und Siam.
90. Lă-rŏ.
91. Thă-doo.
92. La-ngoun.

Digitized by Google

93. Lă-rouk.
94. Pă-gnā.
95. Biā-bā.
96. Ram-man.
97. Kiayn. — Ein zahlreiches Volk in den Bergen zwiſchen Ava und Arakan.
98. Pyŏ:
99. Lă-waik. — Hauptſtadt von Cambodia.
100. Layn-nat.
101. Oo-bye.

Wir kehren nun zu der fernern Beſchreibung von Zabudiba nach den Nachrichten des Miſſionars aus den Schriften der Burmanen zurück.

XXIX. „In der nördlichſten Gegend von Zabudiba liegt nach den burmaniſchen Schriften ein ungeheuerer Berg, deſſen ſenkrechte Höhe 500 Juzana beträgt. Sein Umkreis am Fuße hält 9000 Juzana. Er heißt, wegen des ewigen Schnees, der ihn deckt, Hemavunta *) und beſteht aus 14,000 kleineren, auf

*) Dieſer Hemavunta iſt offenbar der Imaus oder Emodus der Alten, oder der Himaleh oder Himalaya der jetzigen Hindus. Alle dieſe Namen haben ihren Urſprung von dem, den Bewohnern tropiſcher Gegenden ſo ſeltenem Phänomen des Schnees. *Plin.* Hist. nat. VI. c. 17. — *Rennell's* Memoir. p. 126.

einander gethürmten Bergen. In den Thälern dieſes Berges ſind ſieben Seen, die das Waſſer vom geſchmolzenen Schnee aufnehmen. Die Tiefe dieſer Seen beträgt 50 und der Umkreis 150 Juzana. Aus dieſen Seen entſpringen fünf große Ströme, von denen einer Gunga heißt und aus dieſen Strömen ergießen ſich fünfhundert kleinere Flüſſe. Am Hemavunta wachſen verſchiedene Arten Sandelholz. Auch leben verſchiedene Nat von der Klaſſe Zadumaharit hier, ſo wie die Könige der Elephanten und der Pferde und mehrere Thiere, die man in der Nähe der menſchlichen Wohnungen nicht ſieht. Unter den Seen iſt der Anaudat *) der berühmteſte, den fünf Berge umgeben. Dieſe Berge ſind 500 Juzana hoch und ſtrecken ihre erhabenen Gipfel über den See her, ſo daß die Sonne ſein Waſſer jährlich nur kurze Zeit, wenn ſie nämlich in ihrer inneren Bahn iſt, beſcheinen kann."

„Einer dieſer Berge enthält im Innern ſehr reiche Goldgänge und ſelbſt ſeine Oberfläche iſt reichlich mit dieſem koſtbaren Metalle bedeckt. Einen zweiten Berg deckt Silber, was er auch in ſeinem Eingeweide hat. Der dritte enthält Diamant- und Rubin-Adern und auch äußerlich glänzen dieſe Steine an ihm. Der vierte iſt gleichfalls an anderen Juwelen reich und den fünften decken Sandel-, Gewürznelken- und Muskatnuß-Bäume. In dieſem aromatiſchen Berge ſind drei gewölbte Woh-

*) Dieſer Name ſchien mir nach der Ausſprache in Amarapura, No-wa-dat zu ſeyn.

nungen, die eine von Gold, die andere von Silber und die dritte von Karfunkel. Vor denſelben ſteht ein blühender Baum, der ein Juzana hoch iſt. In dieſem entzückenden Aufenthalte leben gewiſſe Eremiten und Menſchen von beſonderer Heiligkeit und Moralität, die ſich in der Welt zeigen, wenn das Geſetz eines Gottes aufgehört hat. Denn die burmaniſchen Schriften lehren, daß, wenn ein Gott erſcheint und ſein Geſetz bekannt macht, die Menſchen daſſelbe bloß eine gewiſſe Anzahl von Jahren nach ſeinem Tode zu halten brauchen. Iſt dieſe verfloſſen, ſo darf jeder bloß dem Naturgeſetze folgen. — Dieſe Berge glänzen ſo ſehr, daß dort kein Dunkel der Nacht iſt."

„Das Waſſer im Anaudat iſt hell, wie Kryſtall. Auch lebt nichts Unreines an ſeinen Ufern. Weder Schildkröten, noch Fiſche halten ſich in ihm auf; denn ſein Waſſer iſt blos zum Tranke der erwähnten Heiligen beſtimmt. Blos einige Rieſen-Nats tummeln ſich zur Luſt in demſelben."

„Am öſtlichen Ufer des Anaudat ſteht das Bild eines Löwen-Kopfs, am ſüdlichen das eines Elephanten, am weſtlichen das eines Pferde-, und am nördlichen das eines Kuh-Kopfs. Aus dieſen vier Köpfen ergießen ſich die Quellen von vier Strömen. Das Waſſer, was aus dem Löwen-Rachen entſpringt, lauft dreimal um den See her, vermiſcht ſich mit dem übrigen Gewäſſer und ſtürzt dann von dem öſtlichen Theile des Hemavunta herab. Es fällt, nach einem langen Laufe

durch wüſte Gegenden, endlich in das öſtliche Meer. *) Auf ähnliche Weiſe bilden die Gewäſſer aus den nördlichen und weſtlichen Rachen nach dreimaligem Umlauf um den See zwei Flüſſe, deren einer in den weſtlichen **), der andere in den nördlichen Ocean ***) ausfließt. Das Waſſer aus dem Elephanten=Maule dreht ſich gleichfalls dreimal um den Anaudat her, und läuft dann ſechzig Juzana ſchnurgerade nach Süden, worauf es einen kleinen Berg hinangeht und, über einem ungeheuren Felſen hinabſtürzend, einen andern See, der funfzig Juzana im Umkreiſe hat, bildet. Nun fließt es ſechzig Juzana lang unter der Erde weg, und trifft dann einen großen Berg †), der es in fünf große Flüſſe zertheilt, von denen jeder ſeinen eigenen Namen hat. Dies ſind die ſchon oben erwähnten fünf großen Flüſſe, von denen der Gunga oder Ganges einer iſt. ††) Aus

*) Dies iſt wahrſcheinlich der Yang=tſe=kiang, der größte Fluß in China, deſſen Quelle nicht weit von der des Ganges iſt.

**) Der weſtliche Fluß iſt ohne Zweifel der Oxus, Jihon, der ins caspiſche Meer fällt, jenſeits deſſen wohl die Hindus zu Buddſha's Zeiten nichts kannten.

***) Dies iſt vermuthlich der ungeheure Strom Irtis, deſſen Quelle etwa 1000 (Engl.) Meilen nördlich von der des Ganges iſt.

†) Wahrſcheinlich Sewalick.

††) Dies ſcheint mir eine verworrene Beſchreibung der Flüſſe zu ſeyn, die in den Buſen von Bengalen fallen. Die Verfaſſer des obigen Syſtems nahmen an, daß ſie alle aus

Digitized by Google

jedem dieſer fünf Flüſſe entſtehen hundert andere kleinere, zuſammen alſo fünfhundert. Die Ufer jedes der vier großen Flüſſe ſind reich an der Thierart, aus deren Bildniß am See Anaudat der Fluß entſpringt. So ſind die Ufer des ſüdlichen Fluſſes voll Elephanten, des nördlichen voll Ochſen, des öſtlichen voll Löwen, und des weſtlichen voll Pferde. *)"

Dieſe Fabeln erzählte man mir in Amarapura oft. Die Namen der fünf Berge um den Anaudat her, ſind: Sudaſana, Pathoda, Gandomadena, Kelaſapa und Seitera. Die fünf Arme des Elephanten- oder ſüdlichen Fluſſes heißen: Gaynga, Gemuna, Mohé, Therapu und Rawadé. Ge-

einer Quelle entſprängen, daß ſie aber durch die zwiſchenliegenden Sewalickgebirge in die Geſtalt zertheilt würden, welche ſie in Hindoſtan haben.

*) Nach dieſer Erzählung käme alſo der Ganges nicht aus dem Maule der Kuh, ſondern aus dem des Elephanten. Wahrſcheinlich haben die Braminen dieſen Theil der Fabel mißverſtanden, und der Felſen, welcher das Kuhmaul heißt, ſcheint, ſo weit unſere geographiſchen Kenntniſſe reichen, unſeren Nachforſchungen verborgen bleiben zu wollen. (*Rennell's* Memoir, p. 371.) Der gelehrte Paulinus hat, wie ich ſchon oben in einer Note bemerkte, die Fabeln vom Mienmo und vom Hemavunta verwechſelt. Vielleicht iſt er hier den Braminen gefolgt, aus deren Schriften ſeine Ideen hauptſächlich geſchöpft zu ſeyn ſcheinen, und die Braminen mögen ſo gut in Rückſicht der Lage dieſer Berge, als in Betreff des Kuhmauls von den Rahan's abweichen.

wiß gab dieſe Fabel, die nicht völlig verſtanden ward, zu der Idee Anlaß, die man auf einigen Charten findet, wo aus einem See Chiamay der Ganges, der Burramputer, der Ayrawade und andere große Flüſſe entſpringen. Dieſe Meinung wird durch de la Loubere's Anführung von Chiamay beſtätigt. Aber die von dieſem trefflichen Schriftſteller ſogenannte Stadt iſt, wie die von mir Sir John Shore mitgetheilten Charten deutlich beweiſen, die Hauptſtadt eines jetzt den Burmanen unterworfenen Königreichs, und liegt am Fluß Siam, der an der Gränze China's entſpringt.

Dieſe in den Büchern der Rahans aufgeſtellte, wiewohl fehlerhafte Topographie zeigt, meiner Meinung nach, deutlich die Gegend an, in welcher Buddha's Lehre entſprang. Dies muß an einem der Arme des ſüdlichen Fluſſes geweſen ſeyn, höchſt wahrſcheinlich in den nördlichern Gegenden Hindoſtan's. Buddha's geographiſche Kenntniſſe mußten ſehr beſchränkt ſeyn. So wie man ſich aber mit ihnen der erwähnten Gegend nähert, nehmen ſie eine mehr ſpecielle und vernünftige Form an. Aus den Nachrichten von den Bergen, dem Schnee, den Seen und Flüſſen, die ſeine Schüler geben, kann man ſchließen, daß er nahe bei Thibet wohnte. Man kann annehmen, daß er die dortigen Schneegebirge ſah, von den großen Flüſſen hörte, die in das ſibiriſche, chineſiſche und caspiſche Meer von da fließen, und die Arme des ſüdlichen Fluſſes darum ſpecieller angab, weil er an ſeinem Ufer wohnte. Wäre er aus Thibet gebürtig geweſen, ſo würde er nicht in

Digitized by Google

den groſsen Irrthüm verfallen ſeyn, die Flüſſe von Bengalen und Oude aus einer Quelle entſpringen, und ſie auf die angegebene Art durch die Sewalick-Gebirge dringen zu laſſen. Einige *) haben behauptet: Buddha ſey in Aria oder Koraſan geboren. Worauf ſich dieſe Meinung gründet, weiſs ich nicht. Aber gewiſs wird man ſehr triftige Gegengründe herbeibringen müſſen, um dieſen, aus der Topographie ſeiner Schüler hergenommenen, Beweiſs zu entkräften, daſs er aus dem nördlichen Hindoſtan ſtammte. Als ich einen bengaliſchen Braminen, der die Sanſcrit-Sprache kennt, darüber befragte, ſagte er mir, Buddha ſey König von Rahar geweſen, welches nach ihm öſtlich durch den Fluſs bei Moorſhedabad begränzt wird, und ſich von da gegen Benares erſtreckt, alſo ziemlich dem Lande des Subah von Bahar entſpricht. **)

*) Encyclopaedia Britannica, Artikel: Samanians. Dieſe Meinung gründet ſich wohl auf zwei Stellen aus den Kirchenvätern, die ich im Paulinus (Mus. *Borg.* p. 186 187) gefunden habe. Nämlich: „και εκ Βακτρων των Περσικων Σαμαναιοι“ (*Cyrill. Alex.* T. II. p. 133) und: „και Σαμαναιοι Βακτρων“ (*Clemens Alexandr.* Strom. I. p. 359). Da die Kenntniſs der Kirchenväter von der Religion des Buddha hauptſächlich von denjenigen Samanäern, die im perſiſchen Reiche lebten, geſchöpft war, und dieſe aus Hindoſtan nach Iran, auf dem gewöhnlichen Wege durch Baktria gekommen ſeyn muſsten, ſo erklären ſich beide Stellen leicht.

**) Nach dem Bhagawat pflegte Buddha, der Sohn des Jina, zu Cicata zu erſcheinen. Ein gelehrter Hindu ſagte, daſs unter dieſem Namen Dhermaranga be-

In Bezug auf Hindoſtan haben die Bramiſnen ziemlich dieſelben geographiſchen Begriffe angenommen, wie ihre Vorgänger die Rahans *). Da ſie aber aus Aegypten kamen, ſo iſt ihre Kenntniß der weſtlichen Erdſtriche größer, und wir brauchen keinen weitern Beweis, daß ſie wirklich aus Aegypten ſtammen, als ihre vollſtändige Kenntniß des Nils, die der gelehrte Hr. Wilford ſo ſinnreich erörtert hat.

XXX. „Nächſt dem See Anaudat,“ fährt der Miſſionar fort, „iſt der See mit Namen Zaddan der berühmteſte, der faſt eben ſo groß, wie erſterer iſt. Mitten in demſelben nimmt kryſtallhelles Waſſer von Karfunkelfarbe, einen Raum von 25 Juzana ein. Rund umher liegen in concentriſchen Kreiſen fünf Gärten, deren jeder ein Juzana weit iſt. In dieſen Gärten wachſen die verſchiedenen Arten Blumenbäume, die im Waſſer fortkommen. Außer dem See ſind Felder mit Korn, eßbaren Saamen, Kürbiſſen und Gurken. Auſſerhalb dieſen Feldern kommen Gärten mit allen möglichen Obſtarten; z. B. ein Garten mit Piſangbäumen, deren Früchte ſo groß wie Elephantenrüſſel ſind; ein Garten mit Ratans u. dgl. Zuletzt folgen außer dieſen Gärten Baumwollenpflanzungen. Alle dieſe Felder und

Gaya verſtanden würde. (*Asiatic Researches*. II. 122.) Ob dieſer Buddha derſelbe mit dem in der burmaniſchen Religion iſt, weiß ich aber nicht.

*) M. ſ. des gelehrten Hrn. Burrow's Abhandlung in den *Asiatic Researches*.

Gärten umſchließen einander in concentriſchen Kreiſen, und jeder iſt ein Juzana weit. Sie alle und den See Zaddan in ihrer Mitte, umgiebt ein Berg, der ein Juzana hoch und mit Gold bedeckt iſt, deſſen Widerſchein den ganzen See glänzend macht. Dieſen goldnen Berg umgiebt ein andrer ſechs Juzana hoher, der voller Karfunkeln iſt. Dieſen umſchließt wieder ein Berg von fünf Juzana Höhe, der auf der dem Zaddan zugekehrten Seite wie die Sonne ſtrahlt. Um ihn her ſcheint ein andrer vier Juzana hoher Berg, ſo hell wie der Mond. Ihn ſchließt abermals ein Berg ein, der wie Kryſtall ſchimmert, und endlich folgen noch zwei ringförmige Berge, davon einer zwei, der andre ein Juzana hoch iſt. Die innern Flächen beider ſind ſchwarz."

„Weſtlich vom See Zaddan, liegt im goldnen Berge eine berühmte Höle, die mit Gold und Edelſteinen angefüllt iſt, und deren Oeffnung ſich zwölf Juzana weit erſtreckt. Nördlich von ihm liegt ein andrer See, der funfzig Juzana lang und eben ſo breit iſt. Sein helles Waſſer ernährt viele blühende Bäume, und ſein Sand beſteht aus den Bruchſtücken von Diamanten und Kryſtallen."

„Zwiſchen dieſen beiden Seen wächſt der große Gnaungbayn *), ein den Burmanen heiliger Baum, weil Godama unter ſeinem Schatten zum Gott ward. Mehrere kleinere Bäume von derſelben Art

*) Ficus religiosa.

Digitized by Google

umgeben den großen Gnaungbayn, und unter dem Schatten eines derſelben, pflegt der Elephantenkönig ſich aufzuhalten. Dieſer König heißt wegen ſeines Aufenthalts hierſelbſt oft: der Elephant Zadda. In ſeinem Gefolge ſind 8000 weiße, rothe und ſchwarze Elephanten, und er hat vier Königinnen. Wenn er in den See geht, um zu baden und ſich zu vergnügen, begleiten ihn alle 8000. Einige gehn voran und machen den Weg rein. Andre machen, während er im Bade iſt, Kronen und Gürtel aus Blumen, die ſie ihrem Könige, wenn er aus dem Waſſer kommt, überreichen, der, ſo geſchmückt, unter den großen Baum zurückkehrt. Nun gehn die Elephanten auch in gehöriger Ordnung ins Bad, zuerſt nämlich die weißen, dann die rothen und zuletzt die ſchwarzen, ſchmücken ſich nach ihrem Herauskommen mit Blumen, und begeben ſich dann zu dem Könige, um vor ihm zu ſtehn. Nun pflücken die ſchwarzen Elephanten einige Blumen vom Baume und geben ſie ihren Weibchen, die ſie den Weibchen der rothen überreichen, von denen ſie die Weibchen der weißen empfangen, um ſie dem Könige und den Königinnen zum Mahle vorzulegen. Hierauf zerſtreuen ſich alle in die Wälder, wo jeder Nahrung findet. So bringen ſie täglich ihre Zeit hin. Im Winter leben ſie in der großen, oben erwähnten Höle, und im Sommer unter dem großen Gnaungbayn, der von ſeinem Stamme 8000 ſtarke Aeſte erſtreckt, ſo daß auf jeden Elephanten einer kommt."

XXXI. „In der Nähe dieſer und der fünf andern Seen, ſollen ſich verſchiedne außerordentliche Arten von

Digitized by Google

Thieren und Vögeln aufhalten; unter andern fünf Arten Löwen, die ſich in gewiſſen großen Wäldern aufhalten. Die berühmteſte davon iſt, der Löwe Chalaraſi, deſſen Hals, Schenkel und Füße, und deſſen Schwanzſpitze roth ſind, und von deſſen Scheitel längs dem Rükken bis auf den Nabel herunter, ein rother Streif läuft. Auch ſeine Mähne iſt roth und ſein Brüllen hört man 33 Juzana weit. Wenn andre Thiere dieſe ſchreckliche Stimme hören, ſo wagen ſie nicht auf der Stelle zu bleiben. Seine Behendigkeit iſt wundergroß und ſeine Geſchwindigkeit ſo außerordentlich, daß er eine Meile in einem Augenblicke zurücklegt, da er Sätze von 140 Ellen macht. Wenn er ſeine Eingeweide entledigen, oder der Löwin beiwohnen, oder ſeinen Hunger ſtillen will, ſo kommt er vor die Höle heraus und brüllt dreimal ſchrecklich. Drei Juzana umher ſchallen alle Echos wieder, und noch ehe dieſe Echos ſchweigen, hat er ſchon manchen Hirſch oder andere Thiere erbeutet. Er hat eine ſo ungeheure Stärke, daß er den größten Elephanten eben ſo leicht tödtet, als ein anderer Löwe einen furchtſamen Haſen; er ſoll auch nur auf der rechten Seite liegend ſchlafen, ſeinen Schwanz unter ſich und ſeine Glieder alle in gehöriger Lage. Erwacht er und ſieht, daß er während dem Schlafe ſeine Lage geändert hat, ſo bleibt er den Tag, gleichſam zur Strafe, in ſeiner Höle. — Es giebt dort auch noch eine andere Löwenart, die einen Menſchenkopf, übrigens aber einen Löwenkörper hat. Dieſe Art läßt ſich nur dann ſehen, wenn ein Gott auf Erden erſcheint."

Digitized by Google

XXXII. „In dieſen Gegenden wohnt auch ein König der Nats, Bommazo. Er lebt diß ganze Dauer einer Welt hindurch, und ſoll große Tugend beſitzen. Man erzählt von ihm, daß, als er einſt die ganze Welt durchreißte, er die Wohnungen der Nat faſt leer fand, weil eine ungeheure Menge derſelben, ſo gut wie von Menſchen, ſich in einem gewiſſen Königreiche verſammelt hatte, um Godama zu hören, der da predigte. Darüber ward der König der Nat neidiſch, indem alle Nat der Heiligkeit und Tugend Godama's den Vorzug gaben. Deshalb begab er ſich mit ſeinen Unterthanen auf einen Begräbnißplatz unfern dem Orte, wo Godama predigte. Nachdem ſie ſich hier in der Aſche der Todten herumgewälzt und zerbrochene Leichenurnen um den Hals genommen hatten, kamen ſie mit lautem Getöße und mit großem Geklapper an die Urnen, ſtatt der muſikaliſchen Inſtrumente, an den Ort, wo die Menge verſammelt war, um den Prediger zu hören, und hofften die Aufmerkſamkeit der Zuhörer dadurch von ihm abzuwenden. Die Leichtſinnigern kehrten ſich zwar bei dem ungewohnten Klange um. Aber die größere Menge blickte nicht zur Seite und ſchenkte den Handlungen des Nat nicht die kleinſte Aufmerkſamkeit. Godama ſelbſt fuhr ruhig in ſeinem Vortrage fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Wie der Nat daher ſah, daß ſein Verſuch Godama zu ſtören, vergebens war, zog er ſich, ſehr außer Faſſung, zurück."

„Bei einer andern Gelegenheit ſah derſelbe große Nat, Godama vorbeigehn und ſagte zu ſeinen Ge-

Digitized by Google

fahrten verächtlich und ſpöttiſch: ja! Godama hat große Verdienſte. Darauf ſchlug er ſehr unverſchämt die Probe vor, wer von ihnen beiden das größte Wunder bewirken könne und ſprach: „Godama! laß uns „unſre Körper in eine andere Geſtalt verbergen und „ſehn, wer den andern zuerſt entdeckt." Godama war zwar verdrüßlich über eine ſolche kindiſche Probe, fürchtete aber, daß, wenn er ſie ablehnte, die Menſchen und die Nats ſeine Gottheit weniger verehren möchten, und bewilligte das Verlangen des Nats gnädig. Er ließ daher Bommazo mit dem Verſtecken den Anfang machen und bedeckte inzwiſchen ſeine Augen mit den Händen. Der Nat-Fürſt verwandelte ſich durch ſeine Kraft ſogleich in ein Sandkörnchen, und drang 100,000 Juzana tief in die Mitte der Erde, wo er ſich verbarg. Godama aber, der troß dem, daß er die Augen geſchloſſen hatte, Alles durch ſeine göttliche Weisheit wuſte, gieng zu dem Löchelchen, durch welches das Sandkorn hinabgefahren war, bedeckte die Oeffnung mit der linken Hand und ſchüttelte die Erde mit der rechten. Nun nöthigte er den Nat aus ſeinem Schlupfwinkel und ſagte: „Nat! komme hervor!" Der große Bommazo dachte, daß Godama dies durch Zufall gethan hätte, und wollte ſich aufs Neue verſtecken. Aber Godama rufte aus und ſprach: „O! Nat! weißt du nicht, „daß ich die geheimſten Gedanken deines Herzens kenne? „komm alſo heraus und laß mich nichts weiter ſagen!" Wie der Nat ſah, daß er ſich nicht länger verſtecken konnte, kam er hervor und ſprach nun zu Godama: „Nun biſt du an der Reihe dich zu verbergen!" Goda-

ma verwandelte ſeinen großen Körper nicht in ein Sand-korn, ſondern in ein unendlich kleines und unſichtbares Atom, ſetzte ſich zwiſchen Bommazos Augenbraunen und Augenlied und ſagte: „Nun ſuche mich!“ Da Bommazo Godama's Stimme ſo nahe hörte, öffnete er ſogleich ſeine Augen, und wie er nichts in der Nähe fand, fing er überall zu ſuchen an. Er durch-ſuchte die vier großen Inſeln der Welt und die zweitauſend kleinern; er erforſchte den ganzen Ocean und die hohen unzugänglichen Gebirge Zetchiavala, beſtieg den Mienmo, beſuchte die Wohnungen aller Nat, der Rupa und der Arupa, drang in verſchiedne andre Welten und wurde endlich müde. Da erklärte er ſich beſiegt und rufte aus: „O! großer Godama! ver-„birg Dich nicht länger, ſondern erſcheine!“ Nun ſchuf Godama eine prächtige Leiter von Gold mit Perlen geziert, legte ſie an das Auge des großen Bommazo; nahm dann ſeine natürliche Größe an, und ſtieg mit dem größten Schmucke in allem Pompe von dem Auge Bommazo's zur Erde herab. Wie der große, erſtaunte Nat dies Wunder ſah, warf er ſich zu Godama's Füßen, bekannte ſeinen Stolz und ſeine Kühnheit demüthig, und bat um Vergebung. Von dieſer Zeit an verehrte er Godama, als Gott, und er war nicht nur während Godama's Leben, ſondern auch nach deſſen Tode ſein ſorgfältiger und andächtiger Anbeter.“

Digitized by Google

„Von Zerſtörung und Wiedererſchaffung der Welten.“

XXXIII. „Die Schriften der Burmanen geben als die drei entfernteren Urſachen der Zerſtörung einer Welt: Schwelgerei, Zorn und Unwiſſenheit an. Aus dieſen entſtehen durch die Macht des Schickſals die phyſiſchen oder nächſten Urſachen der Zerſtörung, nämlich: Feuer, Waſſer und Wind. Hat Schwelgerei das Uebergewicht, ſo verzehrt Feuer die Welt. Hat Zorn oder Zwietracht die Oberhand, ſo thut dies Waſſer, und Wind, wenn Unwiſſenheit das Hauptübel iſt. Die Burmanen nehmen nicht an, daß eine Welt plötzlich zerſtört und plötzlich wieder geſchaffen werde; ſondern nach ihnen fordert die Zerſtörung ein Aſſenchiekat Zeit, die Wiedererzeugung gleichfalls ein Aſſenchiekat, und ein drittes verfließt zwiſchen dem Ende der Zerſtörung, und dem Anfange der Wiedererzeugung.“

XXXIV. „Ehe wir die Meinungen der Burmanen von der Zerſtörung einer Welt erzählen, müſſen wir wieder in Erinnerung bringen, daß ſie 64 verſchiedene Lebensdauern der Menſchen während der Exiſtenz einer Welt annehmen. Auch ſetzen ſie feſt, daß faſt das ganze menſchliche Geſchlecht bei jeder dieſer 64 Perioden umkomme, in der die Dauer des Lebens nur 10 Jahre beträgt; ferner, daß die Art der Zerſtörung der Menſchen den von ihnen verübten Verbrechen analog iſt. Wenn daher Schwelgerei das Hauptlaſter war, ſo reiben Hunger, Durſt und Elend den größten Theil der Menſchen auf. Iſt Zorn

die Urſache des kurzen Lebens, ſo entſtehen unaufhörliche Streitigkeiten und Kriege, und den großen Haufen der Menſchen frißt Spieß und Schwerdt. Iſt endlich Unwiſſenheit das Hauptübel, ſo nagt eine ſchreckliche Verzehrung an den Menſchen, und ſie ſchwinden zu Gerippen hin. Iſt nun der größere Theil der Menſchen durch ſolche Uebel aufgerieben, ſo kommt ein großer Regen und ſchwemmt den Schmutz und die unbegrabenen Leichname in die Flüſſe. Alſobald folgt ein Regen von Blumen und Sandelholz, um die Erde zu reinigen, und nun fallen auch Kleider aller Art vom Himmel. Die elenden Ueberreſte der Menſchen, die der Seuche entflohen ſind, kriechen dann aus Hölen und Schlupfwinkeln hervor, bereuen ihre Sünden, und fangen nun wieder an länger zu leben."

Die Burmanen glauben nicht nur, daß die menſchliche Lebensdauer durch Tugend verlängert und durch Laſter verkürzt werde, ſondern auch, daß die moraliſche Vollkommenheit, vorzüglich bei Fürſten, viele phyſiſche Vortheile bewirke, wie eine vortheilhafte Aenderung der Witterung, reichere Aerndte, und vorzüglich eine große Menge edler Metalle und Steine. Dieſe Lehre, daß die göttliche Vorſehung das Moraliſch Gute (der Fürſten) mit dem Phyſiſch-Guten (des Volks) belohnt, ſcheint, ob ſie gleich zuweilen dem Vortheile der Geſellſchaft nachtheilig ſeyn kann, vom letzten chineſiſchen Kaiſer Yong-tching, einem gar nicht abergläubigen Fürſten, der im Gegentheil alle Offenbarungen verlachte, die von verſchiedenen Secten in ſeinem Reiche verbreitet

wurden, feſt geglaubt zu ſeyn. Wie man gewöhnlich annimmt, verbannte er die chriſtlichen Miſſionare wegen einiger politiſchen Intriguen der Jeſuiten, welches ohne Zweifel manchem Neubekehrten ſehr unangenehm war. Zwei Statthalter in den Provinzen ſuchten ihn daher zu überreden, daß die Gegenden, in denen Tempel des Gottes der Heerſchaaren (wahrſcheinlich Kirchen) errichtet wären, von Heuſchrecken und anderen ſchädlichen Inſecten frei blieben. Andere Beamte erwähnten verſchiedene abergläubige Ceremonien als wirkſam, um Regen zu erhalten. In ſeiner Antwort, von der uns Groſier (Déſcription générale de la Chine II. 185) eine Ueberſetzung mitgetheilt hat, behandelt er zwar den Glauben, als ob Gebete zu eingebildeten Weſen unſere Uebel abwenden könnten, als einen lächerlichen Wahn, ſtellt aber zu gleicher Zeit, als untrüglichen Lehrſatz die Meinung auf, daß Ueberſchwemmungen, Dürre oder Inſecten unſere Ebenen als Strafen des Himmels für den Kaiſer, oder ſeine Beamte verwüſten, die ſich von Recht und Gerechtigkeit entfernten, um ſie dadurch zu der Erfüllung ihrer Pflichten zurückzurufen. Delirant reges, plectuntur Achivi!

XXXV. „Um nun die Beſchreibung der Zerſtörung einer Welt anzufangen, erzählen die burmaniſchen Bücher, daß 1000 Jahre vor einer ſolchen Begebenheit ein gewiſſer Nat aus den oberen Wohnungen in dieſe Inſel herabſteigt. Sein Haar iſt zerſtreut, ſein Anſehen traurig, ſeine Kleider ſind ſchwarz. Er geht auf alle öffentliche Wege und Straßen und verkündet den Men-

Digitized by Google

ſchen mit kläglicher Stimme die Annäherung von Zerſtörung der Welt. So wie die Vögel unter dem Himmel, und die Fiſche in der See durch natürlichen Inſtinct ein Vorgefühl des nahenden Sturms haben, ſo ahnen die Nat in ihrer Seele die Annäherung der Zerſtörung einer Welt. Dann ermahnen ſie die Menſchen dringend zu der Erfüllung des Geſetzes, und vorzüglich zu ſolchen guten Werken, die ihnen eine Wohnung bei den Rupa und Arupa verſchaffen können. Solcher guten Werke ſind hauptſächlich vier: Barmherzigkeit nämlich, Ehrfurcht gegen die Aeltern und das Alter überhaupt, Gerechtigkeit und Nächſtenliebe. Die Nat ſind darum ſo geſchäftig, die Menſchen zu Erlängung einer Stelle bei den Rupa und Arupa aufzumuntern, weil zwar die Wohnungen derſelben auch zerſtört werden, wenn der Wind wegen der menſchlichen Vergehungen die Welt zertrümmert, aber zum Theil erhalten werden, wenn dies durch Feuer oder Waſſer geſchieht."

„Wenn die Menſchen die ſchrecklichen Verkündigungen der Nat hören, ſo erzittern ſie, und bemühen ſich mit der größten Macht die vier oben erwähnten guten Werke zu verrichten. Die Nats, welche den Mienmo und die oberen Wohnungen inne haben, werden gleichfalls zu den verſchiedenen Zian erhoben. Die Weſen in der Hölle, ſelbſt die, deren Strafe noch nicht abgebüßt iſt, werden als Menſchen geboren und bemühen ſich ſo zu leben, daß ſie auf einen Platz in den Zians Anſpruch machen können. Bloß für die Gottesverächter und die Apoſtaten iſt keine Rettung. Sie werden in die

kalten Orte zwiſchen den verſchiedenen Welten verſetzt, und hier bleiben dieſe Sünder zur ewigen Strafe. Unvernünftige Thiere kommen zugleich mit der Welt um."

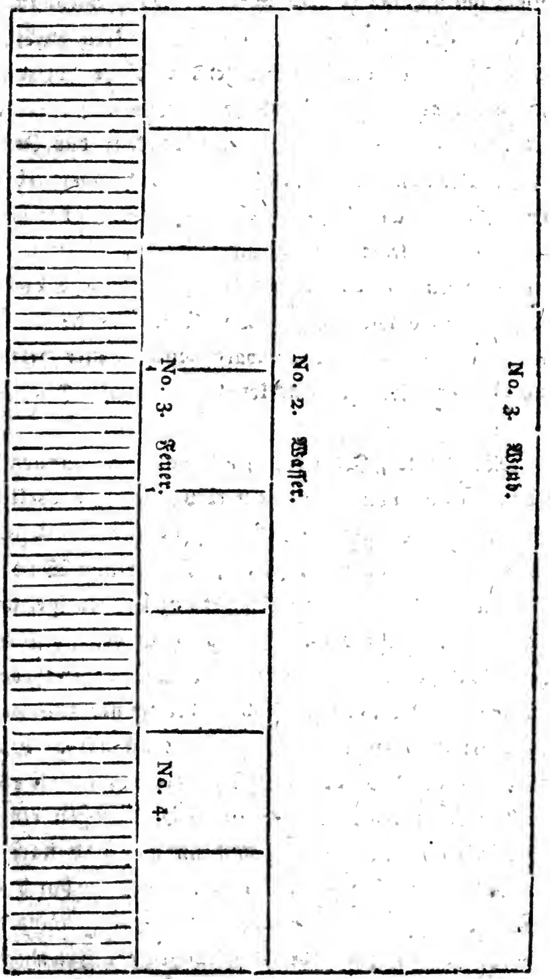
XXXVI. „Es iſt ſchon angeführt worden, daß die Welt entweder durch Feuer, oder durch Waſſer oder durch Wind vergeht. Geſchicht dies durch Feuer, ſo fällt, ſobald der Nat ſeine Ermahnungen geendigt hat, ein ſtarker Regen vom Himmel, der alle Seen füllt, Ströme und eine reiche Aerndte hervorbringt. Die Menſchen überlaſſen ſich jetzt neuen Hoffnungen, und ſäen mehr Saamen, als gewöhnlich. Aber dies war der letzte Regen und in 100,000 Jahren fällt kein Tropfen mehr. Die Pflanzen und Alles, was wächſt, vergehen. Nun ſterben alle lebende Weſen, und gehen zu dem Zuſtande der Nat über, von wo ſie zu den Wohnungen der Zian oder der Arupa verſetzt werden. Da die Nats der Sonne und des Mondes nun Zian werden, ſo verfinſtern ſich dieſe Lichter und verſchwinden. Statt ihrer entſtehen zwei Sonnen, die keine Nat ſind. Eine von ihnen folgt auf die andere, ſo daß die eine aufgeht, wenn die andere untergeht, und daher keine Nacht iſt. Dadurch wird die Hitze ſo ſtark, daß alle kleinere Flüſſe und Seen austrocknen, und auf der ganzen Erde bleibt nicht die kleinſte Spur eines Baumes. Nach einer langen Zeit geht eine dritte Sonne auf. Dann vertrocknen auch die größten Ströme. Nach der Erſcheinung der vierten Sonne ſind immer zwei über dem Horizont, und nun verſchwinden auch die ſieben großen Seen. Eine fünfte Sonne trocknet das Meer

aus. Die ſechste Sonne zertrennt dieſe und die übrigen 1,010,000 Erden, inzwiſchen aus den Spalten Feuer und Rauch kommt. Endlich kommt nach einem langen Zeitraume die ſiebte Sonne, welche den Mienmo und alle Wohnungen der Nat verzehrt. So wie nun eine Lampe erliſcht, wenn Dacht und Oel alle iſt, ſo geht auch das Feuer in dieſer und den anderen 1,010,000 Welten aus, wenn alles darin verbrannt iſt. Vom letzten großen Regen, bis zur endlichen Erlöſchung des Feuers iſt ein Aſſenchiekat."

XXXVII. „Auf dieſe Art wird die Welt durch Feuer zerſtört. Erfolgt die Zerſtörung durch Waſſer oder Wind, ſo ſind die Umſtände ähnlich. Denn wenn das Waſſer das Zerſtörungsmittel iſt, fällt erſt ein nur geringer Regen, welcher mit der Zeit aber ſo ungeheuer wird, daß jeder Tropfen 1000 Juzana groß iſt. Ein ſolcher Regen löſet die Wohnungen der Menſchen, der Nat, einige Zians und alle übrigen 1,010,000 Welten gänzlich auf. Wenn eine Welt durch Wind zerſtört wird, ſo fällt nach den Warnungen des Nats ein feiner Regen, welches der letzte während dieſer Welt iſt. Nach 100,000 Jahren fängt der Wind an zu blaſen, und wird nach und nach ſtärker. Anfänglich hebt er nur Sand in die Höhe und kleine Steine. Aber mit der Zeit reißt er ungeheuere Felſen und die Gipfel der Berge weg. Dann erſchüttert er die ganze Erde, zerſtreut ihre Beſtandtheile, ſo wie die der übrigen Welten mit allen Wohnungen der Nat, der Rupa und Arupa, und wirft ſie in das ungeheuere Reich der Schatten."

„Der untenſtehende Plan zeigt die Ordnung, in der

nach den Burmanen, die auf einander folgenden Welten durch Feuer, Waſſer und Wind zerſtört werden.“



Digitized by Google

„Aus dieſem Plan erhellt, daß unter 64 Malen die Welt 56 Mal durch Feuer, 7 Mal durch Waſſer und einmal durch Wind zerſtört wird. Dies geſchieht in der im Plane angezeigten Ordnung. Die ſenkrechten Linien ſtellen die Zeiten der Zerſtörungen, und die horizontalen die verhältnißmäßige Höhe jeder Zerſtörung vor. So erreicht ſie die Höhe Nro. 3, wenn Feuer das Zerſtörungsmittel iſt, und die fünf unterſten Zian verbrennen. Nach einer Reihe von 64 Zerſtörungen der Welt, von denen die letzte durch Wind geſchieht, folgt die erſte der folgenden Reihe abermals durch Feuer, und dieſelbe Ordnung wird wiederholt. Die Welt, welche der gegenwärtigen vorhergieng, ward durch Feuer zerſtört, und iſt durch Nro. 4. bemerket.“

XXXVIII. „Jetzt wollen wir die Vorſtellungen der Burmanen, von der Wiedererzeugung einer Welt anführen. Wie wir geſehen haben, geben ſie drei Urſachen der Zerſtörung, nämlich, Feuer, Waſſer und Wind an. Aber die Wiedererzeugung bewirkt nur eine einzige, nämlich Regen. Ein Aſſenchiekat nach der Zerſtörung einer Welt fängt ein Regen zu fallen an, deſſen Tropfen erſt wie Senfkörner groß ſind, aber immer zunehmen, bis jeder Tropfen 1000 Juzana groß wird. Dieſer Regen erfüllet dann den ganzen, oder wohl noch einen größern Raum, als die ehemaligen Wohnungen einnehmen. Der Wind trocknet ihn dann nach und nach genau bis zur Größe derſelben ein. Der ſo durch den Wind verdickte Regen, bildet auf ſeiner Oberfläche eine Kruſte, aus der zuerſt die Wohnungen der Zian, und

dann der Mienmo mit allen Wohnungen der Nat, die an dieſem Berge leben, emporkommen. Der Regen verdickt ſich immer mehr und mehr, und bildet unſere Erde mit dem Berge Zetchiavala, und endlich alle übrigen 1,010,000 Welten, die alle genau wieder in derſelben Lage, Ordnung und Geſtalt entſtehen, als ſie bei ihrem vorigen Daſeyn hatten. Dieſer Wechſel, ſo gut bei Zerſtörung, als bei Erſchaffung einer Welt, wird durch keine beſondere ſchaffende Kraft, ſondern durch die Kraft Damata bewirkt, welche man am beſten durch unſer Wort Fatum überſetzt."

XXXIX. „Ferner müſſen wir noch erklären, wie die Bewohner der neuen Welt gebildet werden. Die Burmanen lehren, daß auf der Oberfläche der neu-entſtandenen Welt, ſich eine Rinde bildet, die wie Butter riecht und ſchmeckt. Dieſer Geruch dringt bis zu den Rupas und Zians, und erregt in dieſen Weſen einen Appetit davon zu koſten. Da jetzt auch ihr Lebensende als höhere Weſen da iſt, ſo nehmen ſie menſchliche Körper an, die aber glänzend und ſehr gelenk ſind und ſteigen herab, um die Erde und die 1,010,000 andern Erden einzunehmen. *) Dieſe menſchlichen Weſen leben einige Zeit von jener übernatürlichen Nahrung in

*) Die Seelen, welche menſchliche Körper zu beleben beſtimmt ſind, nennen die Braminen: Brama, welches offenbar mit den Biamma oder erſten Einwohnern der Erde nach den Rahans ein Wort iſt. Denn die burmaniſche Ausſprache unterſcheidet das *r* und das *i* (von Vokalen) nicht.

Digitized by Google

Ruhe und Glück. Aber bald beſeelt ſie Begierde und Liebe zu eigenen Beſitzungen, und die nektariſche Rinde verſchwindet zur Strafe dieſes Vergehens. Ihre Leiber verlieren Durchſichtigkeit und Glanz, und werden ſchwarz und dunkel, Durch dieſen Verluſt des Lichts entſteht dunkle Nacht, und die Menſchen ſind in der äußerſten Verlegenheit, da jetzt noch weder Sonne noch Mond ſcheint. Aber ſogleich geht nun die Sonne im Oſten auf, vertreibt die Beſorgniß der Menſchen, und erfüllt ſie mit Freude. Daher heißt die Sonne Suria. Aber auf dieſe Freude folgt bald neuer Kummer. Denn wenn nun die Sonne ihren täglichen Lauf um den Mienmo her macht, wird ſie bald von dieſem Berge verdeckt, und es wird von neuem Nacht. Die Menſchen ſind durch dieſe neue Beraubung des Lichts in Beſtürzung gerathen, und rufen in der Angſt aus: „ach! wie „geſchwind verloſch das Licht, das zur Erleuchtung der „Welt kam!“ Während ſie ſo mit Begierde ein anderes Licht auch aus der öſtlichen Gegend erwarten, erſcheint daſelbſt mit Anbruch der Nacht, der Mond mit allen Sternen begleitet, und entzückt alle Menſchen köſtlich. Nun ſprechen ſie zu einander: „wie gelegen erſcheint uns dieſes Licht! Es erſcheint, als kenne es unſer Bedürfniß! Wir wollen es daher Zanta *) nennen.“ Dieſe Erſcheinung von Sonne, Mond und Sternen geſchah an einem Sonntage, am Vollmonde des Monats Taboun, der mit unſerm März zum Theil zu-

*) Dies iſt das Wort der Pali-Sprache für Nothwendigkeit.

ſammentrifft. Von dieſem Augenblicke der Erſcheinung der Sonne an, wird jedes Ding auf Erden ſo, wie es bis jetzt geblieben iſt. Wenn man Reiß kocht, ſo bleibt ein Theil hart und ungar, inzwiſchen alles übrige weich geworden iſt. Auf ähnliche Art, ſagen die burmaniſchen Lehrer, wird durch die Macht des Damata oder des Schickſals ein Theil der Erdoberfläche eben, inzwiſchen ſich ein anderer zu Bergen erhebt, oder ſich zu Thälern vertieft."

XL. „Im vorigen Paragraph iſt angeführt worden, daß ſich auf der Erde eine Art Rinde wie Butter bilden ſoll, welche ſogleich verſchwindet, ſo wie Geiz und Sucht nach Eigenthum unter den Menſchen ſich einfindet. Dieſe Rinde zieht ſich dann in das Innere der Erde zurück, bis an den großen Felſen Sila-pathavy und verwandelt deſſen obern Theil in Schmutz, Erde und Staub. So wie die Butterkruſte ſich in die Erde hinabzieht, ſprießt an ihrer Stelle eine gewiſſe rankende Pflanze hervor, die auch wie Butter ſchmeckt. Dieſe Pflanze bildet ſo lange die gemeine Nahrung für die Menſchen, bis der Geiz abermals die Oberhand erhält, worauf ſie gleichfalls verſchwindet. Statt derſelben kommt doch noch, wegen des Verdienſtes einiger Rechtſchaffenen, aus dem Innern der Erde eine Art trefflicher Reiß, der ſchon aus den Hülſen gemacht iſt. Auch Töpfe mit ſolchem Reiß gefüllt, wachſen von ſelbſt hervor, und die Menſchen brauchen ſie nur auf einen dann ſehr häufigen Stein zu ſetzen, der von ſelbſt Feuer genug hergiebt, um den Reiß zu kochen. Ueberall findet man überdem verſchiedene andere Gerichte nach jedes Appetite."

Digitized by Google

„So lange anfänglich die Rinde und die Kletterpflanze die Nahrung der Menſchen bildeten, ward dieſe ganze Nahrung durch die Verdauung in Fleiſch und Blut verwandelt. Wie ſie aber anfiengen Reiß zu eſſen, mußten die gröbern Theile dieſer Speiſe nach der Verdauung ausgeleert werden. Daher mußten die verſchiedenen Organe und Kanäle, die zur Ausleerung dienen, jetzt nach ihrem Willen ſich bilden. Nach dem Genuſſe des Reißes wurden die Menſchen auch wollüſtig, und es bildeten ſich nun die Geſchlechtstheile. Denn vor dieſer Zeit waren die Menſchen weder Männer noch Weiber. Die in einem vorhergehenden Leben Männer geweſen waren, erhielten jetzt die männlichen, und welche Weiber geweſen waren, die weiblichen Geſchlechtstheile wieder. Anfänglich begnügten ſich die Menſchen mit wollüſtigen Beſchauungen, verheuratheten ſich aber bald. Doch blieben auch manche ſehr tugendhafte Jungfrauen, und manche heilige Männer unverheurathet. Sie heißen Manuſſa Biamma. Dieſe trieben weder Ackerbau noch mechaniſche Künſte, ſondern beſchäftigten ſich nur mit der großen Arbeit, Opfer zu verrichten und Almoſen zu geben. Lange beobachteten dieſe Menſchen eine unverletzliche Keuſchheit. Wie ſie aber mit der Zeit bemerkten, daß ihre Zahl täglich abnähme, ſchloſſen manche derſelben Ehen, um Nachkommen zu erzeugen. Von dieſen letzten Verbindungen entſproſſen die jetzigen Braminen. Die Manuſſa Biamma, welche keuſch geblieben waren, ärgerten ſich über dieſes Betragen ihrer Genoſſen ungemein, und verabſcheuten ihre Verdorbenheit. Sie verachteten ſie von dieſem Zeitpunkte an, ſpieen ihnen

ins Angeſicht, und wollten weder im Eſſen, noch in der Kleidung und Wohnung mit ihnen ferner Gemeinſchaft haben. Daher ſtammt, ſagen die Lehrer der Burmanen, die Sitte der Braminen, daß ſie mit den übrigen Menſchen nicht eſſen, oder ſich mit ihnen waſchen. Denn obgleich Godama's Geſetz die Ehe erlaubt, ſo iſt doch ohne das ſtrengſte Cölibat der Zuſtand des Nieban unerreichbar, und deshalb haben alle weiſe Männer die Ehe als keine völlig gute That betrachtet."

XLI. „Die verheuratheten Biamma baueten allmählig Häuſer, Dörfer und Städte. Durch ihre Vermehrung entſtanden aber Streitigkeiten und Gezänke. Denn die Habſucht gewann die Oberhand, und jeder ſorgte nur für den eignen Vortheil, ohne auf das Unrecht, was er andern dadurch zufügte, zu ſehen. Mit der Zeit wurden dieſe Streitigkeiten durch die Stärke entſchieden. Um ſolchen Gewaltthaten aber endlich ein Ziel zu ſetzen, entſchloß man ſich in einer allgemeinen Verſammlung zur Wahl eines Fürſten, der nach Verdienſt belohnen, und nach der Größe des Verbrechens ſtrafen könnte. Einer unter ihnen, der ſich durch Größe und Schönheit vor den übrigen auszeichnete, und die Geſetze immer ſtrenger, als die andern erfüllt hatte, wurde alſo zum Könige und Herrn der Erde ernannt. Er erhielt den Namen Mahaſamate, weil er durch gemeinſchaftliche Einwilligung gewählt war, Kattia, weil er Herr der Erde war, und Raza, weil er nach den Geſetzen ſtrafte. Von dieſen Mahaſamata ſtammte-

eine Reihe von 44 Königen, von denen Godama nach den gelehrteſten Burmanen, der zehnte war."

Die Erzählung des Miſſionars iſt hier nicht deutlich. Man ſieht nicht, ob Godama, als Nachkomme Mahaſamata's, ein Bramine war, oder ob beide Fürſten als Abkömmlinge der Biamma's, die vor den Braminen ſich verheuratheten, zu betrachten ſind. Iſt das erſtere der Fall, ſo machen die Rahans ihren Godama zu einem abtrünnigen Braminen, und iſt es das letztere, ſo nehmen ſie an, daß die Braminen nur eine eigene Sekte ihres Glaubens ſey. Und doch glaube ich, daß beide Meinungen wenig Glauben verdienen. Die Rahans irren ſich offenbar in ihrer Erzählung vom Urſprunge der Braminen. Denn der Abſcheu, gemeinſchaftlich mit andern zu eſſen, entſprang nicht mit den Menſchen, ſondern mit den Braminen zugleich. Ich glaube, daß die Rahans dieſe Erzählung ſpäter in der Abſicht zuſammengeſetzt haben, um ihren Schülern einen Prieſterſtamm verhaßt zu machen, der wegen ſeiner Heuchelei, ſeiner Büßungen und ſeiner unverſchämten Prahlerei mit übernatürlichen Kräften, einem unwiſſenden Volke ſo furchtbar iſt.

Meiner Meinung nach, haben Sir Jones und Paulinus hinreichend erwieſen, daß die Religion der Braminen mit der ägyptiſchen im Weſentlichen einerlei iſt, und ich muß daher einen gemeinſchaftlichen Urſprung beider für wahrſcheinlich halten. Aber ich glaube, trotz der etymologiſchen Forſchungen des Letztern, mit

Digitized by Google

Erſterm und mit Herrn Anquetil du Perron, daß Aegypten die Quelle war, aus der ſich dieſe Religion über einen großen Theil der Erde verbreitete. Man findet auch wirklich, ſo weit unſere hiſtoriſche Kenntniß in das Alterthum hinauf reicht, dieſe Lehre in Aegypten durchaus eingeführt. So wie ſich unſere Kenntniß bis auf Indien erſtreckte, erſchienen uns dort zwei religiöſe Sekten, die Magier und die Samanäer oder Godama's Prieſter. Weiterhin hören wir, daß die Braminen ein Prieſterſtamm in Indien ſeyen, die ziemlich einerlei Religion mit den Aegyptern hätten. Um die Zeit Chriſti finden wir ſie, wie ſie das Uebergewicht über Buddha's Verehrer erhalten, und neunhundert Jahre nachher ſehen wir ſie die Lehre deſſelben in ihrem Vaterlande zernichten. Daß die Vedas, welche man gewöhnlich für die älteſten Schriften der Braminen hält, jünger als Buddha's Lehre ſind, zeigt ſchon ſeine Erwähnung in dieſen Büchern. Den ſtärkſten Einwurf gegen die Meinung von dem ägyptiſchen Urſprunge der braminiſchen Religion, giebt die Kosmographie der Braminen, welche mit der der Rahans faſt einerlei iſt, und nach meiner Meinung offenbar im Norden von Hindoſtan gebildet ward. Doch läßt ſich auch dieſe Schwierigkeit heben. Man kann leicht annehmen, daß die Braminen eine ägyptiſche Kolonie waren, welche ihre erſte Niederlaſſung in der Nachbarſchaft von Bombay*) anlegten, und nach

*) Jetzt, da ich mit dem Gegenſtande bekannt bin, ſcheinen mir die Bilder in der Höhle zu Elephanta offenbar die

und nach ihrem Aberglauben der Unwiſſenheit der Hindus einpfropften, indem ſie die afrikaniſchen Gottheiten und ihre einheimiſche myſtiſche Philoſophie den aſiatiſchen Fabeln und Herren anpaßten, und zugleich die ägyptiſchen Kaſten und Ceremonien mit allen ihren traurigen Folgen ſorgfältig einführten.

„Die burmaniſchen Gelehrten“ fährt der Miſſionar fort „nehmen vier Klaſſen von Menſchen an. Die erſte oder Mahaſamata's Abkömmlinge ſind Fürſten; die zweite bilden die Abkömmlinge der Manuſſa Biamma, welche heuratheten, und dies ſind die Braminen; die dritte ſtammt von den Menſchen, welche vor den Manuſſa Biamma in den Eheſtand traten, und begreift die Sathe oder die Reichen; die vierte Klaſſe endlich heißt Suchive und in ſie gehören alle andre Menſchen, als die Kaufleute, Künſtler, Handarbeiter und dergleichen.“

Man könnte aus dieſer Meinung den Schluß machen, daß Buddhas Religion auf ähnliche Art, wie die braminiſche, den Unterſchied der Kaſten annehme. Allein

Gottheiten der Braminen darzuſtellen. Ich beſinne mich ſehr gut, daß mir bei ihrer Anſicht — ob ich damals gleich von den Streitigkeiten über ihren Urſprung gar nichts wußte, — der afrikaniſche Zuſchnitt ihres Haares und ihrer Bildung ungemein auffiel, und ich hielt ſie damals für ein Werk des Seſoſtris, da ich die gewöhnliche Meinung, ſie nicht für die Abgötter der Braminen zu halten, angenommen hatte.

ſo weit ich ſeine Anhänger im burmaniſchen Reiche und in Siam kenne, kann ich den Leſer verſichern, daß ein ſo grauſamer und abſcheulicher Unterſchied dort bloß durch Erzählungen und aus dem Beiſpiele der hier wohnenden Hindu's bekannt iſt. — Wann ward aber die Lehre von den Kaſten in Hindoſtan eingeführt? Plinius iſt der einzige alte Schriftſteller, auf den ich mich gegenwärtig in dieſer Rückſicht beziehen kann. Er erwähnt eines Rangunterſchiedes bei verſchiedenen indiſchen Völkern, und nennt dieſen: vita multipartita. Doch erhellt aus ſeinen Worten weder, ob derſelbe zu ſeiner Zeit allgemein eingeführt war, noch, ob er durch die vita multipartita die Kaſten meine. Man muß ſich erinnern, daß alle römiſche Bürger ziemlich einerlei Lebensart führten. Sie waren Soldaten und Staatsmänner, und wenn ſie auf keine von beiden Arten beſchäftigt waren, beſchäftigten ſie ſich durchaus mit Landbau. Ihnen mußte daher die Unterſcheidung der Bürger eines Staats nach den verſchiedenen Profeſſionen ſeltſam vorkommen. Ich glaube deshalb, daß die vita multipartita des Plinius ſich mehr auf den Unterſchied der Stände und Gewerbe bei den Burmanen, oder wie er im heutigen Europa iſt, als auf die Kaſten der Braminen bezieht. Die Stelle, welche ich vor Augen habe, iſt folgende: Namque vita mitioribus populis Indorum multipartita degitur. Alii tellurem exercent, militiam alii capeſſunt, merces alii ſuas evehunt, respublicas optimi, ditiſſimi temperant, judicia reddunt, regibus aſſident. Quintum genus celebratae illic, et prope in religionem verſae ſapientiae

deditum, voluntaria ſemper morte vitam, accenſo prius rogo, finit.*) Unum ſuper haec eſt ſemiferum ac plenum laboris immenſi et quo ſupra dicta continentur, venandi elephantes domandique. Iis arant, iis invehuntur, haec maxime novere pecuaria; iis militant dimicantque pro finibus.**)

Man muß hier bemerken, daß dieſe Beſchreibung weder mit der jetzigen Eintheilung in verſchiedene Kaſten gut übereinſtimmt, noch die gelehrten Braminen erwähnt. Im Gegentheil ſpricht Plinius von den Brachmanae nicht als von einer Klaſſe oder einem Stande der Geſellſchaft, ſondern als von einem Volke, oder er ſieht dieſen Namen als gemeinſchaftlich für mehrere Völker an. Er erzählt, daß ſich Seneca bemüht habe, die Namen aller indiſchen Völker zu ſammeln und wirklich 118 in Erfahrung gebracht hätte. Die vorzüglichſten davon führt er nachher an: „Gentes, quas memorare non pigeat, Ismari, Coſyri, Izgi, et

*) Dieſe Art das Leben zu enden, welche man den Weiſen des alten Indiens zuſchreibt, iſt der, unter den Prieſtern in Pegu, üblichen, (m. ſ. de la Loubere's Nachrichten von Siam) ähnlicher, als der, von den Braminen empfohlenen. Dieſe halten es nämlich nach Abel Fazil (Ayeen Akbery) für verdienſtlich, ihrem Leben durch Abſchneidung der Gurgel, am Zuſammenfluſſe des Jumna und Ganges, oder dadurch ein Ende zu machen, daß ſie ſich den Alligators an der Mündung des heiligen Fluſſes ausſetzen.

**) Histor. nat. VI. 19.

Digitized by Google

per juga Chiſiotoſagi, multarumque gentium cognomen Brachmanae, quorum Maccocalingae, flumina Pumas et cainas, quod in Gangem influit, ambo navigabilia." *)

Dieſer Umſtand befremdet mich, da alle meine bisherige Lectüre mir die Ueberzeugung gegeben hat, daß die Braminen, als religiöſe Sekte, in Indien vor Alexanders Zeit lebten, und aus deſſen Expedition hat Plinius ſeine Kenntniß des nördlichen Indiens hauptſächlich geſchöpft. Ich muß es daher andern überlaſſen, den Zeitpunkt zu beſtimmen, wenn das Wort Bramine anfieng, die indiſchen Geiſtlichen beſonders zu bezeichnen. Die Braminen von Kuſhüp und vielleicht die Biamma der Rahans ſcheinen den Brachmanae des Plinius ähnlich zu ſeyn. Herr Harrington theilte mir, ſeit ich dieſe Stelle niederſchrieb, ſeine nicht unwahrſcheinliche Vermuthung mit, daß alle Gegenden, in denen Brama verehrt wurde, braminiſch genannt worden wären. Iſt dies wahr, ſo ſieht man aus obiger Stelle die Ausbreitung, welche die Lehre der Braminen ſchon 4 Jahrhunderte vor Chriſtus in Indien gemacht hatte.

XLII. „Nimmt man an, daß alle Menſchen von einem Urſprunge ſind, nämlich von den Biamma ſtammen, die aus den Wohnungen der Rupa herabſtiegen, ſo wirft ein burmaniſcher Lehrer die Frage auf, warum

*) Histor. nat. VI. 17.

nicht alle Menſchen einerlei Sprache reden? und woher dieſe Verſchiedenheit der Sitten, der Religion, der Geſtalten und Phyſiognomien, welche die Erdbewohner ſo lebhaft auszeichnet, komme? Er glaubt dieſe Fragen dadurch zu beantworten, daß er ſagt, die erſten Erdbewohner hätten ſich durch Heurathen ungemein vermehrt und wären deshalb genöthiget geweſen, in verſchiedene Erdtheile auszuwandern. Da in dieſen nun Klima, Luft, Waſſer, Naturproducte und Temperatur ungemein verſchieden wären, ſo hätten dieſe Verſchiedenheiten nothwendig eine große Wirkung auf Sitten, Religion und Bildung der ihrem Einfluſſe unterworfenen Bewohner hervorbringen müſſen. Denn wenn ſchon die Bewohner eines Reichs ſich in Größe und Farbe unterſcheiden, wie viel größer muß dieſer Unterſchied bei Bewohnern ſehr von einander entfernten Länder ſeyn? Ferner: ſo wie Kinder derſelben Aeltern verſchiedene Namen erhalten, ſo heißen auch die Abkömmlinge der *Biamma* verſchieden, einige *Burmanen*, andre *Cuſſayer*, andre *Peguaner*, andre *Siameſer*. Auch behauptet er, daß ein Menſch nach der ihm beſtimmten Zahl guter oder übler Thaten entweder als *Burmane* oder *Siameſer*, oder als *Europäer* geboren werde. Auch trägt es ſich zu, daß der einſt von einem berühmten Stamme erzeugt wird, welcher vorher einmal von niedrigen Aeltern entſproſſen war, was aber nicht von einer unwiderruflichen [illegible]mmung ſeiner Geburt, ſondern von einigen zufä[illegible] guten Handlungen in ſeinem frühern Leben ab[illegible] — Von der Verſchiedenheit der Namen giebt [illegible]nden Grund an.

Zufällig, ſagt er, kann dieſelbe Perſon nach Maaßgabe ihrer Handlungen in ſehr verſchiedenen Lagen erſcheinen, und daher verſchiedene Namen erhalten. Er beſtätigt dies mit Godama's Beiſpiel, der nach ſeinen verſchiedenen Attributen und Vollkommenheiten ſo verſchiedene Vorzüge hat."

„Der nämliche Schriftſteller unterſucht, durch welche Kraft und Urſache die verſchiedenen Arten von Bäumen und Kräutern in der Welt erſcheinen? und nimmt an, daß ſie aus dem Saamen aus der vorhergehenden Welt, der mit dem Regen herunterkäme, welcher die neue Welt bildet, entſpröſſen. Doch glaubt er nicht daſſelbe von den Gold-, Silber- und den Edelſteinadern im Inneren der Erde, behaupten zu dürfen. Denn dieſe ſeyen durch die Tugenden guter Menſchen entſtanden. Regieren daher gerechte und biedere Fürſten auf Erden, und ſind viele Menſchen wegen ihrer Heiligkeit und Tugend berühmt, ſo erſcheint dann der Baum Padeza. Vom Himmel regnet es Gold und Edelſteine. Im Inneren der Erde entdeckt man viele Gold- und Silbergänge. Selbſt die See wirft viele Arten von Schätzen an das Ufer, und was man geſäet hat, kommt zur Reiſe. Regieren im Gegentheil ſchlechte Fürſten, oder verletzen die Menſchen das Geſetz, ſo werden nicht nur keine neuen Schätze entdeckt, ſondern es verſchwinden auch die alten. Die Gold- und Silbergruben ſind erſchöpft, und die Früchte der Erde ſind von ſo ſchädlicher Eigenſchaft, daß ſie Unglück, Krankheit und Peſt unter den Menſchen hervorbringen."

Digitized by Google

Dies ſind die allgemeinen Glaubenslehren der Nachfolger des Buddha, wie ſie Sangermano aus den Schriften der Rahans gezogen hat. Sie ſind zwar durchaus darauf berechnet, den Menſchen zur Uebung des Guten zu leiten, aber mit höchſt kindiſchen und abgeſchmackten Fabeln durchwebt.

Die burmaniſche Religion hat das Eigenthümliche, daß ſie uns ein weit von dem Zuſtande der Barbarei vorgerücktes Volk darſtellt, welches in allen ſeinen Handlungen der Religion ſehr viel Gewicht und Einfluß beilegt, aber doch das höchſte Weſen, den Schöpfer und Erhalter des Weltalls noch nicht kennt. Das moraliſche Syſtem, welches dieſe Fabeln empfehlen, iſt aber vielleicht eben ſo gut, als irgend eines der anderen unter den Menſchen herrſchenden Religionen. Die Motive, welche dieſe Fabeln zu der Uebung guter Werke geben, vereinigen die auf das Zeitliche berechnete Tendenz des jüdiſchen Geſetzes mit den künftigen Erwartungen der chriſtlichen Lehre. Durch die unſerer gegenwärtigen Vorſtellungskraft angemeſſene Beſtimmung von Lohn und Strafen erhält dieſe Lehre alle Kraft von Mahomed's Paradieſe, und beſitzt durch die verhältnißmäßige Vertheilung der Seligkeit und der Pein nach der Größe des vollbrachten Guten oder Böſen, etwas dem Fegefeuer der römiſchen Kirche Aehnliches, ohne daß doch ihre Prieſter die gefährliche Macht hätten, letztere zu verkürzen.

Ohne Zweifel hat Buddha der Mildthätigkeit gegen die Geiſtlichen einen ſehr vorzüglichen Platz unter

Digitized by Google

den Tugenden angewieſen. Aber die Unterhaltung ſeiner Geiſtlichen hängt auch lediglich von dieſer Mildthätigkeit ab, die es nie gewagt haben, ein feſtes, dauerndes oder gar erwerbendes Eigenthum für ihren Stand zu verlangen, auch nie ſich einen Rang oder Einfluß auf die weltliche Herrſchaft zu verſchaffen ſuchten. Nimmt man dieſe Stellung einer untergeordneten Tugend unter die wichtigſten Pflichten, und das Verdienſt aus der Ceremonie des Waſſerausgießens bei gewiſſen Gelegenheiten aus, ſo läßt ſich gegen die von Godama gelehrte Moral wohl weiter kein Einwurf machen, als daß nach ihr das Tödten eines Thiers *) zum menſchlichen Nutzen Verbrechen iſt, und daß ſie Eheloſigkeit als eine Art Tugend, oder wenigſtens als einen vollkommneren Zuſtand, als die Ehe, vorſtellt, eine Idee, die zwar den Stiftern mancher herrſchenden Religionen gemein war, die aber viel Elend bewirkt, und von den übelſten Folgen iſt.

Uebrigens muß man jedoch geſtehen, daß die Ausübung der moraliſchen Vorſchriften bei den Burmanen keineswegs ſo vollkommen ſey, als man bei einem Volke erwarten ſollte, deſſen religiöſes Syſtem eine dem Scheine nach ſo ſtarke Tendenz zur Tugend hat. Beſonders bemerkt man an ihnen bei der oberflächlichſten

*) Godama's Verehrer halten keine Fleiſchſpeiſe an ſich für unrein. Bloß das Tödten der Thiere iſt für ſie ein Vergehen. Deshalb eſſen ſie alle Arten von Aas, und manche ekelhafte Amphibien ſind ihnen Leckerbiſſen.

Digitized by Google

Bekanntſchaft einen faſt gänzlichen Mangel an Wahrheitsliebe und eine unerſättliche Grauſamkeit in ihren Kriegen und Strafen.

Nach dieſer allgemeinen Schilderung der Religion und der Weisheit der Burmanen, will ich einzelne Theile derſelben etwas genauer zergliedern.

Ihr Glaubensſyſtem wird man am beſten aus des Zarado Aufſatze kennen lernen. Er wird dem Leſer nicht nur einen treuen Katechismus der Lehre der Rahans, ſondern auch die Anſicht geben, wie weit die gelehrteſten Prieſter unter denſelben in der Kunſt des Vortrags und des Unterrichts gekommen ſind.

Als Vorrede zu dieſem Aufſatze mögen hier einige Bemerkungen über die Geſchichte und den Namen ihrer Gottheit (Buddha) ſtehen.

Der Verfaſſer des Alphabetum Tibetanum nimmt an, Buddha ſey mit dem Jeſus der Manichäer einerlei, und Pater Paulinus geht in ſeiner Freude über dieſe tolle Meinung ſo weit, daß er behauptet, Buddha habe nie exiſtirt. Ohne auf die Autorität der zahlreichen Nachfolger Buddha's zu achten, die alle glauben, daß er wirklich gelebt habe und ein indiſcher Regent war, glaubt unſer gelehrter Carmeliter wegen einiger übereinſtimmenden Attribute, daß Hermes und Buddha dieſelbe Gottheit geweſen ſey. Nach ihm waren ſie, ſo wie die übrigen Götter der Griechen und Braminen keine wirklichen Weſen, ſondern Perſoni=

ſicationen der Elemente und der Himmelskörper. Bei Anwendung dieſer Hypotheſe auf Buddha, wie ihn die Rahans verehren, vergißt er aber gänzlich den bedeutenden Umſtand, daß ſie ihren Godama zu einem einzigen Gotte machen, und daß das Syſtem der Perſonification den Polytheismus nothwendig macht, welchen dieſe Prieſter verabſcheuen.

Wahrſcheinlicher iſt es, daß, als die Braminen ihre Lehre in Hindoſtan einführten, ſie es nicht wagen konnten, dem Gotte des Landes ſeine Gottheit ſtreitig zu machen, ſondern nach Vergleichung ſeiner Attribute mit den Attributen ihrer Götter, vorgaben, er ſey ein Weſen mit ihrem Toth. Und dadurch, daß ſie ihn und ſeine Namen in die Liſte ihrer Gottheiten ſetzten, und manches Vorurtheil ſeiner Anhänger in ihr Syſtem aufnahmen, brachten ſie es hauptſächlich dahin, daß ihre Lehre immer weiter ſich fortpflanzte. Die Nachrichten von dem Godama, die in den Legenden der Völker vorkommen ſollen, welche ſich zu ſeiner Religion bekennen, ſtimmen freilich ſo wenig mit einander überein, daß man ſie unmöglich als hiſtoriſche Wahrheiten annehmen kann. Dieſe Widerſprüche mögen aber wohl zum Theil von Mißverſtändniſſen herrühren, die durch Reiſende veranlaßt wurden. Vor allen Dingen müßte man ſich von jenen Legenden eine treue Ueberſetzung zu verſchaffen ſuchen, um zu beſtimmen, ob und in wiefern man ihrem Inhalte einigen Glauben beimeſſen darf, oder nicht. Zugleich muß ich offenherzig geſtehen, daß ich keinen einleuchtenden Grund ſehe, warum man daran zweifeln

ſoll, daß Godama wirklich exiſtirt habe, und, wie von ſeinen Anhängern allgemein behauptet wird, ein indiſcher Regent geweſen ſey. Paulinus, ſo ein eifriger Katholik er iſt, ſcheint hauptſächlich aus dem Grunde das Gegentheil zu behaupten, weil er glaubt, die Menſchen könnten unmöglich ſo toll ſeyn, einen ihrer Nebenmenſchen lange als einen Gott zu verehren.*) Seine Gegengründe werden aber durch die Lehre Godama's zur Genüge widerlegt. Die Anhänger dieſes Gottes ſind im eigentlichſten Verſtande als Atheiſten zu betrachten, weil ſie für bekannt annehmen, daß Alles durch Zufall entſtanden ſey; und ihre Götter ſind weiter nichts als Menſchen, die durch ihre Tugend die höchſte Glückſeligkeit erlangen, und denen ihre Weisheit das Recht giebt, allen erſchaffenen Weſen Geſetze vorzuſchreiben. Wenn der Buddha der Rāhāns weder mehr noch weniger als der Genius des Planeten Merkur wäre, wie uns Paulinus mit aller Gewalt weißmachen will **), warum wieſen ihm ſeine Anhänger ſeine Wohnung, oder ſeinen Pallaſt, in den niedrigſten Regionen der Natan, und unter Weſen, die, eben ſo wie die Menſchen den Mühſeligkeiten des Alters, dem Elende, dem Glückswechſel, und der Schwerfälligkeit unterworfen ſind? Daß die Religion der Aegypter allegoriſch war, hat, dünkt mich, der gelehrte Pater Paulinus, wie ſo mancher andere Schriftſteller mit vieler Wahrſcheinlichkeit dargethan; und dem zu Folge bin ich der Meinung,

*) Mus. Borg. S. 37.

**) Mus. Borg. S. 69.

Digitized by Google

daß die Lehre der Braminen großen Theils aus der nämlichen Quelle floß. Uebrigens ſehe ich nicht ein, wie man hieraus den Schluß ziehen kann, Buddha, Rama, Kiſhen, und andere indiſche Götter, wären keine Menſchen geweſen; denn ich glaube ſo ziemlich bewieſen zu haben, daß die Braminen, als ſie nach Indien kamen, die Helden und die fabelhafte Geſchichte dieſes Landes, mit ihrem eigenen Religionsſyſtem zu vereinbaren ſuchten. Auch gehört es eben nicht unter die unmöglichen Dinge, daß jene Prieſter, die in Aegypten ſelbſt die gottesdienſtliche Verehrung der Elemente und der Himmelskörper zuerſt einführten, dieſen Gottheiten in der Folge die Namen ſolcher Perſonen beilegten, die ſich unter ihren Landsleuten vorzüglich berühmt gemacht hatten, und daß ſie nachher die fabelhaften Erzählungen, welche dergleichen Perſonen betrafen, mit ihrer myſtiſchen Philoſophie amalgamirten, und aus dieſem Miſchmaſch ihre Theologie formten, wodurch ſie einen großen Theil des menſchlichen Geſchlechts ſo viele Jahrhunderte hindurch unter dem Drucke erhielten.

Einige Gelehrte haben die Vermuthung geäußert, als ſey Buddha mit dem Noah, Moſes oder Siphoas, dem fünf und dreißigſten Könige von Aegypten, einerlei Perſon geweſen: Da ich aber dermalen die Schriften eines Huet, Voſſius oder Tourmont, nicht bei der Hand habe, ſo kann ich auch die Gründe nicht angeben, worauf dieſe Meinung beruhet. Sir William Jones hielt den Buddha für den Seſak oder Seſoſtris, einen König Aegyptens, der,

Digitized by Google

durch ſeine Eroberungen, ungefähr 1000 Jahre vor Chriſtus, ein ganz neues Syſtem der Religion und Philoſophie, vom Nilſtrom bis an den Ganges, verbreitete.*) Die Verwandtſchaft der Religion Aegyptens, mit dem heutigen Aberglauben Hindoſtans, und die fatale Aehnlichkeit der Namen Seſak und Sakya, einer Benennung des Godama, ſcheinen dieſe Vermuthung veranlaßt zu haben. Meiner Meinung nach ſind aber wohl nicht leicht zwei Religionsſyſteme weſentlicher von einander verſchieden, als das des ägyptiſchen Polytheiſten, und jenes des burmaniſchen Unitariers. Seſak oder Seſoſtris, lebte zwar, nach dem Zeugniſſe der Alterthumsforſcher, allerdings in dem Zeitalter, auf welches jener ſcharfſinnige Kritiker anſpielt; ich werde aber weiter unten Gelegenheit nehmen, zu zeigen, daß die Lehre Godama's, nach den glaubwürdigſten Nachrichten, in ſpäteren Zeiten entſtanden iſt. Ich habe bereits anderswo geäußert, daß mir die Vermuthung, nach welcher die Religion der Braminen aus Aegypten hier eingeführt worden ſeyn ſoll, ſehr wahrſcheinlich vorkömmt; ich glaube aber, daß dieſes keineswegs ſo früh, wie zu den Zeiten des Seſoſtris geſchah, dem es auf ſeinen Heerzügen, allem Vermuthen nach, mehr darum zu thun war, die Leute zu plündern, und Sklaven einzufangen, als die Verbreitung der Religion und Philoſophie zu befördern.

*) Asiatick Researches, II. 380.

Digitized by Google

Wahrſcheinlicher iſt es, daß in jenem Zeitpunkte, wo die ägyptiſchen Prieſter vom Cambyſes verfolgt wurden, eine große Auswanderung nach Indien ſtatt hatte; auch läßt ſich vermuthen, daß die Aegypter, da ſie ſchon früher, wegen Handelsgeſchäften, mit Indien in Verbindung ſtanden, den Hindus vielleicht einige Kenntniß von ihrer Weisheit mittheilten.

Ich darf nicht unbemerkt laſſen, daß dem Gotte, mit deſſen Lehre wir uns hier bekannt zu machen ſuchen, eine Menge Namen beigelegt werden, welche leicht Irrungen veranlaſſen können. Godama oder Kodama, iſt die gewöhnlichſte Benennung unter ſeinen Verehrern in Indien, jenſeits des Ganges. Unter den Hindus iſt dieſer Name ebenfalls gebräuchlich, und Sir William Jones, der ihn vermuthlich aus dem Sanſcrit kopirte, ſchreibt ihn gewöhnlich Gotamas. *) Nach dem Paulinus kann man ihn aber auch Godama, oder Gaudama ſchreiben, welches in buchſtäblichem Verſtande eine Kuhheerde, in metaphoriſchem aber einen König bedeutet. *) Man hat mich jedoch, und zwar auf die Autorität eines bei unſerm oberſten Gerichtshofe in Bengalen angeſtellten Pundit, verſichert, daß Godama ſo viel als ſehr klug, ſehr weiſe, bedeute. Das Wort Samana, welches Herr De la Loubere dieſer Benennung vorſetzet, giebt zu erkennen, daß er ſich als ein Rähān einkleiden ließ, welches ich von

*) Mus. Borg. p. 8.

Mue-Daung, einem kenntnißreichen ſiameſiſchen Maler zu Amarapura, erfuhr. Denſelben Umſtand bezeichnet auch der Name Bura-Zayndu, einer der gewöhnlichſten, die man ihm im burmaniſchen Reiche beilegt; denn hier ſieht man ihn ſtets in der Kleidung eines Rāhān dargeſtellt. Mehrere andere Namen werden ihm nach Maaßgabe der verſchiedenen Stellungen beigelegt, worin er abgebildet iſt. So heißt, z. B. eine berühmte Statüe zu Pougan, Ananda, welches ſo viel bedeutet als Ueberfluß; weil ſie die Kraft beſitzen ſoll, dieſe Segnung hervorzubringen.

In der Paliſprache und von den Cingaleſen wird dieſer Gott gewöhnlich Bouddha genannt. Chambers ſchreibt dieſen Namen Buddau*), Paulinus ſetzt dafür Budha**), und ſo viel ich aus dieſen beiden Schriftſtellern entnommen habe, iſt dieſer Name ſonſt noch auf folgende Art corrumpirt worden: Budda oder Butta, heißt er beim Beauſobre und Bochart, Bod bei den Arabern, Bodda beim Edriſi, Βουττα beim Clemens von Alexandrien, und Baouth beim Gentil. Dieſe Benennung, ſagt man, bedeute ſo viel als Weisheit.***) Ich habe nichts gegen die Meinung dieſer beiden gelehrten Männer, daß

*) Asiat. Res. I, 142.

**) Mus. Borg. p. 71.

***) Stephens in ſeiner Ueberſetzung des Faria y Souſa II. S. 4, K. 19. §. 26.

der Pout der Siameſen, der Pout, Pott, Poti, Pot, der Bewohner von Thibet, und der But der Cochinchineſen, ebenfalls nichts anderes ſind, als der corrumpirte Name Bouddha. Der ſiameſiſche Maler ſagte mir, ſeine Landsleute nennten den Godama gewöhnlich Poutzee Sat, welches er durch Buraloun überſetzte, eine Benennung, die unter den Burmanen ſehr gewöhnlich iſt. Ich muß ſagen, daß ich den Namen Bouddha bei ihnen nur ſelten hörte, wahrſcheinlich deswegen, weil Buraloun dieſelbe Bedeutung hat. Chambers glaubt mit Gentil, und Paulinus mit Chambers, daß der Fo oder Fohi der Chineſen, ebenfalls das corrumpirte Wort Bouddha ſey. Dieſe Herleitung iſt jedoch ſo erzwungen, daß ſie, meines Erachtens, nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit verdient; jedoch habe ich nichts gegen die wahrſcheinliche, obgleich nicht allgemein angenommene Vermuthung einzuwenden, daß Fo und Bouddha derſelbe Gott ſey. Die muthmaßliche Abſtammung der ägyptiſchen Benennung des Hermes, Taautos, Toth oder Touth, von demſelben Worte Bouddha*), iſt wohl weiter nichts, als eine Schimäre. Eben ſo wenig kann ich dem ſonſt ſo vernünftigen Chambers beipflichten, wenn er den Bouddha für den nämlichen Gott hält, den die Skandinavier unter dem Namen Wodan verehrten. Nein, es iſt beinahe nicht möglich, daß zwiſchen zwei Religionen ein größerer Unterſchied ſtatt findet; auch kann ich es un-

*) Mus. Borg. p. 73.

möglich für einen Beweis ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs halten, daß ein gewiſſer Tag in der Woche nach den Namen dieſer zwei Götter benannt worden iſt. In der That hat wohl nicht leicht ein Umſtand die Alterthumsforſcher mehr irre geführt, als der, daß ſie aus einem oder zwei zufälliger Weiſe übereintreffenden Attributen zweier Gottheiten, ſogleich den Schluß machten, daß beide einerlei wären; ein Irrthum, den alle Griechen und Römer begangen haben, entweder aus Reſpekt für ihre Götter, oder aus Nationaldünkel.

In den Nachrichten über die Religion der Chineſen herrſcht durchaus eine merkliche Verwirrung. Groſier, einer der neueſten Schriftſteller über dieſen Gegenſtand, ſcheint eben nicht aus den beſten Quellen geſchöpft zu haben. Ich weiß ganz beſtimmt, daß die Chineſen einige braminiſche Götter anbeten, und habe die Abbildungen derſelben in dem großen Tempel, Canton gegen über, dem ehemaligen Palaſte der letzten, im Lande gebornen, chineſiſchen Kaiſer, ſelbſt in Augenſchein genommen. Noch unlängſt zeigte man mir einige überaus gut gerathene Abbildungen chineſiſcher Götzen, die dem hochwürdigen Herrn Brown zu Calcutta gehörten. Die Chineſen haben zwar dieſe Götzen nach ihrer Nationalphyſiognomie geformt, nach ihrer Art gekleidet, und ihnen andere Namen beigelegt; bei dem Allen kann aber kein Zweifel obwalten, daß ſie dieſelben ſind, die die Braminen verehren. Unter andern hat der Gott der Weisheit, You-loe-fat, eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Godama; und wer

Digitized by Google

weiß, ob nicht die chineſiſchen Deputirten und ihr Gefolge, die ich zu Amarapura vor der Bildſäule des Buddha ihre Andacht verrichten ſah, dieſe beiden Gottheiten für eine und dieſelbe hielten. Da der Aberglaube einen chineſiſchen Monarchen ſchon im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung veranlaßt hatte, die Religion der Braminen in ſeinen Staaten einzuführen, ſo dachten ſeine Nachfolger zu billig, als daß ſie ihre Unterthanen verhindert hätten, nach ihrem Belieben dieſe oder jene Götter anzubeten; zugleich aber waren ſie auch zu weiſe, als daß ſie die Braminen bei dieſem Gottesdienſte als Prieſter zuließen, oder ihre Intriguen und ihren verabſcheuungswürdigen Despotismus duldeten; ein Betragen, das eben ſo weislich durchdacht war, wie jenes, das der verſtorbene Kaiſer Yongtching in Anſehung der Jeſuiten beobachtete. Im Ganzen betrachtet, kömmt es mir vor, als wenn ſich die Religion der gemeinen Chineſen zu jener der Braminen faſt eben ſo verhalte, wie die Sekte der Quäker zur engliſchen Kirche. Sie haben zwar ihre Bonzen oder ordinirten Prieſter, dieſe ſind aber keine Braminen, und die Rähāns erkennen ſie auch nicht für rechtmäßige Prieſter des Buddha. Ueberhaupt iſt die gottesdienſtliche Verehrung dieſer braminiſchen Götter, ſo wie man ſie den Chineſen mitgetheilt hat, von jener des Godama gänzlich verſchieden. Ob übrigens der Gott Fo mit zu dieſen braminiſchen Göttern gehört, oder ob er der Shaka iſt, oder ob alle drei von einander verſchieden ſind, dies muß ich, in Ermangelung anderweitiger Nachrichten, dahin geſtellt

Digitized by Google

ſeyn laſſen; höchſt wahrſcheinlich iſt es aber, daß unter den Chineſen eine ziemlich anſehnliche Sekte exiſtirt, die den Godama unter dem Namen Shaka verehrt, den die Portugieſen Yaca ſchreiben.

Man ſagt, die Sekte des Buddha ſey ſchon im Jahr 63 der chriſtlichen Zeitrechnung in China eingeführt worden. *) Andere wollen aber behaupten, daß ſolches nicht eher als im Jahr 519 geſchehen, und daß der Apoſtel dieſer Secte ein gewiſſer Darma geweſen ſey, der dritte Sohn eines indiſchen Königs, des acht und zwanzigſten, der in gerader Linie vom Shaka, oder, wie die Holländer dieſen Namen ſchreiben, vom Sjaka**), abſtammte. Sir William Jones nannte den Shaka nie anders als Sakya, und beim Paulinus heißt er Shakya. Nach der Erklärung dieſes gelehrten Etymologiſten, bedeutet dieſes Wort ſo viel als der Schlaue, der Gott des Glücks und Unglücks. ***) Von China verbreitete ſich die Lehre Shaka's wahrſcheinlich nach Japan, Tonkin, Cochinchina und bis in die fernſten Gegenden der Tatarei.

Hierbei iſt jedoch zu bemerken, daß die Religion der Cochincineſen, die, nach Boiret's Beſchrei-

*) Stephens in der Ueberſetzung des Faria y Sauſa, II, S. 4. Kap. XVI, §. 12. Goſier's Allg. Beſchr. von China, II, 215.

**) Kaempfer Amoen. Exot. p. 608, nach dem Citat in Harris's Reiſen, I, 343.

***) Mus. Borg. p. 80.

bung *), keine andere ſeyn kann, als die des But, Thatdalna, Rhin-nhuc, oder Thica-Mauniphut, und die zuerſt unter der Regierung des chineſiſchen Kaiſers Minh-de in Ceylon bekannt geworden ſeyn ſoll, in mehreren Stücken von der Lehre der burmaniſchen Rahans weſentlich abweicht. Man will behaupten, die Cochincineſen nähmen für bekannt an, daß But die Himmel, die Erde, kurz die ganze Welt, erſchaffen habe; und da Boiret ausdrücklich ſagt, daß ſie den But als ihren höchſten Gott verehren, ſo läßt ſich hieraus ſchließen, daß ſie nebſt dieſem, auch noch andere Götter anerkennen. Die Prieſter der Cochincineſen ſollen ſich für Magier, Zauberer und Schwarzkünſtler ausgeben, und dieſer Gaukeleien wegen, die Götter um Beiſtand anrufen. In dieſer Hinſicht wäre demnach die gottesdienſtliche Verehrung des But in Cochin, von jener des Buddha in Ava verſchieden. Ich vermuthe, daß die herrſchende Religion ſowohl dort, als in China, eigentlich darin beſteht, daß man die Götter der Braminen auf eine Art verehrt, die mit den Lehren der Kaſten gar nichts gemein hat; und daß hier Buddha der Lieblingsgott ſeyn müſſe, erhellt ſchon daraus, daß man den verſchiedenen Mitgliedern der ägyptiſchen Theokratie, nach Maaßgabe ihrer Stellen, verſchiedene Grade von Achtung bezeigt. Indeß hat man noch immer keine andern, als nur ſehr unvollſtändige Nachrichten von der Religion, die in dieſen Gegenden des Orients die herrſchende iſt, und die

*) Mus. Borg. p. 89 ff.

Winke, welche uns Alexander von Rhodus *) von der in Tonkin und Cochinchina eingeführten Lehre des Thicca giebt, laſſen weit zuverſichtlicher auf eine Aehnlichkeit mit dem Cultus der Rahans ſchließen, als Boiret's Nachrichten.

Die verſchiedenen Namen, welche dieſem Gotte beigelegt werden, ſind lauter Nennwörter, die ſeine Eigenſchaften bezeichnen, und es verhält ſich damit eben ſo, wie bei uns mit den Worten der Allmächtige, der Allerhöchſte, und andern dergleichen Ausdrükken, worunter wir den Schöpfer der Welt verſtehen. Im Paulinus finden ſich noch mehrere ſolcher Benennungen, die er aus dem Amaraſinha, einem Buche der Hindus entlehnt hat, die ich aber nicht abſchreiben mag, weil ich nicht weiß, ob ſie dem Godama von denen beigelegt werden, die ihn als den einzigen Gott verehren.

Als dieſer Gott noch auf Erden lebte, nannte man ihn, allem Vermuthen nach, Dherma oder Dharma Rajah; doch darf ich nicht unbemerkt laſſen, daß die Hindus keinen ihrer Regenten bei ſeinem rechten Namen nennen. Dieſe Gewohnheit iſt den Burmanen ſo ernſtlich eingeſchärft worden, daß es beinahe nicht möglich iſt, den Namen eines ihrer Regenten zu erfahren, ſo lange er auf dem Throne ſitzt. Sie dürfen bloß ſeine Titel angeben; und über dieſen Punkt wird mit ſolcher

*) Dictionarium Avamiticum, Romae 1651, p. 761.

Digitized by Google

Strenge gehalten, daß die Burmanen, ſogar die in Calcutta, gleich zittern und beben, wenn man ſich bei ihnen nach dieſem furchtbaren Namen erkundigt. Es that mir leid, daß Capitän Simes, eben ſo wenig wie ich, im Stande war, den Namen des jetzt regierenden Monarchen zu erfahren. Dherma Rajah bedeutet, nach dem Paulinus, ſo viel als der tugendhafte oder wohlthätige König *), und mag wohl weiter nichts als ein Titel ſeyn, der dieſem Regenten beigelegt wird, da ſeine Regierung noch fortdauert, und ſein eigentlicher Name nicht genannt werden darf. Dieſer Etymolog führt zugleich an, der Name Hermes ſtamme von dem ſanscritaniſchen Worte Dherma, welches Tugend oder Wohlthätigkeit bedeute. Bei den Griechen hieß es ſo viel als Dolmetſcher, vermuthlich deswegen, würde Paulinus ſagen, weil ſie nichts vom Samſcrdam verſtanden, wie er dieſe Sprache der Hindus zu nennen beliebt. Seine Meinung zeigt aber doch von Witz, und das Wort Turm, das Winkelmann glücklicher Weiſe in Italien auf einigen alten Gefäßen entdeckte, trägt nicht wenig bei, ſie zu begründen.

Da ich über die verſchiedenen Namen, welche die Burmanen ihrem Gotte beilegen, nichts mehr zu ſagen habe, ſo liefere ich hier die Ueberſetzung einer Schrift, die den Titel führt:

*) Mus. Borg. p. 75.

Kurze Ueberſicht der Religionslehre Godama's*)

Ein katholiſcher Biſchof, der vor einiger Zeit zu Ava reſidirte, erſuchte den Oberprieſter der Rahans, Namens Zaraboburà, um einen kleinen Aufſatz, worin die Hauptlehren enthalten wären, die Godama ſeinen Anhängern eingeprägt habe. Der Zarado gewährte dem Biſchof dieſe Bitte, und ſchrieb zu ſeinem Gebrauche folgende Abhandlung:

Die Anzahl der Götter, die in unſerer dermaligen Welt erſchienen, und zu dem vollkommenen Zuſtande Nieban gelangt ſind, beläuft ſich auf vier; nämlich: Chauchaſam, Gonagom, Gaspa und Godama.

F. Wie heißt der Gott, deſſen Geſetz dermalen befolgt werden muß?

A. Der Gott Godama.

F. Wo iſt der Gott Godama?

*) Ich halte den Verfaſſer dieſes Aufſatzes für denſelben Zarado, der das Compendium legis Burmanorum geſchrieben hat, wovon uns Paulinus einige Nachricht ertheilt. In der Abhandlung, die Sangermano überſetzt hat, iſt aber nichts von den Umſtänden enthalten, welche in jener vorkommen ſollen, die ſich in dem Muſeum des, wegen ſeiner Gelehrſamkeit und liberalen Geſinnungen berühmten Cardinals Borgia, befindet.

Digitized by Google

X. Godama, als er fünf und dreißig Jahre alt, und ein Gott geworden war, predigte ſeine Lehre fünf und vierzig Jahre lang, und erhielt Nieban. Dies geſchah vor nunmehro 2362 Jahren. *) Da ſprach Godama: wenn ich dieſe Erde verlaſſen habe, werde

*) Ich weiß nicht gewis, ob im Original ſteht, daß Godama 2362 vor jenem Zeitpunkte geſterben ſey, in welchem der Biſchoff das Buch vom Zarado empfieng; oder ob Pater Sangermano, der ſolches überſetzte, die Zeit auf das Jahr 1795, wo ich ihn ſprach, reducirt hat. Ich vermuthe das Leztere, wie wohl übrigens der Unterſchied nicht gar groß ſeyn kann, da der Biſchoff erſt vor wenig Jahren zu Ava verſtorben iſt. Sir William Jones hat ſich viele Mühe gegeben, das Zeitalter zu beſtimmen, in welchem Buddha gelebt hat, wie man ſolches in den Asiatick Researches (II. S. 121 ff.) nachleſen kann. Es erhellet daraus, daß die Nachrichten der Braminen, was die Zeit ſeiner Erſcheinung betrifft, um einige tauſend Jahre von einander abweichen. Wegen der ungeheuren Verſchiedenheit der Zeitangaben in der Chronologie der Braminen, kann man ſich unmöglich auf ihre Nachrichten verlaſſen. Die Chineſen wollen behaupten, daß Shaka 1028 Jahre vor Chriſtus gelebt habe; da ſich aber dieſe Meinung bloß auf die Autorität der Indier gründen kann, die den Gottesdienſt des Buddha in China einführten, ſo beweiſet ſie weiter nichts, als daß ſich die Indier hiervon dieſelben Begriffe machten; außerdem würde ſie mehr Zutrauen verdienen. Georgi reducirt das Zeitalter Buddah's, nach einigen thibetaniſchen Schriften, auf das Jahr 959 vor Chriſtus. Wenn ich nicht irre, ſo machen des Zarado's 2362 burmaniſche Jahre beinahe 2341 der Julianiſchen Zeitrechnung aus, und folglich hätte ſich der Todesfall Godama's 546 Jahre vor Chriſtus ereignet.

Digitized by Google

ich mein Geſetz und meine Jünger fünf tauſend Jahre lang erhalten. Und er befahl, man ſolle Bildniſſe und Reliquien verehren, welches denn auch von jener Zeit an geſchehen iſt.

F. Wenn geſagt wird, daß Godama Nieban erhalten habe, was verſtehſt du dann unter dieſem Worte?

A. Wenn Jemand folgenden Uebeln, nämlich der Schwere, dem Alter, der Krankheit und dem Tode, nicht länger unterworfen iſt, ſo ſagt man, er habe Nieban erlangt. Kein Ding, kein Ort kann uns vom Nieban einen vollſtändigen Begriff geben: wir können weiter nichts davon ſagen, als daß die Befreiung von jenen Uebeln, und die Erlangung der Seligkeit, Nieban ſey. Es iſt gerade ſo, als wenn man von Jemanden, der, nach dem Gebrauche der Arzneimittel, eine ſchwere Krankheit überſtanden hat, ſagt, er habe

Die Siameſen, die ihre Zeitrechnung mit dem Abſterben Godama's anfangen, ſetzen jenes Ereigniß in das Jahr 544 (Relation du Royaume de Siam, par Mr. *de la Loubère*, II, 160), welches zwei Jahre weniger ausmacht, als nach der Angabe des Zarado. Die Singaleſen ſollen, nach Harrington, als ausgemacht annehmen, daß Buddha 542 Jahre vor Chriſtus mit Tode abgegangen ſey. Paulinus rechnet nach dem Datum, das er im Borgianiſchen Manuſcript angegeben fand, und bringt vier Jahre weniger heraus, als nach der Siameſiſchen Zeitrechnung. Bei dieſer Verſchiedenheit der Meinungen thut man immer am beſten, wenn man ſich an das neueſte Datum hält, das meiſtens zunächſt an Wahrheit gränzt.

Digitized by Google

ſeine Geſundheit wieder erlangt: wenn aber Jemand zu wiſſen begehrt, wie und auf welche Art dies geſchehen ſey, ſo wiſſen wir weiter nichts zu antworten, als, wieder geſund werden, ſey weder mehr noch weniger, als von einer Krankheit geneſen. So und nicht anders ſprechen wir vom Nieban, und ſo hat es Godama gelehrt.

F. Iſt nicht Godama der einzige wahre Gott auf der ganzen Oberfläche des Erdbodens?

A. Godama iſt der einzige wahre Gott, der die vier Geſetze, Sizza genannt, kennet, und Nieban gewährt. So wie, wenn ein Königreich zu Grunde gehet, ſich Leute erheben, die nach dem Throne ſtreben und die königliche Würde an ſich reißen, ſo ereignete ſich auch der Fall, daß, als die Zeit vorüber war, wo das Geſetz des vorhergehenden Godama ſeine Endſchaft erreichen, und nun, wie ſchon tauſend Jahre vorher prophezeihet worden war, ein neuer Gott erſcheinen ſollte, noch vor der Ankunft Godama's ſechs Männer auftraten, die ſich für Götter ausgaben, und deren jeder fünfhundert Anhänger hatte.

F. Predigten dieſe falſchen Götter nicht eine neue Lehre?

A. Sie predigten: aber das, was ſie lehrten, war falſch.

F. Was lehrten ſie denn?

A. Der eine lehrte, der Urheber alles Guten und Böſen, das in der Welt geſchieht, der Armuth und des

Reichthums, der adelichen Würde und des Mangels an Rang, ſey ein gewiſſer mächtiger Nat, der in den Wäldern hauſe, und den die Menſchen anbeten müßten.

Der zweite lehrte, die Menſchen würden nach ihrem Tode nicht in Thiere, und die Thiere, nachdem man ſie geſchlachtet habe, nicht in Menſchen verwandelt, ſondern die Menſchen würden nachher wieder als Menſchen, und Thiere als Thiere, geboren. *)

Der dritte läugnete ſogar das eigentliche Nieban, und wollte behaupten, alle lebendige Weſen entſtänden erſt im Mutterleibe, und erreichten im Tode ihre Endſchaft, und es gäbe kein ander Nieban als dieſen Tod. **)

*) Dies war vermuthlich der Glaube der Burmanen, ehe ſie ſich zur Religion Buddah's bekehrten. Die Karayn, eine Art Halbwilden, die noch immer in Pegu und dem burmaniſchen Reiche in einigen Waldgegenden ihre Unabhängigkeit behaupten, glauben dies noch bis auf den heutigen Tag.

**) Groſier, in ſeiner Beſchreibung der chineſiſchen Religion (II. 222), hat entweder dieſes ketzeriſche Nieban mit der reinen Lehre der Rahans verwechſelt, oder die Religion, die er für die des Fo ausgiebt, muß von jener des Godama gänzlich verſchieden ſeyn. In eben dieſem Werke werden den chineſiſchen Bonzen mehrere abſcheuliche Gebräuche zugeſchrieben, wovon die Rahans, ſo viel mir wenigſtens bekannt iſt, nicht das mindeſte wiſſen; ſo auch manche närriſche, und im höchſten Grade abergläubiſche Gewohnheiten und Bußübungen, die nie bei ihnen eingeführt waren.

Digitized by Google

Der vierte lehrte, alle erſchaffene Dinge hätten weder Anfang, noch Ende, und Alles, was ſich in der Welt ereigne, geſchähe von ungefähr und bloß durch Zufall. Er läugnete das Loos guter und böſer Thaten, welches doch, nach der Lehre Godama's, als die wirkende Urſache alles Guten und Böſen zu betrachten iſt, was den erſchaffenen Weſen widerfährt.

Der fünfte lehrte, das Nieban beſtehe in weiter nichts, als in dem Leben gewiſſer Nat und Biamma, deren Lebenszeit ſo lange dauere, als die Welt. Er behauptete, die vornehmſten guten Werke wären die, daß man ſeine Aeltern ehre, die Hitze der Sonne, oder des Feuers, geduldig ertrage, und Hunger leide; und daß es kein Verbrechen ſey, Thiere zu tödten. Er ſagte, die, welche dergleichen gute Werke vollbrächten, würden in jenem Leben dafür belohnt werden, und die, welche das Gegentheil thäten, hätten ihre Strafe zu erwarten.

Der letzte lehrte, es exiſtire ein Weſen, das die Welt, und Alles, was darinnen iſt, erſchaffen habe, und dieſes allein verdiene, daß man ihm göttliche Ehre erzeige und es anbete. *)

*) Hier zielt der Zarado vermuthlich auf den Devadat, wie die Rahans Jeſum Chriſtum zu nennen pflegen. Der Siameſiſche Maler, deſſen ich im vorhergehenden erwähnte, ſagte mir, der Devadat, oder wie er dieſes Wort ausſprach, Tevedat, ſey der Gott der Pye-gye, d. i. der Britten. Dieſer widerſetze ſich, meinte er, den wohlthätigen Abſichten Godama's, und ſtifte nichts als

Alle dieſe Dinge lehrten die falſchen Götter, oder Deitti, nicht etwa deswegen, weil ſie ſolche für wahr

Böſes in der Welt. Ich vermuthe, daß die Legende von Tevedat, von welcher wir Herrn Loubere eine Ueberſetzung zu danken haben, erſt nach der Zeit, wo die Portugieſen in Indien angekommen waren, erfunden worden iſt, um die Verbreitung ihrer Religion zu verhindern, die, wegen ihres Prunks und ihrer Geheimniſſe ſo ganz dazu geeignet war, ſich bei einem unwiſſenden Volke Eingang zu verſchaffen. Einige Alterthumsforſcher ſind der Meinung, die Götterlegenden, ſo wie ſie von den Braminen erzählt werden, könnten über die Geſchichte Hindoſtan's viel Licht verbreiten; hierbei würde man aber ſelbſt in dem Fall äußerſt behutſam zu Werke gehen müſſen, wenn man zu dieſem Behuf von den bei weitem nicht ſo wunderbaren Legenden der burmaniſchen Helden Gebrauch machen wollte, die mit den Göttern der Braminen einerlei ſind; denn man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſowohl die Rahans als die Braminen, ſobald es ihnen um die Erreichung einer beſondern Abſicht zu thun iſt, entweder eine neue Legende erfinden, oder einer ſchon vorhandenen noch Verſchiedenes beifügen. Bei dieſer Verfahrungsart ſetzen ſich die Braminen nicht der mindeſten Gefahr aus; denn die wenigen hiſtoriſchen Schriften, welche die Hindus allenfalls gehabt haben mögen, ſind längſt vernichtet. Die Gründe des Pater Paulinus (Mus. Borg. p. 121 ff.) in Betreff dieſes Gegenſtandes, verdienen alle Aufmerkſamkeit, ob er gleich mehr daraus folgert, als er beweiſen kann. Es iſt zu bedauern, daß er in ſeinem Eifer zu weit geht, die Höflichkeit gegen ſeine Gegner aus den Augen ſetzet, und wenigſtens inſofern nicht redlich handelt, als er denen, die nicht mit ihm einerlei Meinung ſind, unlautere Abſichten beimißt.

Digitized by Google

hielten; ſondern es war ihnen bloß darum zu thun, die Fragen, welche man ihnen vorlegte, nie unbeantwortet zu laſſen, und ſo ſagten ſie jedesmal, was ihnen in den Mund kam.

F. Als nun aber der wahre Gott Godama erſchien, entſagten da nicht die falſchen Götter ihren Irrlehren?

A. Einige thaten es: andere beharren aber noch immer in ihrem Ungehorſam. Mit allen dieſen hat Godama im Königreiche Saulti, nicht weit von den drei Manche, gekämpft. Hätte er wohl ein größeres Wunder thun können? *)

F. Wer erhielt denn in dieſem Kampfe die Oberhand?

A. Godama. Aus Schaam und Verdruß darüber, band ſich der Anführer der falſchen Götter einen

*) Paulnus bildet ſich ein, dieſer Kampf Godama's mit dem Devadat und den andern Deitti, ſey derſelbe, der nach der Lehre der Magier zwiſchen dem Ormuzed und Arimanius (Mus. Borg. p. 51) ſtatt gehabt haben ſoll; dies kömmt mir aber faſt eben ſo unglaublich vor, wie die Lehre der Rahan's, nach welcher Chriſtus und Devadat dieſelbe Perſon ſeyn ſollen. In den Titanen der Griechen, glaubt Paulinus dieſe Lehre der Magier ebenfalls zu entdecken. Der Gouverneur Pownel hält aber dieſe nämlichen Titanen, welches vielleicht wahrſcheinlicher iſt, für eine Horde wilder Völker aus Norden, unter Anführung ihres Hetmanns, des Briareus.

Digitized by Google

Topf an den Hals, und ſprang in einen Fluß, worin er ertrank.

F. Als nun der Meiſter todt war, entſagten denn da ſeine Anhänger ſeiner Lehre?

A. Einige entſagten ſeiner Lehre: andere thaten es aber nicht. Mit den Nägeln, oder dem Megeap, *) ziehest du dir zwar leicht einen Dorn aus der Hand oder dem Fuße: aber ſchwer iſt es, die Lehren der falſchen Götter aus den Gemüthern auszurotten.

F. Giebt es denn keine Mittel, dies zu bewerkſtelligen?

A. Nur die Warnungen der Gerechten, können ſolches, gleich dem Megeap bewirken.

F. Welches ſind die Warnungen und Lehren dieſer Gerechten?

A. Erſtens, wer Thiere tödtet, oder die anderen böſen Thaten verübt, die den fünf Geboten zuwider ſind, der iſt dem Looſe derer unterworfen, die Böſes gethan haben: wer aber die zehn Tugenden in Ausübung bringt, Gott und die Rähāns verehrt, dem wird das Loos derer zu Theile, die Gutes gethan haben. Zweitens, ſo wie der Schatten dem Körper folgt, eben ſo folgen dieſe Looſe des Guten und Böſen, während der ſucceſſiven Zerſtörung aller künftigen Welten, allen lebenden Weſen unausbleiblich nach, und ſie ſind die

*) Das Inſtrument, womit ſich die Braminen den Bart ausraufen.

Grundurſachen von allem dem Guten und Böſen, das dieſen Weſen widerfährt; von dieſen Looſen rührt es her, daß die Menſchen von edler oder unedler Geburt ſind; von ihnen kömmt es, daß die Menſchen in Thiere oder Nat fahren. Dies iſt die Lehre, die durch den Godama offenbaret ward, und ſie wird die Lehre des Sammadeitti genannt. Dieſe Lehre iſt der große Megeap, oder der Nagel, der aus den Gemüthern der Menſchen die Dornen der Deitti gänzlich herauszieht. O ihr Lehrer und Weiſen aller Völker, der Armenier, Engländer, Franzoſen und Holländer, verkündigt dies allen lebendigen Weſen!

F. Wurden denn dieſe ſechs falſchen Götter, die da lehrten, daß es wohl gethan ſey, unſere Aeltern und Lehrer zu ehren, nicht für die Vollbringung dieſer Handlungen belohnt?

A. So wie einer, der eine bittere Frucht ißt, die er für ſüß hielt, während des Eſſens findet, daß ſie nicht ſüß, ſondern im Gegentheil bitter ſchmeckt: oder ſo wie einer, der, in der Meinung, daß es ein köſtliches Arzneimittel ſey, ein tödtliches Gift trinkt, dem Tode nicht entgehen kann, ob er gleich ſo gedacht hat: eben ſo verhält es ſich auch mit den ſechs Deitti, die ſich für Götter ausgaben und ihre Lehren nicht abſchwuren; denn, ob ſie gleich Hunger und Durſt, Hitze und Kälte, geduldig ertrugen, ſo hatten ſie doch keinen Vortheil davon, ſondern fuhren in die Hölle hinab, wo ſie allerlei Uebel und Qualen erdulden. Merket euch dieſes Beiſpiel, ihr Lehrer und Weiſen der Engländer, der Ar-

Digitized by Google

menier, der Holländer und anderer Völker, und leuchtet, wie Lichter an einem dunkeln Orte, allen denen vor, die in den Irrthümern der Deitti einherwandeln, damit ſie ſich von dieſen, wie von einem unwirthbaren wüſten Pfade, entfernen und auf den breiten geraden Weg der reinen Lehre und des wahren Glaubens gelangen.

F. Welches iſt denn die Lehre und das Geſetz, das Godama in der Abſicht bekannt machte, damit es alle Menſchen befolgen ſollen?

A. Es beſteht hauptſächlich in der Befolgung der fünf Gebote und in der Enthaltung von den zehn Sünden.

F. Wie heißen die fünf Gebote?

A. I. Vom kleinſten Inſekt an, bis zum Menſchen herauf, ſollſt du durchaus kein Thier tödten, von welcher Art es ſeyn möge. II. Du ſollſt nicht ſtehlen. III. Du ſollſt weder eines anderen Frau noch Beiſchläferin mit Gewalt nehmen. IV. Du ſollſt keine Unwahrheit ſagen. V. Du ſollſt weder Wein, noch ſtarke Getränke trinken; du ſollſt auch kein Opium kauen, oder ſonſt etwas zu dir nehmen, das einen Rauſch verurſacht. Wer dieſe fünf Gebote, während der Zeit ſeiner Transmigrationen befolgt, der wird entweder als ein Edelmann, oder als ein Nat, auf die Welt kommen, und weder der Armuth noch anderem Unglücke und Elende unterworfen ſeyn.

F. Welches ſind die zehn Sünden?

Digitized by Google

A. Dieſe ſind unter der allgemeinen Benennung Duzzaraik begriffen, und in drei Klaſſen eingetheilt. Zur erſten Klaſſe gehören alle jene Werke, die den Geboten zuwiderlaufen; nämlich: I. das Tödten der Thiere; II. Diebſtahl; III. Ehebruch. Zur zweiten Klaſſe gehören: IV. Lügen; V. Unverträglichkeit; VI. harte zornige Worte; VII. unnützes und albernes Geſchwätz. Zur dritten Klaſſe gehört: VIII. das Trachten nach seines Nächſten Gut; IX. der Neid und das Verlangen nach unſers Nächſten Tod oder Unglück; X. der Glaube an die falſchen Götter. Wer ſich dieſer Sünden enthält, von dem ſagt man, er beobachte Sila, und Jeder, der zur Zeit ſeiner Transmigrationen Sila beobachtet, wird immer mehr und mehr an Tugend zunehmen, bis er endlich für würdig befunden wird, einen Gott zu ſchauen und ſeine mächtige Stimme zu vernehmen. So erlangt er Nieban und wird von den bekannten viererlei Arten des Elendes befreiet; nämlich: von der Schwere; von den Mühſeligkeiten des Alters; von Krankheiten und vom Tode. Auch müſſen wir glauben, Godama habe gelehrt, daß wir, wenn wir ſeine Geſetze befolgen, noch andere Götter zu ſehen bekommen werden, die nach ihm erſcheinen ſollen.

F. Giebt es denn, außer den ſchon erwähnten, auch noch andere gute Werke, die wir in Ausübung bringen ſollen?

A. Es giebt deren. Das eine gute Werk heißt Dana; das andere wird Bavana genannt.

F. Worin beſteht denn Dana?

A. Dana beſteht darin, daß man Almoſen austheilt, beſonders unter die Rähāns.

F. Worin beſteht Bavana?

A. Es beſteht im tiefdurchdachten Ausſprechen dieſer drei Worte: Aneizza, Doccha und Anatta. Unter dem Worte Aneizza iſt zu verſtehen, daß der, welcher es ausſpricht, ſich erinnert, daß er, vermöge ſeiner Lage, abwechſelnden Schickſalen unterworfen iſt. Unter dem Worte Doccha iſt zu verſtehen, daß er, vermöge dieſer Lage, dem Unglücke unterworfen iſt; und unter dem Worte Anatta, daß es nicht in ſeinen Kräften ſteht, zu verhindern, daß er nicht dem Zufalle und dem Unglücke unterworfen ſeyn müſſe. Wer aus der Welt gehet, ohne das Sila, Dana und Bavana befolgt zu haben, der kömmt ganz gewiß in eine der hölliſchen Wohnungen, und wird entweder ein Nirea, ein Prietta, oder ein Thier.

Wer mit Tod abgehet, ohne ſich während ſeines Aufenthaltes auf Erden das Verdienſt einer guten That erworben zu haben, der gleicht einem Wanderer, der, ohne ſich mit Lebensmitteln zu verſehen, durch unwirthbare Wüſten reiſet; er gleicht einem Menſchen, der ohne Waffen ſich in eine Gegend wagt, wo ſich eine Menge Räuber, oder wilde Thiere, aufhalten; er gleicht endlich dem, der ſich in ein kleines leckes Boot ſetzet, um über einen großen, ungeſtümen, wirbelnden Strom zu ſchiffen.

Noch mehr! Wer ſich, er ſey Prieſter oder Laye,

von den fünf Werken des Fleiſches, oder den Vergnügungen der fünf Sinne, hinreißen läßt; wer die fünf Gebote nicht befolgt, und wer ſich nicht der zehn Sünden, genannt Duzzaraik, enthält, der gleicht einer Motte, die ſo lange um das Licht flattert, bis ſie in der Flamme ihren Tod findet; oder er gleicht einem Thoren, der auf einem Schwerdte ein wenig Honig ſieht, und, ohne daran zu denken, daß das Schwerdt ſcharf iſt, das Honig ableckt, ſich die Zunge zerſchneidet, und ſich den Tod zuzieht; oder er gleicht einem Vogel, der, für Begierde ſeine Beute zu erhaſchen, die Schlinge nicht ſieht, die man ihm gelegt hat; oder er gleicht einem Hirſche, der der Hirſchkuh nachrennt, ohne auf die Waffen oder Fallſtricke des Jägers zu achten. Ein ſolcher Menſch denkt nicht an die Gefahr, die ihm bevorſteht, ſondern läßt ſich von den fünf Fleiſcheslüſten hinreißen, und wird entweder zur Hölle verſtoßen, oder muß in den Körper eines Thieres fahren. In ſolchen Gleichniſſen trug Godama ſeine Lehren vor.

Erwäget dieſe Dinge in euern Gemüthern, o ihr Engländer, Holländer, Armenier, und wie ihr ſonſt Namen habt! Betet den Godama, als den wahren Gott, an; verehrt ſein Geſetz und ſeine Prieſter; unterlaſſet nicht Almoſen auszutheilen, das Sila zu befolgen, und das Bavana zu vollbringen! Ein ächter und legitimer Prieſter Godama's iſt aber ſonſt nirgends zu finden, als nur in dieſem Reiche, *) oder

*) Siam war damals den Burmanen unterworfen.

auf der Inſel Ceylon. Und dir, o Biſchof, iſt ein großes Glück zu Theil geworden, da man dich, ob du gleich auf einer der kleinen Inſeln geboren biſt, die von Zabudiba abhängig ſind, für würdig gehalten hat, hieher zu kommen, und die Wahrheit des göttlichen Geſetzes zu vernehmen! Dieſes Buch, das ich dir hiermit übergebe, iſt ſchätzbarer als Gold und Silber, als Diamanten und Edelſteine: und ich rathe allen Engländern, Holländern, Armeniern und andern, ſeinen Inhalt getreu zu kopiren, und dasjenige fleißig zu üben, was die darin enthaltenen Vorſchriften beſagen.

Der Titel, den der Verfaſſer obiger Abhandlung angenommen hatte, war: Ich, Atuli Zarado, Oberlehrer des Königs der neun Provinzen von Shan, der Provinz Cuſſey, der drei Provinzen Giun, Yue und Han, der drei Provinzen Pegu's, und der ſieben Provinzen des burmaniſchen Reichs, Fürſten vom goldenen Sonnenſchirm, vom Palaſt der Sonne und des Mondes, und Oberherrn vom weißen Elephanten, vom rothen Elephanten, vom ſchwarzen Elephanten ꝛc.

Von der Geiſtlichkeit.

Dieſe Titulatur des oberſten Prieſters im Lande, giebt mir Veranlaſſung, jene Menſchenklaſſe zu ſchildern, die mit der Religion und Gelehrſamkeit in ſo enger Verbindung ſteht.

Alle Prieſter Godama's ſind eigentlich das, was

man in einem katholiſchen Lande Ordensgeiſtliche nennen würde. Sie ſind weder Weltgeiſtliche, noch wirkliche, den Gottesdienſt verrichtende, Prieſter, ſondern eine Art Layenbrüder. Dieſe Prieſter, welche von den Europäern Talapoinen, und von den Mahomedanern Raulins genannt werden, heißen in der burmaniſchen Sprache Rähāns, und im Pali Thaynka. Dies iſt ihr eigentlicher Name, ſo wie man in Europa dergleichen Prieſter Mönche nennet. Wie man aber in katholiſchen Ländern einem Mönche Ehren halber den Titel Pater beilegt, ſo gebrauchen die Burmanen, wenn ſie mit einem Rahan ſprechen, gewöhnlich die Benennung Poun-gyr, welches große Tugend bedeutet.

Somana, oder Samana, iſt ebenfalls ein Titel, der den Prieſtern Godama's beigelegt wird, und ſo nennet man auch die Bildniſſe dieſes Gottes, wenn er, wie ſolches meiſtens zu geſchehen pflegt, in prieſterlicher Kleidung dargeſtellt iſt. Von dieſem Namen haben einige Veranlaſſung genommen, die ganze Sekte der Buddhiſten Samanen zu nennen; eine Benennung, die bei den ältern Schriftſtellern häufig vorkömmt, und von dem ſanſcritaniſchen Worte Saman abſtammen ſoll, welches Artigkeit, Höflichkeit, bedeutet *). Der gelehrte Pater Paulinus meinet, die Samanen und Magier wären eines und daſſelbe geweſen, iſt aber durchaus nicht im Stande, dieſer Ver-

*) Mus. Borg. p. 18.

Digitized by Google

muthung einige Wahrſcheinlichkeit zu geben. Die Nachrichten von der Religion der Samanen, ſo wie ſie Sangermano aus den Schriften der Răhāns extrahirt hat; dann auch die Abhandlung des Zarado und das Buch Kammua, zeigen meines Erachtens deutlich genug, daß dieſe beiden Secten weſentlich von einander verſchieden waren. Die Magier nahmen zwei Prinzipien an: eines, das alles Gute, und ein anderes, das alles Böſe in der Welt hervorbringe. Erſteres verglichen ſie mit dem Lichte, oder Feuer, und eben darum verehrten ſie die Sonne und das Feuer, als Sinnbilder des guten Prinzips: aber Bilder verehrten ſie nicht. Sie hielten große Stücke auf die Aſtrologie, und gaben ſogar Anlaß, daß alle die, welche ſich übernatürlicher Künſte rühmten, nach ihnen benannt wurden. Die Samanen hingegen glauben, daß Alles zufälliger Weiſe aus Waſſer entſtanden ſey, und halten ihren Gott bloß für einen großen Lehrer der Moral. Den Devadat halten ſie keineswegs für ein Naturprinzip, ſondern für einen Böſewicht, der nun für ſeine Verbrechen beſtraft werde, und die Menſchen in Sünden und Unglück geſtürzt habe, weil er eine Lehre verbreitete, die mit jener des Godama in Widerſpuch ſtand. In ihrer Kosmographie, im Buche Kammua, und vom Zarado, wird ſeiner faſt gar nicht erwähnt, und dies zeigt deutlich genug, daß er nicht ſo weſentlich zur Lehre der Răhāns gehöret, wie Arimanius zu jener der Magier. Die Răhāns beten noch überdies Bilder an, und dem Feuer göttliche Ehre zu erweiſen, kömmt ihnen ſo wenig in den Sinn, daß ſie nicht einmal welches anzünden; da-

mit kein Thier dadurch ums Leben gebracht werde. Sie geben ſich nie weder mit der Magie noch mit der Aſtrologie ab, und haben einen Abſcheu vor blutigen Opfern. Die Magier hingegen opferten Thiere. Man hat ſogar Urſache zu der Vermuthung *), daß Zoroaſters Nachfolger Menſchenopfer unter ſich eingeführt hatten, und dieſen abſcheulichen Brauch über einen großen Theil der alten Welt verbreiteten. Ich glaube daher, daß die Magier eine ganz andere Secte ausmachten als die Samanen, und zwar eine Secte, die in weit frühern Zeiten entſtanden war.

Paulinus nimmt hiernächſt für bekannt an, daß die Religion der Magier dieſelbe geweſen ſey, wie die der Braminen, oder der alten Aegypter **); in dieſer Hinſicht hat er ſich aber, dünkt mich, geirrt. Das gute und böſe Prinzip der Magier, der Umſtand, daß ſie keine Bilder verehrten, ihre Götter nicht perſonifizirten, beſonders aber, daß ſie die Kaſten nicht unter ſich eingeführt hatten, dies Alles zeugt von eben ſo vielen Verſchiedenheiten. Ueberdies betrachteten ſelbſt die Alten, die doch gewiß die Sache am beſten beurtheilen konnten, dieſe beiden Syſteme als ſolche, die ganz von einander verſchieden waren. Paulinus ſucht mit vieler Wahrſcheinlichkeit darzuthun ***), daß die Religion der Magier unter der Regierung des Cyrus,

*) Plin. Natur. Hist. lib. 30. cap. 1.

**) Mus. Borg. p. 188.

***) Mus. Borg. p. 141.

Digitized by Google

ungefähr 560 Jahre vor Chriſti Geburt, aus Indien nach Perſien gebracht, und nachher von Perſien aus unter den weſtlichen Völkern verbreitet worden ſey *). Wie kann er daher behaupten wollen, daß die Lehre der Magier der Religion der Aegypter das Daſeyn gegeben habe? Einer Religion, die ſchon ſeit langer Zeit dort exiſtirt hatte, und ganz gewiß mehrere Jahrhunderte vor der Invaſion des Cambyſes von da nach Griechenland gebracht worden war.

Die Rāhāns leben in Klöſtern oder Collegien beiſammen, welche ſie Kiaung nennen, und die unſtreitig die beſten Gebäude im ganzen Lande ſind. Sie führen, ſo weit ich ſie beurtheilen konnte, einen ſittſamen Lebenswandel, ſind ſehr zuvorkommend und gaſtfreundſchaftlich gegen Fremde, beſitzen unter allen ihren Landsleuten die meiſten Kenntniſſe, und werden von ihnen ſehr reſpectirt. Jedes Collegium hat ſeinen eigenen Oberen, welcher Zara genannt wird. Dieſes Wort bedeutet im buchſtäblichen Sinne ſo viel als Lector, man kann es aber durch Abt überſetzen, obgleich die portugieſiſchen Miſſionarien die Oberen dieſer Klöſter Biſchöffe nennen. Da faſt jeder angeſehene Mann ein Kiaung bauen läßt, und den Rāhān, welcher ſein geiſtlicher Rathgeber iſt, als Oberen hineinſetzt, ſo fin-

*) Dies wird durch die Meinung des Plinius (lib. 30. cap. 1.) beſtätigt, nach welcher die Magie in Europa zuerſt durch das Kriegsheer des Xerxes bekannt geworden ſeyn ſoll.

det zwiſchen den verſchiedenen Zaras eine Art von Rangordnung ſtatt. Die, welche die Aufſicht über ſolche Klöſter führen, die von mächtigen und reichen Leuten geſtiftet wurden, bewohnen geräumigerere Gebäude, und haben eine größere Anzahl Rähāns unter ſich, die unter ihrer Obſorge mehr Bequemlichkeit genießen, und ein beſſeres Einkommen haben, als andere. Sie werden daher mehr geachtet, als jene, die ſolchen Kiaungs vorſtehen, die von minder angeſehenen Perſonen erbaut worden ſind. In vorzüglichem Anſehen ſteht der Zarado, oder königliche Abt, der, ſo zu ſagen, des Königs Beichtvater vorſtellt. Er bewohnt prächtig eingerichtete Zimmer, hat eine Menge Bedienten, genießt nächſt dem Könige die größten Ehrenbezeugungen, und hat die Erlaubniß, unter einem Pyathap*) zu ſchlafen; eine Dignität, deren ſich nicht einmal der älteſte Sohn des Königs zu erfreuen hat, ob er gleich ſchon die Hälfte der königlichen Macht beſitzt. Wiewohl nun aber unter den Oberhäuptern dieſer Collegien in Anſehung der Ehre und Würde verſchiedene Grade ſtatt finden, je nachdem die Perſon, bei welcher ſie die Stelle geiſtlicher Rathgeber bekleiden, von höherm oder geringerm Rang iſt, ſo hörte ich doch, daß jeder Zara die Angelegenheiten ſeines Collegiums ſelbſt beſorge, ohne daß dieſerhalb an den Obern des vom Gouverneur geſtifteten Kloſters, und nicht einmal an den Zarado, ap-

*) Eine Art von vergoldetem pyramidenförmigen Thronhimmel, mit einigen Abſätzen, deſſen oberſter Theil ſich in Geſtalt eines Obelisken endigt.

Digitized by Google

pelliret werden dürfe. In wiefern die Zaras über die Rähäns Gewalt haben, die ſich in ihren Klöſtern befinden, darüber kann ich keine Auskunft ertheilen; wahrſcheinlich mag ſie ſich aber ſehr weit erſtrecken, da ihnen ihre Untergebenen alle mögliche Submiſſion und Ehrfurcht bezeigen.

Der Reſpect, den die weltlichen Einwohner der Ortſchaften für alle Rähäns an den Tag legen, iſt außerordentlich groß. So oft ſie ihnen auf der Straße begegnen, machen ſie ihnen allemal Platz, und wenn ſie ſie anreden, tituliren ſie ſolche ſelten anders als Poungye und Bura. Auch iſt ihnen geſtattet, in ihren Klöſtern Malereien und Vergoldung zu haben, wovon ſonſt kein anderer Unterthan Gebrauch machen darf; ja in einigen Fällen iſt es ihnen ſogar erlaubt, die Dächer ihrer Kiaungs von außen weiß anzuſtreichen; und dennoch iſt weiß die königliche Farbe, das vornehmſte Kennzeichen der königlichen Würde, die Farbe, wovon man nur Gott und dem Könige zu Ehren Gebrauch macht. Wiewohl nun die Prieſter in ſo großem Anſehen ſtehen, ſo behalten doch ſelbſt die vornehmſten unter ihnen ihre ehemaligen Sitten und Gewohnheiten bei, in welchen die größte Simplicität herrſcht. Als wir die Ehre hatten, dem Zarado unſern Beſuch abzuſtatten, war ſeine Kleidung nicht im mindeſten von der Kleidung derer verſchieden, die ſich in ziemlich großer Anzahl um ihn her auf die Erde geworfen hatten. Auch erzählte man mir, daß er noch vor wenig Jahren, als er zu Rangoun wohnte, eben ſo wie andere Rähäns, wenn

Digitized by Google

ihn die Reihe getroffen habe, barfuß von einem Hauſe zum andern gegangen ſey, und den Reiß ſelbſt in Empfang genommen habe, der ihm für ſein Kloſter als Almoſen verabreicht wurde. Hierbei mochte wohl aber etwas mehr als Demuth zum Grunde liegen; denn wo er hingieng, waren die Straßen mit Tuch belegt; die Mannsperſonen warfen ſich vor ihm nieder, um ſeinen Segen zu erbitten, und die Frauensperſonen giengen ihm überall aus dem Wege, als Weſen, die ſich ihrer Unvollkommenheiten wegen nicht unterſtehen durften, vor einem Manne zu erſcheinen, der allen ſinnlichen Vergnügungen ſo gänzlich entſagt habe. Uebrigens iſt er ein Mann von ſanftem und einnehmendem Charakter, der ziemlich viel Gelehrſamkeit zu beſitzen ſcheint, zugleich aber eine übertriebene Demuth affectirt, und eine gewiſſe Verachtung aller irdiſchen Angelegenheiten. Zu Loungye traf ich einen Zara an, mit dem ich ſchon anderswo bekannt worden war, und der auf eben die Art Reiß bettelte, wie ſeine Untergebenen. Er war ein alter ſchwacher Mann, hatte aber dennoch, und noch dazu bei regnichtem Wetter, ein ziemlich Stück Weges zurückgelegt.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Rähäns überhaupt, beſonders aber gegen Fremde, ſehr mitleidig ſind. Man wird daher nicht leicht ein Land finden, wo ein Ausländer, ein Verbannter, der nicht die mindeſte Bekanntſchaft hat, dem Mangel weniger ausgeſetzt iſt, als im burmaniſchen Reiche: auch habe ich während meines daſigen Aufenthalts nie einen Bettler geſe-

Digitized by Google

hen. In der Nähe der Klöſter, haben die mildthätigen Stifter gemeiniglich Häuſer bauen laſſen, die zur Bequemlichkeit der Fremden und Reiſenden dienen. Dieſe Häuſer gewähren meiſtens eine ſichere Schutzwehr gegen Wind und Wetter, und manche ſind ſogar ſchön. Es kann hier Jedermann bei Tag und bei Nacht einkehren, und im voraus verſichert ſeyn, daß ihn die Rähāns freundlich aufnehmen und mit Lebensmitteln verſehen werden. Die Rähāns ſind aber nicht nur gaſtfrei, ſondern überhaupt ſehr menſchenfreundlich, und werden dieſerhalb mit den Ortsobrigkeiten oftmals in Händel verwickelt. Es exiſtirt nämlich ein Geſetz, nach welchem kein Verbrecher innerhalb der Stadtthore hingerichtet werden darf; auch darf er überhaupt nicht vom Leben zum Tode gebracht werden, wenn ihn auf dem Wege nach dem Richtplatze ein Rähān nur anrührt. Dieſes Privilegium wird nun freilich von den Rähāns mitunter mißbraucht, und es kann ſeyn, daß ſie ſich zuweilen durch Beſtechung verleiten laſſen, einem ſchlechten Menſchen das Leben zu retten; doch glaube ich, daß ſie ſich weit öfters ins Mittel ſchlagen, um einer Ungerechtigkeit vorzubeugen. Eine andere große Tugend der Rähāns iſt ihre Toleranz. Aus dem Aufſatze des Zaraba erſiehet man, daß ſie zwar wünſchen, der Religion ihres Gottes Godama Convertiten zuzuführen, und daß ſie überzeugt ſind, ihre Religion ſey dazu beſtimmt, alle Menſchen ſelig zu machen, die daran glauben; aber niemals ſah oder hörte ich, daß die Rähāns einen Verſuch gemacht hätten, Jemanden mit Gewalt zu bekehren, oder ihn zu verhindern, Gott auf die Art

Digitized by Google

und Weiſe zu verehren, die er für die beſte hielt. Ueberall ſahen wir, daß man neben den Pagoden auch Kirchen und Moſcheen tolerirte, und den dabei angeſtellten Prieſtern nicht nur erlaubte, ſich öffentlich nach ihrer Art zu kleiden, ſondern ſogar auf ihre Häuſer eben ſolche Dächer zu ſetzen, wie die, wodurch ſich ſonſt nur die Häuſer angeſehener Beamten vor andern auszeichnen. Fremde Religionsverwandten dürfen hier öffentliche Prozeſſionen halten, und es giebt Ungläubige, die ſogar öffentliche Aemter und anſehnliche Stellen bekleiden: ja dieſe nämlichen Beamten ſind noch überdies berechtigt, bei den Beluſtigungen zu präſidiren, die an gewiſſen Feſttagen veranſtaltet werden.

So viel ich in Erfahrung bringen konnte, haben die Rähāns keine gottesdienſtlichen Verrichtungen in den Tempeln zu beſorgen, wie in Europa die Pfarrer und Weltgeiſtlichen. Bei den religiöſen Ceremonieen und Prozeſſionen, die ich mit anſah, ſogar bei denen, die wegen der Einweihung eines jungen Prieſters veranſtaltet wurden, waren ihrer nur wenige zugegen. Die Anzahl derer, die ich ſowohl an heiligen Tagen, als zu andern Zeiten, in den Tempeln wahrnahm, war auch nicht beträchtlich. Ihre Klöſter ſtehen zwar meiſtens in der Nähe der größern Tempel, doch iſt ſolches nicht überall der Fall; und dennoch kam es mir vor, als wenn keiner von ihnen die ſpezielle Aufſicht über einen dieſer Tempel und die dazu gehörigen Bilder führe. Wahrſcheinlich wenden ſie den größten Theil ihrer Zeit dazu an, die Jugend im Leſen und Schreiben zu unter-

richten, ſich jene Kenntniſſe zu erwerben, die unter einem Volke, wie das ihrige iſt, zu erlangen ſind, inſonderheit Theologie, Geſchichte und Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, und theils für ſich, theils für die Nothleidenden, Lebensmittel zu betteln. Ihre Andacht verrichten ſie, allem Vermuthen nach, innerhalb ihrer Klöſter. In allen haben ſie Bilder, vor welchen ſie zu gewiſſen Stunden ihre Gebete abſingen.

Man ſagt, es hätten hier ehemals auch Klöſter für Frauensperſonen exiſtirt, die als ganz junge Mädchen ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, nie geheurathet, alle Vorſchriften der Rähäns beobachtet, und gelbe Kleider getragen hätten. Dies iſt nun abgeſchafft, woran vermuthlich die Politik der jetzt im öſtlichen Indien regierenden Könige ſchuld ſeyn mag, denen es darum zu thun iſt, durch die Vergnügungen einer großen Anzahl Weiber, die Mannsperſonen in ihre Dienſte zu locken. Heutzutage treten nur einige alte Weiber in eine Art Orden, ſcheeren ſich das Haar ab, und tragen ein weißes Gewand. Dieſe Weiber beſorgen allerlei Verrichtungen in den Tempeln, begleiten die Leichen zu Grabe, und bedienen die Rähäns als Aufwärterinnen, wohnen aber nie im Bezirke der Klöſter. Indeß finden ſich die in der Paliſprache geſchriebenen Bücher, worin die Form, welche bei der Aufnahme dieſer Frauensperſonen in den prieſterlichen Orden, beobachtet wurde, und ihre Verhaltungsregeln, enthalten ſind, noch in den Bibliotheken der Rähäns

Um dem Leſer von der Lebensweiſe und den Pflichten, die den Rähāns vorgeſchrieben ſind, einen deutlichen Begriff zu geben, werde ich wohl am beſten thun, wenn ich hier eine Ueberſetzung des ins Lateiniſche überſetzten canoniſchen Buchs Kammua einrücke. Eine elegante Abſchrift des im Pali verfaßten Originals, bekam Sir John Shore vom Könige zugeſchickt. Ich habe mir vorgenommen, das Ganze mit einigen Anmerkungen zu begleiten. Wer hierüber ausführlichere Nachrichten verlangt, dem empfehle ich Herrn De la Loubere's Ueberſetzung der Maximen der Talapoinen, die er uns in ſeiner ganz vortrefflichen Beſchreibung des Königreichs Siam mitgetheilt hat. Zugleich kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß eine Ueberſetzung des Kammua, die in der Sammlung des Cardinals Borgia *) aufbewahrt wird, von jener, die der Pater Sangermano beſorgt hat, in verſchiedenen Stücken abzuweichen ſcheint. In dieſer letzteren ſteht kein Wort davon, daß Feuer und Waſſer die Uranfänge aller Dinge ſeyn ſollen; daß die Rähāns durch Feuer und Waſſer gereinigt werden; daß dieſe Prieſter ihre ganze Zeit dem Geſchäfte widmen, tiefe Betrachtungen über das höchſte Weſen anzuſtellen; und daß ſie an den Tagen des Neu- und Vollmondes das Bekenntniß ihrer Sünden ablegen. Alle dieſe Dinge ſollen, nach Angabe des Pater Paulinus, in dem borgianiſchen Kammua enthalten ſeyn; und ich kann mir ſolches auf keine andere Art erklären, als wenn ich annehme, daß ſie nicht im Text des

*) Mus. Borg. p. 83.

Originals, ſondern in den Gloſſen ſtehen, die der borgianiſchen Abſchrift beigefügt ſeyn ſollen. Indeß hörte ich nie, daß dieſe Lehren unter den Rähāns eingeführt seyen; auch findet ſich weder in Sangermano's Kosmographie, noch in der Abhandlung des Zarado die mindeſte Spur davon.

Ueberſetzung des Kammua = Za, oder des Buchs Kammua.

„Bei der Einweihungsceremonie, muß der Candi„dat, bevor ihm das Sabeit *) überreicht wird, ſich „ſeinem Meiſter Upize **) nahen, und dreimal ſagen: „Herr, ſeyd Ihr nicht mein Meiſter Upize? Alsdann „beſiehlt man ihm, näher an den Kammuazara ***)

*) Das Sabeit iſt ein rundes ſchwarzes bedecktes Gefäß, gewöhnlich von Weiden geflochten und lackirt. Die Prieſter bedienen ſich deſſen, wenn ſie des Morgens ihre Runde machen, und Almoſen einſammeln.

**) Bei der Einweihung aſſiſtiren eine Menge Rahans; der Upize iſt einer der älteſten unter ihnen, und führt in der Verſammlung den Vorſitz. Nach der Erzählung des Herrn De la Loubere ſcheint es, als wenn in Siam die Einweihung bloß von einem gewiſſen Oberen, Sancrat genannt, vollzogen werden dürfe. Vielleicht bedeuten Sancrat und Upize einerlei Rang; doch habe ich nie gehört, daß bei den Burmanen ein Upize ſchlechterdings ein Zara ſeyn müſſe, zu geſchweigen, daß zwiſchen dieſen Obern eine andere Rangordnung ſtatt finde, als die, deren ich bereits erwähnt habe.

***) So wird der genannt, welcher aus dem Buche Kammua vorließt.

Digitized by Google

„hin zu treten, und nachdem er ſich ihm genähert hat, „thut dieſer folgende Fragen an ihn:

Kammuazara. „Candidat, iſt dies dein Sabeit?“

Candidat. „Gewiß, Herr, iſt es das.“

Kam. Candidat, iſt dies dein Gewand?“

Cand. Gewiß, Herr, iſt es das.“

„Hierauf ſoll der Kammuazara ſagen: Tritt zu„rück, und bleibe in der Entfernung von zwölf Ellen „ſtehen! Dann ſoll er leſen, indem er ſich an ihn und „die verſammelten Prieſter wendet: Die Verſamm„lung der Prieſter vernehme meine Worte! Dieſer hier „anweſende Candidat bittet demüthig, von ſeinem „Upize in den Prieſterorden aufgenommen zu wer„den, und ſowohl Zeit als Ort könnten ſich nicht beſſer „zu ſeiner Einweihung ſchicken. Zu gleicher Zeit will ich „den Candidaten ermahnen. Höre mir zu, Candidat! „Jetzt iſt es dir durchaus nicht erlaubt Lügen zu ſagen, „oder die Wahrheit zu verhehlen. Es giebt gewiſſe Ge„brechen, die ſich nicht mit der prieſterlichen Würde ver„tragen, und die Jeden verhindern, in den Prieſterorden „aufgenommen zu werden. Da Du nun vor den allhier „verſammelten Rähäns ſteheſt, um wegen dieſer Ge„brechen befragt zu werden, ſo mußt Du der Wahrheit „gemäß antworten, und unverholen ſagen, welche Ge„brechen Du an Dir haſt, und in wie fern Du von ih„nen frei biſt. Verſchweige nichts! Damit Du aber „nicht etwa aus Furcht oder Schaam etwas verheim-

„licheſt, ſo nicke mit dem Kopfe. Jetzt werden Dich alle „Mitglieder dieſer Verſammlung, der Reihe nach fragen.

„Hierauf ſollen einige in der Verſammlung an„weſende Prieſter den Candidaten folgendermaaßen „fragen:

„Prieſter. Sage, Candidat, ob Du folgende „Krankheiten an Dir haſt! Biſt Du mit dem Ausſatze, „oder ſonſt einer garſtigen Krankheit behaftet?

Candidat. „Herr, ich habe keine ſolche Krankheit „an mir.

Prieſter. „Haſt Du vielleicht die Skrofelkrank„heit, oder eine Art Blaſengeſchwulſt?

Candidat. „Herr, ich habe keine ſolche Krank„heit."

Prieſter. „Haſt Du nicht die Drüſenverhärtung, „den Krebs, oder die Krätze?"

Candidat. „Nein, Herr."

Prieſter. „Biſt Du nicht zu Zeiten wahnſinnig, „oder leideſt Du nicht an jenen Krankheiten, die von „verdorbenem Blute herrühren, oder von der Einwir„kung der Rieſen, der Lamien, (böſen Geiſter) oder „der Nat, die in den Wäldern und Berggegenden „hauſen?

Candidat. „Nein, Herr."

Prieſter. Candidat, biſt Du ein menſchliches „Weſen?"

Digitized by Google

Candidat. „Ich bin ein menſchliches Weſen, „mein Herr.“

Prieſter. „Biſt Du männlichen Geſchlechts?“

Candidat. „Ich bin männlichen Geſchlechts.“

Prieſter. „Biſt Du ein rechtmäßig erzeugter „Sohn?“

Candidat. „Ich bin ein rechtmäßiger Sohn.“

Prieſter. „Biſt Du nicht von einem, oder dem „andern Officianten abhängig?“ *)

*) Aus dieſen Fragen erſieht man, wie ſehr den Rahans daran gelegen iſt, daß der Prieſterſtand nicht durch die Aufnahme gemeiner Leute, oder ſolcher, die mit eckelhaften Krankheiten behaftet ſind, in Verachtung gerathe. Es giebt aber auch noch andere Urſachen, wodurch ſich die hier vorkommenden Reſtrictionen erklären laſſen. Der Coelibat würde von Seiten deſſen, der nicht mannbar iſt, nichts Verdienſtliches haben; auch iſt der Mangel des männlichen Zeugungsvermögens, wenn ſolcher auch gleich zu den unverſchuldeten Unglücksfällen gehört, immer mit einer gewiſſen Verachtung vereinbart. Man würde ſehr unrecht handeln, Jemanden als Prieſter einzuweihen, der in Schulden ſteckt, oder von einem vornehmen Manne abhängig iſt; denn die Gläubiger könnten nachher nicht zu ihrem Gelde gelangen, da kein Rahan als Sklave verkauft werden darf, und alle die, welche von burmaniſchen Adelichen abhängig ſind, ſtehen bei dieſen in der Schuld. Der Hauptumſtand aber, weswegen bloß Leute aus den höheren Volksklaſſen zu Prieſtern aufgenommen werden, iſt wahrſcheinlich der, daß ihre Aeltern eher im Stande ſind, bei Gelegenheit der Einweihung, den Klöſtern anſehnliche Geſchenke

Digitized by Google

Candidat. „Nein, mein Herr.“

Prieſter. „Haben Dich deine Aeltern frei ge-„geben?“

Candidat. „Das haben ſie, Herr.“

Prieſter. „Haſt du das zwanzigſte Jahr zurückgeleget.“

Candidat. „Ja, Herr, ich habe es zurückgeleget“ *).

zu verehren. Dem Vernehmen nach ſoll dieſe den Aeltern höher zu ſtehen kommen, als wenn ſie ihren Sohn verheurathen und ausſtatten. Fünfzig bis ſechzig Peithsha Silber (jedes zu 210 bis 260 Pfund an Gewicht) ſollen die gewöhnliche Summe ſeyn, die ein wohlhabender Mann in einer Provinzialſtadt bei dieſer Gelegenheit anwenden muß.

*) Dieſe Vorſchrift wird faſt gar nicht mehr befolgt. Reiche Leute, die ihren Söhnen eine gute Erziehung zu geben wünſchen, laſſen ſie gewöhnlich ſchon im zwölften oder vierzehnten Jahre Rahans werden, und ſie bleiben alsdann bis in ihr vier und zwanzigſtes oder fünf und zwanzigſtes Jahr im Kloſter. Wenn ſie ſich nun die nöthigen Kenntniſſe erworben haben, ſo gehen ſie wieder heraus und verheurathen ſich; denn es ſteht jedem Prieſter frei, dem Orden zu entſagen, und wieder in die Welt zurückzutreten, ohne befürchten zu dürfen, daß dieſer Schritt viel Aufſehen erregen werde. Arme Leute ſchicken ihre Jungen ebenfalls in die Klöſter, wo ſie den Rahans als Dienſtboten aufwarten, die ſie, als ihre Vorgeſetzten, dafür im Leſen und Schreiben unterrichten. Ueberhaupt wird man in dieſem Lande wenig Leute antreffen, die nicht in dem einen, wie in dem andern eine ziemliche Fertigkeit beſitzen. Nur in Anſehung des weiblichen Geſchlechts findet eine Ausnahme ſtatt; doch giebt es

Prieſter. „Haſt du nicht dein Sabeit und dein Gewand bei der Hand?“

Candidat. „Ich habe es bei der Hand, mein Herr.“

Prieſter. „Wie heißeſt du?“

Candidat. „Ich heiße Naka, d. i. Candidat.“

Prieſter. „Wie iſt der Name deines Meiſters Upize?

Candidat. „Mein Meiſter Upize wird Aſ„ſeinteitatrit (Excellenz) genannt.

„Nach Beendigung dieſer Fragen, nimmt der Lec„tor des Kammua abermals das Wort, und ſagt: „Sehr tugendhafte Herren und Prieſter, die ihr hier „verſammelt ſeyd, ich bitte euch, vernehmt meine „Worte! Dieſer Candidat bittet demüthig von ſei„nem Upize in den heiligen Orden aufgenommen „zu werden, und ich habe ihm bereits die nöthigen Er„mahnungen gegeben. Jetzt haben meine Herren die „ſchicklichſte Zeit hierzu; der Candidat müſſe daher in „die Verſammlung treten, und ſich den Orden von ihr „ausbitten. — Hierauf ſoll der Prieſter ſagen: Tritt „herzu! — Der Candidat ſoll herzu treten, und ſagen: „Ich bitte die Rahans um Ertheilung des prieſter„lichen Ordens. Meine Herren, wenn ihr Mitleiden

auch unter dieſem ihrer viele, die es ſowohl hierin, als auch in anderen Kenntniſſen, welche die Burmanen mittheilen können, ziemlich weit gebracht haben.

Digitized by Google

„mit mir habt, ſo entreißet mich dem Layenſtande, „dem Stande der Sünde und des Irrthums. Nehmt „mich dagegen in den geiſtlichen Stand, den Stand der „Tugend und der Vollkommenheit, auf! — Dieſe „Worte ſoll der Candidat dreimal wiederholen. — „Hierauf ſoll der Kammuazara ſagen: Meine tu„gendhaften Herren, die ihr hier verſammelt ſeyd, mer„ket auf meine Worte! Dieſer Candidat hat von ſeinem „Upize den prieſterlichen Rang begehrt: und der, „welcher dies verlangt, hat keinen Fehl oder ſonſt ein „körperliches Gebrechen an ſich, und iſt auch mit allen „Erforderniſſen *) verſehen. Auch bittet der Candidat „die hier anweſende Verſammlung im Namen des „Upize, ihn ſchleunig zum Prieſter zu machen. Fin„det es die Verſammlung ſchicklich und dienlich, dieſer „Perſon im Namen des Upize die prieſterliche Würde „zu ertheilen? Wer ſolches ſchicklich findet, der ſchweige; „wer aber der Meinung iſt, daß der Candidat dieſes „Ranges unwürdig ſey, der rede. — Dieſe Worte „muß der Lector von der Stelle an, die mit den Wor-

*) Dieſe Erforderniſſe ſind: das Sabeit, ein ſauberes gelbes Gewand, ein großer Fächer, der anſtatt eines Sonnenſchirms zu gebrauchen iſt, eine Matte und ein Kiſſen anſtatt eines Bettes, ein Eimer, um Waſſer darin zu holen, eine Flaſche, um es darin aufzubewahren, eine Trinkſchale, und ein Nachtgeſchirr. Des letzteren Utenſils bedienen ſich bloß die Rahans, und es iſt ſolches unter den anderen Einwohnern gar nicht gebräuchlich. Die Rahans befürchten nämlich, daß ſie vielleicht ein Inſect tödten möchten, wenn ſie ihre Nothdurft auf die Erde verrichten.

„ten „Meine tugendhaften Herren ꝛc.“ anfängt, drei„mal wiederholen. — Dann lieſt er weiter und ſagt: „Da keiner dieſer Prieſter ſpricht, ſondern alle ſchweigen, „ſo iſt dies ein Zeichen, daß der Candidat dazu taug„lich iſt, aus dem Stande der Unvollkommenheit und „der Sünde, in den Stand der Vollkommenheit, und „aus dem Stande eines Laien in den Stand eines Prie„ſters verſetzt zu werden; auch iſt es ein Zeichen, daß „die Verſammlung im Namen des Upize beſchloſſen „hat, dieſen Candidaten zum Prieſter aufzunehmen. „Mit Genehmigung des Upize und der ganzen Ver„ſammlung, wird daher dieſe Perſon hiermit als Prie„ſter ordiniret.

„Der Lector fährt fort zu leſen, und ſagt: Die „Väter müſſen im Schatten anmerken, auf welchem „Fuße, an welchem Tage, in welcher Stunde, zu wel„cher Jahrszeit, ob im Sommer oder im Winter, ob „des Morgens oder des Abends, dieſe Perſon als Prie„ſter ordinirt worden iſt. Und überdies muß der neu „ordinirte Prieſter in Betreff der vier Dinge ermahnet „werden, die den Prieſtern zu thun erlaubt ſind, und „der vier Dinge, die ihnen nicht erlaubt ſind zu thun. „Weshalb ich, der Lector, ihn mit dieſen Worten er„mahne:

„Fürs erſte beſteht der Prieſterorden darin, daß der „Prieſter nur ſolche Speiſe genießt, die er ſich durch die „Anſtrengung und Bewegung der Muskeln ſeiner Füße „verſchafft. Deswegen mußt du, o junger Prieſter,

„dein ganzes Leben hindurch darnach ſtreben, dich nur „von ſolcher Speiſe zu nähren, die du dir durch die „Anſtrengung deiner Füße verſchaffen kannſt. Wenn „aber Almoſen und Opfer im Ueberfluſſe da ſind, das „heißt, wenn deine Wohlthäter zu dir kommen, und „dir Speiſe anbieten, ſo darfſt du rechtmäßiger Weiſe „folgende Arten von Lebensmitteln genießen: 1) Alle „Arten von Lebensmitteln, die den Rähāns über„haupt dargebracht werden; 2) Lebensmittel, die man „dir insbeſondere darbringt; 3) Lebensmittel, die man „dir nebſt einem Schreiben zuſchickt; 4) Lebensmittel, „die an den Tagen des Voll- und Neumondes geopfert „werden; 5) Lebensmittel, die dir deine Wohlthäter an „den Feſttagen ſchenken. Von allen dieſen Lebensmit„teln darfſt du rechtmäßiger Weiſe eſſen. Der neue „Prieſter ſoll antworten: Fürwahr, mein Herr, ich „habe es vernommen *).

*) Wirklich dürfen die Rahans alles eſſen, was ihnen geſchenkt wird, wenn es ſonſt nur zubereitet iſt; denn ſie dürfen kein Feuer anmachen, aus Furcht, irgend ein lebendes Weſen zu tödten. Daß ſie ſich ihre Speiſe durch Anſtrengung ihrer Füße verſchaffen ſollen, iſt ſo zu verſtehen: Alle Morgen, ſobald ſie die Adern auf der Hand deutlich erkennen können, gehen alle Rahans aus ihren Klöſtern, und jeder hat ſein Sabeit unter dem Arme. So gehen ſie einzeln in den Straßen und Dörfern umher, bleiben im Vorübergehen ein wenig vor den Thüren ſtehen, laſſen aber kein Wort von ſich hören. Wenn ihnen nun die Leute etwas ſchenken wollen, oder noch nicht Alles, was hierzu beſtimmt war, ſchon weggegeben haben, ſo kömmt Jemand, gemeiniglich die Hausfrau, heraus, und ſezt die ſchon zubereiteten

„Der Lector lieſ't weiter: Zweitens erfordert der „Prieſterſtand, Kleider zu tragen, die mit Staube be=

Speiſen in das Sabeit, worauf der Rahan ſtillſchweigend und ohne ſich dafür zu bedanken, ſeines Weges geht. Auch bittet er um nichts, wenn es einer Familie nicht gelegen iſt, ihm von ſelbſt etwas zu geben; ſondern er wartet ein Paar Minuten, und ſetzt ſodann ſeinen Stab weiter. Sie ſind in Anſehung dieſes Punktes ſo gewiſſenhaft, daß es einem Rahan ſogar zur Sünde angerechnet wird, wenn er bei dergleichen Gelegenheit nur huſtet, oder ſonſt ein Zeichen von ſich giebt, woraus man allenfalls ſchließen könnte, er habe zur Abſicht gehabt, die Layen an ihre Schuldigkeit zu erinnern. Die meiſten Klöſter haben jedoch nicht nöthig, die Mittel zu ihrer Subſiſtenz auf dieſe Art zuſammen zu betteln, da die Gaben, welche mehrere Rahans von Leuten, deren geiſtliche Räthe ſie ſind, ingleichen den Söhnen wohlhabender Leute von ihren Aeltern, und dem ganzen Convent an Feſttagen und anderen heiligen Tagen zugeſchickt werden, zu ihrem Unterhalte gemeiniglich mehr als hinreichend ſind. Da dieſe Menſchen im eigentlichen Wortverſtande nicht für den morgenden Tag ſorgen, ſo geben ſie das, was ſie täglich übrig behalten, den Thieren, den Armen und hülfsbedürftigen Fremden oder Reiſenden. Um aber dieſen Foderungen zu entſprechen, und dem Buchſtaben dieſes Geſetzes nachleben zu können, ſo machen die Rahans Tag vor Tag ihre Runde, wenn ſie auch keinen Mangel an Lebensmitteln leiden. Dem zu Folge trifft man im burmaniſchen Reiche in einſamen Gegenden keine ſo reich dotirten Klöſter an, wie in manchen Theilen Europa's; ſondern die Klöſter ſtehen immer in der Nähe der Ortſchaften, und ihre Anzahl richtet ſich nach der Menge und Wohlhabenheit der Einwohner. Die ſchönſten Kiaungs in Alt=Ava ſtehen jetzt leer, und in ihren vergoldeten Hallen halten

Digitized by Google

„deckt ſind, Kleider, die man auf die öffentlichen Be„gräbnißplätze geworfen hat. Du, junger Prieſter, „mußt daher dein ganzes Leben hindurch ſolche Kleider „tragen, die mit dem Staube des Feldes beſchmutzt „ſind. Wenn ſich aber, durch deine Gelehrſamkeit, „oder deinen Unterricht hierzu bewogen, mehrere Wohl„thäter bei dir einfinden, dann iſt es dir erlaubt, dich „in folgende Zeuche zu kleiden: nämlich in Zeuche, die „man Chama nennet; in Zeuche von Baumwolle, „Seide oder Wolle; in Zeuche, die man aus der Rinde „gewiſſer Bäume verfertigt; in Zeuche, wozu man die „Federn gewiſſer Vögel nimmt. Von allen dieſen Zeu„chen darfſt du rechtmäßiger Weiſe Gebrauch machen. „Der neue Prieſter antwortet wie zuvor *)

ſich Verbannte und unſaubere Thiere auf. Daher kömmt es denn auch, daß ſich in der Nähe manches ſonſt ſehr berühmten Tempels nicht ein einziger Rahan aufhält. Kaungomodo und Shue Loga tharabu ſind zwei der berühmteſten Tempel, haben einen außerordentlich groſſen Umfang, und werden bei Gelegenheit gewiſſer Feſte von einer ungeheuern Menge Layen beſucht, die der Ruf dieſer heiligen Oerter hierher zieht; da aber die benachbarte Gegend nicht ſo viele Einwohner enthält, als dazu erforderlich ſeyn würden, ein Kloſter zu unterhalten, ſo hält ſich hier auch nicht ein einziger Rahan auf.

*) Einige dieſer Zeuche ſind mir nie zu Geſicht gekommen. Uebrigens ſind die Rahan's mit einem weiten gelben oder gelblichten Mantel angethan, den ſie auf eine ſehr anſtändige und ehrbare Art um ſich ſchlagen. Unter dieſem tragen ſie noch einige kleinere Kleidungsſtücke, auf deren Beſchreibung ich mich aber nicht einlaſſen kann, da ich nie Gelegenheit hatte,

Digitized by Google

„Der Lector lieſt weiter. Drittens bringt es der „prieſterliche Stand mit ſich, daß ſeine Mitglieder in „Häuſern wohnen, die unter den Bäumen der Wälder „erbaut ſind. Deswegen mußt auch Du, neu ordinir„ter Prieſter, dein ganzes Leben hindurch in dergleichen „Häuſern wohnen. Wenn Dir jedoch dein Genie und „deine Lehre viele Wohlthäter verſchaffen, ſo darfſt Du „in Häuſern von folgender Beſchaffenheit wohnen; näm„lich in Häuſern, die mit Mauern umgeben ſind *); in „Häuſern, die oben pyramidenförmig zulaufen **); in „ſolchen Häuſern, die, wie ein Drei-, oder Viereck ge„ſtaltet ſind; in ſolchen, die mit allerlei aus Holz ge„ſchnitzten Blumen und Figuren verziert ſind ***); in

ſie genau in Augenſchein zu nehmen. Sie ſcheeren ſich das Haar und den Bart ab, halten ſich immer ſehr reinlich, und gehen immer barfuß. Keiner trägt Juwelen, oder Zierrathen von Gold und Silber. Wenn es auch noch ſo heiß war, ſah ich doch nie, daß ſie den Körper entblößten, um ſich einige Erleichterung zu verſchaffen; noch viel weniger fällt es ihnen ein, wie die Jogies in Hindoſtan, ganz nackt zu gehen; ſondern ſie kleiden und betragen ſich äußerſt ſittſam und ehrbar.

*) Dergleichen Häuſer darf Niemand beſitzen, als nur Leute von ſehr hohem Range.

**) Dergleichen Häuſer ziemen nur Gott, dem Könige und den Rahans.

***) Dieſe Zierrathen ſieht man nur an ſolchen Gebäuden, die dem öffentlichen Gottesdienſte und milden Stiftungen gewidmet ſind, z. B. an den Kiaungs, Kapellen, und öffentlichen Gebäuden, worin die Reiſenden ihre Unterkunft finden.

Digitized by Google

„ſolchen, worin man Schwibbogen angebracht hat *).
„In ſolchen und anderen dergleichen Häuſern darfſt Du
„hinfuhro wohnen. Der neu ordinirte Prieſter antwor-
„tet wie zuvor **).

*) Es iſt ſonderbar, daß die Kunſt Schwibbogen zu bauen, bei den Burmanen ganz verloren gegangen iſt. An einigen Gebäuden, beſonders zu Pougan und Gnaunqoo, ſiehet man, daß ſie ſich ehemals darauf verſtanden, überaus ſchöne, ſowohl runde als gothiſche Schwibbogen von Backſteinen zu erbauen. Heutzutage iſt aber im ganzen Reiche Niemand zu finden, der im Stande wäre, nur einen Fenſterbogen zu verfertigen. Wirklich iſt die Maurerei gänzlich in Verfall gerathen, da die Regenten allen Privatleuten verboten haben, Häuſer von Steinen oder Backſteinen zu erbauen.

**) Weiter unten werde ich von dieſen Gebäuden ausführlichere Nachricht ertheilen. Für jetzt habe ich weiter nichts zu ſagen, als daß heutzutage wohl ſchwerlich noch Rahans in den Wäldern wohnen. Ihre Kiaungs ſtehen meiſtens an den ſchönſten Plätzen, die in der Nähe der Dörfer, Flecken und Städte zu finden ſind. Rund um ſie her iſt der Boden vom Holz geſäubert, umzäunt und mit ſehr ſchönen Bäumen bepflanzt, z. B. mit Tamarinden, Mangos, Kokosbäumen und Palmira's. Kiaung iſt der Name, welcher einem ſolchen Gebäude, wie ich allenthalben hörte, im burmaniſchen Reiche beigelegt wird, und nur Sangermano bediente ſich dafür des Wortes Bau, oder Boo. Ich hielt damals dieſe Benennung für ein corrumpirtes portugieſiſches Wort; hernach aber brachte ich in Erfahrung (Mus. Borg. p. 24.), daß ſolches in der Paliſprache ſo viel als Kloſter bedeute, und von Bhava, oder Bhavana abſtamme, einem Sanſkritaniſchen Worte, worunter man eine Wohnung verſteht.

Digitized by Google

„Ferner ſagt der Lector: Viertens, Du neuer Prie„ſter, darfſt Du nur von ſolchen Arzneimitteln Ge„brauch machen, die andere Leute als unnütz weggewor„fen haben. Wenn Du Dir aber durch deine Tugend „und Unterrichtsmethode Wohlthäter erwirbſt, ſo iſt „Dir erlaubt, folgende Arzneimittel zu gebrauchen; „als: Buttermilch, Molken, Honig, Zucker, Syrup „und andere dergleichen Dinge. — Der neu ordinirte „Prieſter antwortet: Fürwahr, mein Herr, ich habe „dies vernommen *).

„Der Lector des Kammua ſagt ferner: Da man „Dich nunmehr in den Orden der Prieſter aufgenom„men hat, ſo darfſt Du hinführo nicht mehr, wie die „Layen, irgend eine Art von Unzucht treiben, weder mit „Dir ſelbſt, noch mit anderen, weder mit einem Manne, „noch mit einem Weibe, noch mit einem Thiere. Ein „Prieſter, der eine Sünde dieſer Art begeht, iſt nicht „werth, für einen Prieſter gehalten zu werden, oder „dem heiligen Orden anzugehören. Womit ſoll man „eine ſolche Perſon vergleichen? So wenig einem ent„haupteten Manne der Kopf wieder aufgeſetzt und der„ſelbe beim Leben erhalten werden kann: eben ſo wenig „kann ein Prieſter, der ſich, wie die Layen, durch Hu„rerei, oder ein ähnliches Vergehen, verſündigt hat, „und deswegen aus dem Orden der Prieſter geſtoßen

*) In der That machte ich die Bemerkung, daß die Prieſter ſtets willig und bereit waren, jedes Arzneimittel einzunehmen, das ihnen verſchrieben wurde.

Digitized by Google

„worden iſt, je wieder demſelben einverleibt werden. Du „mußt Dich daher dein ganzes Leben hindurch hüten, „junger Prieſter, daß Du Dich nie durch eine ſolche That „verſündigeſt. — Der neu ordinirte Prieſter ſoll ant„worten: Fürwahr, mein Herr, ich habe deine Worte „vernommen *).

„Der Lector ſagt ferner: Es iſt einem Rähān „durchaus nicht erlaubt, zu ſtehlen, oder nur ſo viel zu „entwenden, als eine Drachma Silber an Werth hält. „Wenn ein Prieſter auch nur ſo viel an Werth ſtiehlt, „als dies, ſo macht er ſich ſeiner Würde verluſtig, und „verdienet nicht länger ein Mitglied des heiligen Ordens „zu ſeyn. Ein ſolcher Prieſter gleicht einem verwelkten

*) Sonach ſcheint es, als wenn unter den Burmanen widernatürliche Sünden im Schwange gegangen wären. Aus einigen alten Nachrichten von Pegu erſiehet man, daß dies wirklich der Fall war, und daß einige äuſſerſt abgeſchmackte Verordnungen exiſtirten, die darauf abzweckten, dieſen Verbrechen Einhalt zu thun. Heutzutage bekümmert ſich Niemand mehr (ſo verſicherte man mich wenigſtens) um dieſe Verordnungen, und in den Klöſtern werden alle jene Schandthaten, die dazu Anlaß gaben, noch bis auf dieſe Stunde getrieben. Die jetzt regierende königliche Familie dachte von jeher zu weiſe, als daß ſie ſich von dieſen albernen Veranſtaltungen einige Wirkſamkeit verſprochen hätte, und die große Anzahl feiler Dirnen und Weiber, die unter gewiſſen Bedingungen in jedem nur einigermaßen beträchtlichen Orte geduldet werden, mag wohl das ſicherſte Mittel ſeyn, noch gröberen Ausſchweifungen einigermaßen zu ſteuern.

Digitized by Google

„Baumblatte: ſo wie dies nie wieder grünet, eben ſo iſt „ein Prieſter, wenn er auch nur ſo viel entwendet, als „eine einzige Drachma Silber beträgt, dem heiligen Or„den ganz abgeſtorben. Hüte Dich daher, junger Prie„ſter, dein ganzes Leben hindurch, vor dem Diebſtahle. „— Der junge Prieſter antwortet, wie zuvor.

„Der Lector ſagt ferner: Es iſt keinem Prieſter er„laubt, irgend ein Thier, wenn es auch nur das kleinſte „Inſect wäre, ums Leben zu bringen. Wenn ein Rä„hān auch nur dem verächtlichſten Inſect das Leben „nimmt, ſo darf er nicht länger ein Prieſter, oder vom „heiligen Orden ſeyn. Womit ſoll man einen ſolchen „Prieſter vergleichen? Er gleicht einem Felſen, der „mitten von einander geborſten iſt. So wenig es mög„lich iſt, die beiden Hälften dieſes Felſens wieder zuſam„men zu fügen, eben ſo wenig kann ein ſolcher Menſch „zu den Prieſtern, und zum heiligen Orden gerechnet „werden. Du mußt Dich daher dein ganzes Leben hin„durch ſorgfältig in Acht nehmen, neu ordinirter Prie„ſter, daß Du nie eine Mordthat verübeſt. — Der „neu ordinirte Prieſter antwortet wie zuvor.

„Der Lector des Kammua ſagt ferner: Wer in „den Prieſterorden aufgenommen wird, darf ſich durch„aus nicht für einen Heiligen, für eine Perſon auszuge„ben, die übernatürliche Gaben beſitzet; ſolche Gaben, „wie die, welche man Meipo oder Zian zu nennen „pflegt. Eben ſo wenig iſt es ihm erlaubt, ſich für ei„nen Eremiten, für einen Mann auszugeben, der ſein

„größtes Vergnügen daran findet, in der Einſamkeit zu „leben. Ein Prieſter, den der Stolz verleitet, ſich un„verſchämter Weiſe zu rühmen, daß er die übernatürli„chen Gaben Meipo und Zian erhalten habe, und „zum Nieban*) gelangt ſey, iſt nicht länger ein Prieſter „des heiligen Ordens. Womit ſoll man ihn vergleichen? „So wie ein Palmbaum, den man mitten von einander „geſchnitten hat, nie wieder zuſammengefügt werden „kann, ohne daß er verdorret; eben ſo wenig kann ein „hoffärtiger unwürdiger Prieſter im heiligen Orden blei„ben und darin gedeihen. Hüte Dich daher, junger „Prieſter, dein ganzes Leben hindurch, vor dergleichen „ſtrafbaren Handlungen! — Der junge Prieſter ſoll „antworten: Fürwahr, mein Herr, ich habe Alles ver„nommen, was Du mir bis jetzt geſagt haſt."

Ende des Buchs Kammua.

Der Monat Namiaung, der zweite des burmaniſchen Jahres, iſt die Zeit, in welcher junge Leute in den Orden der Prieſter aufgenommen werden. Da wir uns bei dieſer Jahreszeit in Rangoun befanden, ſo

*) Was unter Zian und Nieban zu verſtehen ſey, iſt bereits erklärt worden. Unter Meipo verſteht man meines Wiſſens die Prärogativen, welche diejenigen in Ausübung bringen, die ſich aller irrdiſchen Angelegenheiten gänzlich entſchlagen haben, und ihre Zeit bloß der Beſchauung göttlicher Dinge widmen. Was für ein himmelweiter Unterſchied zeigt ſich hier zwiſchen den Prieſtern der Burmanen und jenen der Hindus!

Digitized by Google

hatte ich zum öfteren Gelegenheit, einen Theil dieſer Ceremonie mit anzuſehen. Einige Tage vorher, ehe die jungen Leute den Ordenshabit anlegten, veranſtalteten ihre Aeltern ſtattliche Gaſtereien. Ihren Häuſern gegenüber hatte man auf freier Straße große Hütten erbaut, die mit Fahnen und einer Menge theils natürlicher, theils künſtlicher Blumen geſchmückt waren. Hier fanden ſich gewöhnlich vier bis fünf Candidaten ein, die ſich ſo bunt, als möglich herausgeputzt hatten, unbeweglich da ſaßen, und die Gelenkſamkeit der tanzenden Mädchen bewunderten, oder über die Grimaſſen der Schauſpieler und Poſſenreißer lachten. Dieſe Zeit über, und wenigſtens einmal des Tages, wurden die Candidaten in feierlicher Proceſſion, die zuweilen aus fünf bis ſechs hundert Menſchen beſtand, durch die Stadt geführt. Folgende Ordnung, die ich bei einer dieſer Proceſſionen wahrnahm, läßt auf das Ganze ſchließen:

1. Trommelſchläger und burmaniſche Hautboiſten.

2. Junge Frauensperſonen im größten Staat, die Köpfe mit Flittergold geſchmückt, mit Gummiblumen, und den Flügeln eines ungemein ſchönen Käfers, dem Buprestis ignita des Linnäus.

3. Schön gekleidete junge Frauensperſonen mit Gefäßen auf dem Kopfe, die mit Obſt und Blumen gefüllt waren, ein Opfer für den Tempel.

4. Die Väter und männlichen Anverwandten der jungen Leute, nebſt ihren Bedienten, welche Staats-

ſchwerter und andere vom Könige ertheilte Ehrenzeichen trugen. Hierbei befand ſich unter andern ein Zaregye, ein Beamter, der in der Stadt einen anſehnlichen Rang bekleidet.

5. Schön gekleidete Weiber, die auf dem Kopfe Töpfe voll Reis trugen, ein Geſchenk für die Rähäns.

6. Gerüſte von Bamburohr, deren jedes vier Männer auf den Schultern trugen, und auf welchen eine Nachbildung des Padezabayn ruhte. Dieſe beſtand aus einem großen aufrechtſtehenden Bambu, das in der Mitte befeſtigt war, und worin eine Menge kleinerer ſtaken, die eben ſo viele Zweige vorſtellten, und mit Flittergold und Gummiblumen geſchmückt waren. Ganz oben war ein Sonnenſchirm angebracht, und an den Zweigen hiengen die verſchiedenen Geräthſchaften, deren ſich die Rähäns zu bedienen pflegen; z. B. Sabeits, Fächer, Waſſereimer, Flaſchen u. ſ. w.

7. Weiber, die auf dem Kopfe Kiſſen von ausgeſtopften Matten trugen, und worunter ſich einige ſehr ſchöne Stücke befanden. Dieſe waren ebenfalls zum Geſchenk für die Rähäns beſtimmt.

8. Ein Geſchenk, das aus Matten und kleinen Teppichen beſtand, deren ſich die Rähäns ſtatt der Betten bedienen. Weiber trugen dieſes Geſchenk ebenfalls auf den Köpfen.

9. Gelbes Zeuch, zur Kleidung für die Rähäns, das zuſammengerollt, mit Blumen umwunden war, und ebenfalls auf dem Kopfe getragen wurde.

10. Die Candidaten, jeder auf einem Gerüſte von Bamburohr, das vier Mann trugen. Sie hatten koſtbare Kleider von Sammet an, die mit goldenen Treſſen beſetzt waren, trugen auch ſonſt noch allerlei Zierrathen von Gold, und der Kopf war mit Flittergold und Gummiblumen bedeckt.

11. Ein Karren, der von zwei Büffeln gezogen wurde, und mit Fahnen, Blumen, und andern dergleichen Dingen geſchmückt war. Auf dieſem Karren ſaßen die Tänzerinnen und eine Bande Muſikanten.

12. Die Mutter und Verwandtinnen der jungen Leute.

13. Einige bei dem Gouvernement angeſtellte Beamten, nebſt ihren Bedienten und Ehrenzeichen, aber nicht in ihren Staatskleidern. Unter ihnen befand ſich auch der Akunwan, oder Landſteuereinnehmer der Provinz, ein armeniſcher Chriſt.

Das Ganze ſah ziemlich bunt aus, und mochte viel Geld koſten. Die Frauensperſonen waren insgeſammt in Seide und Muſſelin gekleidet. Mehrere hatten die feinſten Muſſelinkleider an, und viel Gold und Silber an ſich hängen. Alle trugen Sandalen von ſcharlachfarbenem Tuch. Ihr Betragen war ungezwungen, aber anſtändig und manierlich. Bei andern Prozeſſionen ſaßen die Candidaten zu Pferde.

Wenn nun die jungen Rähäns einige Tage hindurch alle Freuden und Herrlichkeiten der Welt genoſſen

haben, ſo müſſen ſie allen ſinnlichen Vergnügungen gute Nacht ſagen. Man führt ſie in die Verſammlung der Rähāns, um ſich ordiniren zu laſſen. Hier wird ihnen aller Schmuck abgenommen, und das Haar abgeſchoren; ſie legen die gelbe Kleidung an, und laſſen ihre Aeltern, die Welt und Alles dahinten.

Man wird bemerkt haben, daß bei den Prozeſſionen keine Rähāns vorkamen, und das Nämliche gilt überhaupt von allen Religionsfeierlichkeiten, die ich von Layen veranſtalten ſah. An Hauptfeſten laſſen es ſich die Layen ſehr angelegen ſeyn, das Wohlgefallen Gottes durch allerlei Arten von Vergnügungen zu verdienen; durch Wettkämpfe, Tänze, Muſik, Schauſpiele und Feuerwerke. Bei andern Gelegenheiten ſuchen ſie die Gunſt Godama's durch Opfer und Gebete in den Tempeln zu erflehen.

Zu den Verehrern des Buddha gehören unter andern auch die So-ge, oder Einſiedler, die ſich einer ganz beſondern Heiligkeit rühmen, die aus der Abtödtung ihrer Leidenſchaften und Begierden entſpringen ſoll. Sie müſſen ſich in den Wäldern, in Hölen und unterirdiſchen Wohnungen aufhalten, wovon man uns unweit Gnaugoo noch allerhand Ueberbleibſel zeigte. Von einem dieſer Eremiten, Namens Menu, ſoll der Codex der burmaniſchen Geſetze herrühren; ein Mährchen, das wahrſcheinlich in der Abſicht erfunden ward, ihnen deſto mehr Anſehen zu verſchaffen. Dieſer nämliche Menu ſoll zugleich, wie die Braminen vorgeben, der Er-

Digitized by Google

ſinder ihrer Geſetze geweſen ſeyn; wenn man aber jene beiden Legenden mit einander vergleicht, ſo ergiebt ſich, daß der Menu der Braminen von dem Menu der Burmanen eben ſo verſchieden war, wie es jene beiden Geſetzbücher in Hinſicht auf ihren Zweck und die Gerechtigkeitsliebe, noch bis auf den heutigen Tag ſind. Die Anzahl der So-ges ſcheint heut zu Tage im burmaniſchen Reiche ſehr unbedeutend zu ſeyn; wenigſtens iſt mir nicht ein einziger zu Geſicht gekommen. Deſto zahlreicher ſind ſie aber noch jetzt in Hindoſtan, wo ſie Jogies genannt werden, ſich äußerſt unanſtändig aufführen, und ſowohl auf den Straßen, als in allen Häuſern mutternackt umherlaufen. Sie gehören nicht zum Orden der Braminen, und ich halte ſie für Ueberbleibſel der Gymnoſophiſten, deren die ältern Schriftſteller erwähnen, und die von oberflächlichen Alterthumsforſchern mit den Braminen verwechſelt worden ſind. Paulinus, in ſeiner Beſchreibung des borgianiſchen Muſeums, verwechſelt dieſe Zo-ges, Jogies, oder nach ſeiner Schreibart, die Yoguis, überall mit den Samanen oder Rähāns, ohne jedoch einen Grund anzuführen. Die Burmanen ſprachen nie von ihnen, ohne ſie als zwei verſchiedene Orden zu betrachten. Im Grunde betrachtet, haben von jeher alle Religionen ihre Zo-ges gehabt. Menſchen, die, in der Abſicht die Gnade Gottes zu erwerben, das erbärmlichſte Leben führten, oder vorgaben, ſich durch die Bezähmung ihrer Leidenſchaften einen vorzüglich hohen Grad der Heiligkeit erworben zu haben, und eben dadurch von der Schwäche ihrer Nebenmenſchen Vortheil

zu ziehen ſuchten, ſind von jeher bei allen rohen und uncultivirten Völkern, wie immer ihre Religion beſchaffen ſeyn mochte, nicht ſelten geweſen, und ich irre gewiß nicht, wenn ich die Zo=ges für eben ſolche Betrüger oder betrogene Menſchen halte.

Ich habe bereits angeführt, daß Godama den Befehl hinterließ, ſeinen Bildniſſen und Reliquien göttliche Ehre zu erweiſen. Alle große und berühmte Tempel, die meiſtens wie Pyramiden gebaut ſind, enthalten einige dieſer Reliquien; z. B. einen Zahn, einen Knochen, ein Haar oder ein Kleidungsſtück. In den Tempeln, worin dergleichen heilige Reliquien aufbewahrt werden, verrichten die Frommen gewöhnlich ihr Gebet und bringen ihre Opfer dar. Die Pyramiden ſind meiſtens ſehr groß, von harten Backſteinen aufgeführt und übertüncht. Sie ſtehen gewöhnlich auf einer außerordentlich hohen Terraſſe. Die Baſis der Pyramide iſt meiſtens von zwei Reihen kleinerer Pyramiden umgeben, und ganz zuoberſt iſt allemal ein Sonnenſchirm angebracht, der aus eiſernen Stangen beſteht, die wie Filigran gearbeitet und mit Glöckchen geziert ſind. Mehrere dieſer Pyramiden, ſind drei bis fünfhundert Fuß hoch. Bei den größern Tempeln iſt der Schirm nebſt dem obern Theile der Pyramide, zuweilen aber auch die ganze Pyramide, über und über vergoldet: und wenn das iſt, ſo wird ein ſolches Gebäude Schue (das goldene) genannt. Andere Tempel von ähnlicher Bauart, nur mit dem Unterſchiede, daß die Pyramiden hohl ſind, enthalten die Bildniſſe Godama's, die ſeine

Jünger anbeten. Dieſe beiden Arten der Tempel, werden Bura genannt. Herr Loubere ſchreibt dafür Pra, und ſagt, es bedeute ſo viel als ehrwürdig. Sie gebrauchen dieſen Ausdruck nur von Gott, ſeinen Abbildungen, Reliquien, Tempeln und Prieſtern; oder vom Könige und denen die in ſeinem Namen regieren. Ein Untergeordneter legt ihn den geringſten Regierungsoffiziaten bei; aber ein Höherer gebraucht ihn nie von einem Unteren, ſo wie etwa unſer König ſeine Adelichen Mylord, oder auf ähnliche Art zu nennen pflegt. Eben ſo wenig wird die Benennung Bura je einem Fremden beigelegt, ſondern Jeder der von einem Europäer gewiſſermaaßen abhängig iſt, nennet ihn Thakiayn, oder Mayn, welches ſo viel als Prinz bedeutet; aber nie wird er ihn Bura nennen. Wiewohl nun aber dieſer Ausdruck dergleichen Tempeln beigelegt wird, ſo geſchieht ſolches doch nur Reſpects wegen, denn in der burmaniſchen Sprache werden ſie eigentlich Zedee genannt.

Ob nun gleich mehrere große Tempel ſolche Bilder enthalten, die für beſonders heilig geachtet werden, ſo ſtehen doch eine weit größere Anzahl jener Bilder, die der öffentlichen Anbetung gewidmet ſind, in Kapellen, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, die jene Pyramiden umgeben, welche die Reliquien Godama's enthalten, und von den Burmanen Bura Kiaung genannt werden. In allen dieſen Bildern iſt Godama als ein junger Mann vorgeſtellt, der ein freundliches Geſicht macht, worin die charakteriſtiſchen Geſichtszüge der

Burmanen ſtark ausgedrückt ſind, und gewöhnlich iſt er in der Kleidung eines Rähān abgebildet. Seine Attiduden ſind ſehr verſchieden. Die gewöhnlichſte iſt die, daß er mit kreuzweis über einander geſchlagenen Beinen auf einem Throne ſitzt, die linke Hand, in der er ein Buch hat, auf den Schenkel legt, und die rechte über das Kniee herabhängen läßt. Andere Bilder ſtellen ihn in aufrechter Stellung vor, und zwar auf viererlei Art, ſo daß die Haltung der Hand immer ein wenig verſchieden iſt. Auch ſieht man ihn auf die Manier abgebildet, daß er auf einem Ruhebette liegt, und einige Kiſſen unter dem Kopfe hat. *) Der Thron, worauf er ſitzt, ſieht genau ſo aus, wie der königliche Thron. Paulinus bildet ſich ein, wenn die Hindus ihre Götter auf eine ſolche Art abbildeten, daß ſie auf Lotusblättern ſchwämmen, ſo gründe ſich dieſes auf unvollſtändige Nachrichten von der allgemeinen Sündfluth, und ſeine ſchöpferiſche Phantaſie macht ſodann die wichtige Entdeckung, als wenn die einfachen Verzierungen dieſer Thronen den prächtigen Blättern der gedachten Blume ſehr ähnlich ſähen. Die Bildniſſe des Gottes beſtehen aus ſehr verſchiedenen Materialien; aus Thon, Kupfer, Silber oder Alabaſter. Manche ſind ganz, andere zum Theil, vergoldet, und ſtellenweiſe mit gemalten Blumen geſchmückt. Auch in Anſehung ihrer Größe ſind dieſe Bilder ſehr verſchieden; denn einige ſind nicht über ſechs Zoll hoch, da hingegen andere eine koloſſaliſche Statur haben. In Alt-Ava ſah ich ein Bild dieſer Art, das

*) Mus. Borg. p. 67.

aus einem ungeheuern Alabaſterblock beſtand, und den Gott in ſitzender Poſitur vorſtellte. Ich hatte keine Gelegenheit ſie zu meſſen, aber die Finger ſchienen mir ſo groß und dick zu ſeyn, wie die Arme und Beine eines ſtarken Mannes. Hieraus ſchließe man, was für eine enorme Größe die ganze Figur hatte!

Ein anderer Gegenſtand, den die Anbeter Godama's ganz außerordentlich verehren, ſind eine Art ziemlich großer Steine, auf welchen man allerlei Hieroglyphen eingehauen hat, die, der Sage nach, die Fußtapfen des Gottes ſeyn, oder ſie wenigſtens vorſtellen ſollen. Die Hieroglyphen auf den verſchiedenen Steinen dieſer Art, die mir zu Geſicht kamen, ſahen einander nicht ähnlich. In der burmaniſchen Sprache nennet man dieſe Steine Kyedobura, oder den verehrlichen königlichen Fuß. Einer derſelben, auf dem Berge Amala Saripadi*) in der Inſel Ceylon, hat zu verſchiedenen fabelhaften Erzählungen Anlaß gegeben. Chriſten, Juden und Mahomedaner ſind darin einverſtanden, daß dieſer Berg der Adamspik heiße, und daß Adam auf jenem Steine einen ſeiner Füße abgedrückt habe.

Außer dieſen Gegenſtänden der Anbetung, ſtehen um und neben den Tempeln der Burmanen mehrere Bildſäulen. Die vornehmſten Jünger Godama's,

*) Stephen's Ueberſetzung des Faria y Souza, T. 2. p. 4. c. 19. §. 25.

beſonders ſeine beiden Lieblinge Mokela und Saribout, ſo wie mehrere andere, die dem Gotte während ſeines Aufenthalts auf Erden Beiſtand leiſteten, werden von ſeinen Anhängern als Heilige verehrt: und mehrere Bilder dieſer Heiligen, die als Rähāns gekleidet ſind, ſtehen neben jenen ihres Herrn und Meiſters als Geſellſchafter. Mokela und Saribout nehmen immer die vornehmſten Stellen ein. Der eine ſitzt dem Godama zur Rechten, der andere zur Linken. Die Bilder der andern Heiligen ſind in der Stellung abgebildet, als wenn ſie ihn anbeteten. In einigen Kapellen ſind mehrere Bilder dieſer Heiligen aufgeſtellt, ohne daß eine des Gottes dabei ſteht. In den Tempeln nimmt man vielfältig eine Gruppe wahr, die durchgehends aus weiblichen Figuren beſteht, und eine gewiſſe Prinzeſſin nebſt ihrem Gefolge vorſtellt. Die Prinzeſſin liegt auf den Knieen und bringt dem Gotte ihr ſchönes langes Haar zum Opfer. Man erzählt nämlich, dieſe Prinzeſſin habe einſt dem Godama, als er in Gefahr geweſen ſey in einem Fluſſe zu ertrinken, dadurch das Leben gerettet, daß ſie ihm ein aus ihren Haaren verfertigtes Seil zugeworfen habe. An den Enden der Mauern, die an den Terraſſen hervorſpringen, wo man zu den Tempeln hinan geht, iſt gewöhnlich die Figur des Kochs angebracht, der bei dem Godama in Dienſten ſtand; ein dicker ungeſtalteter Kerl, der übrigens poſſierlich genug ausſieht. Außer den menſchlichen Figuren ſind in den Tempeln der Burmanen auch noch eine Menge Thiergeſtalten vorhanden; z. B. Elephanten, Affen u. ſ. w. beſonders aber liegende Löwen von ganz außerordentlicher Größe.

Wiewohl nun die Burmanen jene Jünger, Perſonen und Thiere, wegen der Dienſte, die ſie dem Godama geleiſtet haben, ſehr in Ehren halten, ſo kömmt es ihnen doch gar nicht in den Sinn, ihre Bildniſſe anzubeten; auch muthen ſie ihnen, ſo viel ich in Erfahrung bringen konnte, nicht einmal zu, daß ſie ſich bei Gott für ſie verwenden ſollen. Noch viel weniger fällt es ihnen ein, die Götter der Braminen um Beiſtand anzuflehen; eine Gewohnheit, die zum Theil bei den Eingaleſen, oder urſprünglichen Bewohnern von Ceylon eingeführt ſcheint. Indeſſen hat es allerdings ſeine Richtigkeit, daß die Burmanen die Götter der Braminen ſehr genau kennen, und mehrere Legendenbücher beſitzen, worin ihre Abentheuer, beſonders die des Rama, König von Baranudee beſchrieben ſind; ſie betrachten aber alle dieſe Perſonen bloß als Heroen, als merkwürdige Menſchen, die nur in ſofern Bewunderung verdienen, als ſie ganz außerordentliche Thaten vollbrachten. In einigen ihrer Tempel, und in den ausgehauenen Verzierungen an ihren Kiaungs und an den Häuſern, die zur Aufnahme der Fremden und Reiſenden beſtimmt ſind, ſieht man die Thaten dieſer Helden, und die der Nat, abgebildet. Die Figur Godama's kömmt unter ihnen am öfterſten vor.

Jeder ächte Verehrer Godama's verrichtet vor Schlafengehen und des Morgens, bevor er aufſteht, welches gewöhnlich mit Tagesanbruch geſchieht, ſein Gebet. Die alten Leute, ſowohl Männer als Weiber, ſind in der Beobachtung ihrer Andachtsgebräuche weit eifriger

als die jungen, wie dies wohl in allen Ländern, wo man die Frauensperſonen nicht bis zum Viehe herabgewürdigt hat, der Fall ſeyn mag. Wann ſie beten, bedienen ſie ſich einer Art Roſenkränze von Ambrakügelchen, oder gewiſſen Saamenkörnern, beſonders von der Canna Indica Lin. und der Caesalpina oleoſperma Rox. Die erſtgenannte Pflanze iſt beſonders dem Buddha geheiligt, weil ſie, als er ſich einsmals an einen Stein ſtieß, und den Fuß aufritzte, aus ſeinem Blute entſproſſen ſeyn ſoll. Es kam mir vor, als hätten die Burmanen gewiſſe in der Paliſprache verfaßte Gebetsformeln; wenigſtens konnte ich von ihren Gebeten weiter kein Wort verſtehen, als daß ſie öftere Wiederholungen de Namen ihrer Götter enthielten; dies konnte aber eben ſowohl von der Art und Weiſe herrühren, nach welcher ſie ſolche abſangen. Die Prieſter ſind gehalten, tagtäglich gewiſſe gottesdienſtliche Verrichtungen zu beſorgen, wie zum Beiſpiel das Meßopfer iſt: doch müſſen ſie bei der Einweihung ihrer Tempel, oder Kiaung, ingleichen an Feſttagen, an welchen man ihnen Geſchenke verehrt, gewiſſe vorgeſchriebene Gebete herſagen. Die Frauensperſonen rufen in allen ihren Leibes- und Seelen-Nöthen, z. B. wenn es donnert, oder wenn ſie auf einer Waſſerfahrt von einem Windſtoße überfallen werden, die Nat an; und wenn ſie ihre Feldfrüchte einärndten, legen ſie welche auf den Kopf, wenden ſich nach allen vier Himmelsgegenden, und ſchreien die Nat an; entweder weil ſie wünſchen von ihnen geſchützt zu werden, oder um zu zeigen, daß ſie bereit ſind, alle Lebensgenüſſe mit dieſen liebenswürdigen Weſen zu theilen.

Digitized by Google

Außer dieſen Privatandachten iſt die Gewohnheit bei ihnen eingeführt, in den Tempeln öffentliche Opfer darzubringen. Der König ſendet ſein Opfer täglich in einen kleinen, innerhalb ſeines Palaſtes befindlichen, Tempel. Auch andere Leute bringen von Zeit zu Zeit ihre Opfer dar, beſonders wenn es ihnen oder ihren Angehörigen nicht ganz nach Wunſche geht. Die gewöhnlichen Zeitpunkte, wo man in den Tempeln zu opfern pflegt, ſind aber die vier Mondsphaſen; vorzüglich die Tage des Neumonds und Mondswechſels, die mit Recht die Sabbathe der Burmanen genannt zu werden verdienen. Den Freitag halten ſie für einen unglücklichen Tag; übrigens halten ſie aber keinen Wochentag für heilig, welches ſich vermuthlich, wie bei ſo vielen anderen Völkern, auf die Eintheilung der Zeit gründet. Während unſers Aufenthalts zu Amarapura machte ich die Bemerkung, daß die Burmanen an ihren Sabbathstagen von Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang faſteten; auch erzählte man mir, daß Leute, die ſehr bigott wären, die Nacht, die auf dergleichen heilige Tage folge, niemals in ihren Wohnungen zubrächten; nachher aber habe ich erfahren, daß dieſes ſtrenge Faſten nur alle Quartale beobachtet wird, die folglich als eben ſo viele Buß- und Faſttage zu betrachten ſind.

Die Opfer, welche in den Tempeln dargebracht werden, ſind von allerlei Art. Sie beſtehen aus abgeſottenem Reiß, Obſt, beſonders Kokosnüſſen, und allerlei ſonderbaren Figuren, von Papier, Blattgold, und

ausgeſchnittenen Kokoskernen, die am häufigſten vorkommen. Die Reichen opfern ungemein ſchöne weiße Sonnenſchirme, mit goldenen Verzierungen, große Pantoffeln, Röhre, Ruhepolſter, und allerlei Geräthſchaften, die aus den ſchönſten Materialien verfertigt und ſtark vergoldet ſind. Dies alles bewahrt man in den Tempeln, oder Kapellen, zum Gebrauche der Gottheit auf. Die Aermern, welche keine ſo koſtbaren Opfer darbringen können, ſchneiden dergleichen Geräthſchaften von Papier aus. Alle dieſe Opfer werden vor dem Gott, oder ſeinen Tempeln, auf Altären, oder hölzernen Bänken, niedergelegt; und was eßbar iſt, giebt man den Krähen und Hunden preiß. Leute, die in Gefahr waren, auf dem Waſſer zu verunglücken, verehren dem Gotte Modelle von Schiffen oder Booten, unter denen es welche giebt, die überaus nett gearbeitet ſind. Eine der gewöhnlichſten Arten, wodurch Mancher dem Gotte ſeine Devotion bezeigt, iſt die, daß er ein Stück an ſeinem Tempel vergoldet, woher es denn kömmt, daß mehrere Tempel ſo buntſchäckigt ausſehen. Die Freigebigkeit des Königs hat ſich ſo weit erſtreckt, daß auf ſeine Veranſtaltung bereits mehrere große Tempel ganz neu vergoldet ſind. Man verſicherte uns, dieſer Theil ſeiner Ausgaben erſtrecke ſich jährlich auf 20,000 Peiththa Silber, oder beinahe 86,805 Pfund dieſes köſtlichen Metalls. Der Eimſché mayn, oder präſumtive Thronerbe, macht in dieſer Hinſicht ebenfalls einen ziemlich großen Aufwand. Als wir den berühmten Tempel Ananda in Augenſchein nahmen, erzählte uns der Mann, dem die Aufſicht über die vom Prinzen veranſtalteten Repara-

Digitized by Google

turen anvertraut war, es wären vier Peiththa reinen Goldes*) dazu beſtimmt, dieſen Tempel von innen zu vergolden. Die Wege, welche zu den vornehmſten Tempeln führen, die in der Nähe volkreicher Ortſchaften ſtehen, ſind an heiligen Tagen auf beiden Seiten mit Buden und kleinen tragbaren Kramläden beſetzt, in welchen man Blattgold, verziertes Obſt, natürliche und künſtliche Blumen, und andere ſolche Dinge zum Verkauf ausbietet, ſo daß ſich die Andächtigen, im Hingehen nach dem Tempel, mit allem verſehen können, was ſie zu opfern Willens ſind. Die Frauensperſonen machen unter dieſen andächtigen Seelen bei weitem den größten Theil aus, gehen Truppweiſe mit einander, und erſcheinen in vollem Staate. Sie begeben ſich in die Gallerieen und Häuſer, die man zur Bequemlichkeit derer erbaut hat, welche die Tempel beſuchen. Hier verſammeln ſie ſich haufenweiſe, bringen ihren Putz in Ordnung, und machen ihre Opfer zurecht. Wenn ſie nun lange genug mit einander geplaudert, gelacht und geſcherzt haben, ſo gehen ſie in den Tempel, fallen auf die Kniee, ſagen ihr Gebet her, opfern ihre Gaben, und ziehen wieder ab. Blutige Opfer würden die Anhänger des menſchenfreundlichen Godama verabſcheuen.

Die zwei Hauptfeſte, die wir mit anſahen, wurden am Neujahrstage und zu Ende der Faſten gefeiert. Während des erſten befanden wir uns zu Pegue, und waren bei allen Spielen und Beluſtigungen zugegen, die

*) Ungefähr 830 Pfund.

Digitized by Google

während der Feier deſſelben veranſtaltet wurden. Man divertirte ſich nur einen einzigen Tag in dem großen Tempel Shue-Modo, und an demſelben ward darin, wir müßten es denn nicht wahrgenommen haben, kein Gottesdienſt gehalten. Der ſonderbarſte Zeitvertreib während dieſes Feſtes beſteht darin, daß die Leute einander mit Waſſer beſpritzen, was dem Pöbel vielen Spaß macht. Am letzten Tage des Feſtes iſt es nämlich von früh bis auf den Abend erlaubt, daß die Mannsleute die Frauensperſonen, und dieſe die Mannsleute mit Waſſer beſpritzen dürfen, und nur die ſchwangern Weiber ſind hiervon ausgenommen. Alle jungen Leute ſehen dieſem Tage mit Freuden entgegen, und Jedermann iſt guter Laune, da ſich nicht leicht der Fall ereignet, daß das eine Geſchlecht das andere beleidigt.

Zu Ende der Faſten, und den ganzen Monat Sabeen giut hindurch, werden jeden Abend Illuminationen veranſtaltet. Vor jedem Hauſe ſteht eine Art Maſtbaum, an welchem eine oder mehrere Lampen hängen. Im königlichen Palaſte war eine mit Lampen behangene Pyramide errichtet, deren Höhe wenigſtens 150 Schuhe betrug, und die auf einem Gerüſte von Bambusrohr ruhete. Wenn man dieſe Beleuchtung von Amarapura aus den Wohnungen der Deputirten betrachtete, ſo nahm ſich ſolche über den See hin, welcher dieſe Häuſer von der Stadt trennt, ganz vortrefflich aus. Um dieſe Zeit finden ſich die Adelichen aus allen Theilen des Reichs bei Hof ein, um dem Könige ihren Reſpect zu bezeigen. Wir ſahen bei dieſer Gelegenheit

eine Abbildung des Berges Mienmo, die man im äuſſern Vorhofe des Palaſtes aufgeſtellt hatte. Sie war aus Papier und Bambusrohr verfertigt, und ganz ſo beſchaffen, wie ſie der Miſſionar Sangermano beſchrieben hat.

An den Haupttagen dieſes Feſtes, und in den darauf folgenden Nächten, iſt es, als wenn das Wettringen, Tanzen und Muſiciren, die Prozeſſionen, Feuerwerke, Illuminationen und theatraliſchen Beluſtigungen gar kein Ende nehmen wollten. Doch, alles dies zu beſchreiben, iſt hier der Ort nicht.

Was ich nun noch über die Religion Godama's zu ſagen habe, iſt dies, daß die Burmanen, ſo viel aus allen Nachrichten, die ich hierüber einziehen konnte, hervorgeht, ihre Religion, ihre Geſetze und Staatsverfaſſung, von den Bewohnern Arakan's erhielten, einem Volke, das dieſelbe Sprache redet, wie ſie, und in Erwägung dieſer Umſtände oftmals Myamma-gye, oder Groß-Burma genannt wird. Dies ereignete ſich vor nunmehro ſechshundert Jahren; die Einwohner von Pegue und Arakan, hatten aber dieſe nämlichen Geſchenke weit früher aus Ceylon erhalten. Ehe dies geſchah, war das burmaniſche Reich wahrſcheinlich von einzelnen Volksſtämmen bewohnt, die in eben dem Zuſtande der Civiliſation lebten, wie die Karaye, Kiuye, Lowa und andere ungebildete Völker, die heutiges Tages die wildern Gegenden von Indien jenſeits des Ganges bewohnen. Ob dieſe aus Ceylon

abſtammende Kenntniſſe auch für andere morgenländiſche Völker von Nutzen waren, oder nicht, dies möchte wohl ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Jene ungebildeten Volksſtämme beſitzen vielleicht mehr Kenntniß vom Ackerbau und mehr Induſtrie, als die Burmanen; wenigſtens fehlt es ihnen nicht an Geſchicklichkeit, ziemlich gute, ſogar ſchöne Kleidungsſtücke zu verfertigen; ſie ſind ein friedliebendes Volk, das wenig Neigung zum Kriege hat; ſie erhalten ſich im ruhigen Beſitze jener bürgerlichen Freiheit, deren ſich die meiſten Stämme zu erfreuen haben, die auf einer ähnlichen Stufe der Cultur ſtehen; und man iſt allgemein darüber einverſtanden, daß ihre moraliſchen Grundſätze ganz vortrefflich ſeyn ſollen. Hingegen fehlt es ihnen an Geſetzen; ſie können nicht einmal leſen, und ihre Religionsbegriffe ſind ſo roh, daß ſie zwar an ein künftiges Leben glauben, aber nicht das mindeſte von einem Zuſtande der Belohnungen und Strafen wiſſen.

Jene Chineſen, die ſich zur Religion Shaka's bekennen, haben dieſe wahrſcheinlich über Thibet aus Hindoſtan erhalten. Unſtreitig waren es die Chineſen, die dieſe Religion nach Japan, ſo wie in die ehemals von ihnen abhängigen Provinzen in Tonkin und Cochinchina verpflanzt haben. Auch iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß ſich dieſer Cultus durch China nach Siam verbreitet hat. Herr de la Loubere ertheilt uns die Nachricht, die Siameſen gäben vor, ſie hätten ihre Religion aus Laos erhalten, und wenn dies wirklich der Fall iſt, ſo muß ſie aus China

dahin gekommen ſeyn. Gewiß, wenn ſie ſchon im ſechſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung in dieſem Reiche eingeführt wurde, ſo hatte ſie Zeit genug, ſo früh nach Siam zu gelangen, als wir vorausſezen dürfen, daß dieſes Land civiliſirt war.

Dieſe allgemeine Verbreitung der Religion Buddha's, in jenen Ländern, die gegen Oſten von Hindoſtan liegen, hat die Vermuthung veranlaßt, als wenn alle Völker, die dieſe weitſchichtigen Gegenden bewohnen, und ſogar die Chineſen von den Hindus ſtammten. Läßt ſich aber dieſe Vermuthung wohl dadurch begründen, daß vor ungefähr 1700 Jahren ein Prieſter aus Hindoſtan nach China kam, und eine Menge gemeiner Leute zur Annahme ſeiner Meinungen bewog? Eben ſo gut könnte man behaupten, daß die Römer zu den Zeiten Trajans, und ſeiner eben ſo tugendhaften als mächtigen Nachfolger, Juden geweſen ſeyen, weil damals einige Prieſter von Jeruſalem nach Rom kamen, und eine große Anzahl gemeiner Römer und Sklaven überredeten, ihren Glauben anzunehmen. Der gelehrte und männliche Sir William Jones, deſſen Aufmerkſamkeit tauſenderlei andere Gegenſtände beſchäftigten, ſcheint dieſe Meinung etwas zu voreilig angenommen zu haben. Er gründet ſeine Hypotheſe lediglich auf eine Stelle in den Verordnungen Menu's, „worin wir, ſagt er, folgende merkwürdige Nachricht finden: Mehrere Familien der militäriſchen „Kaſte, welche die Vorſchriften der Vedas hintangeſezt, und ſich von den Braminen ganz abgeſondert

hatten, lebten in einem Zuſtande der Verachtung, wie „die Bewohner von Pundraca, die Chinas, und „andere.“ Dann ſetzt er hinzu: „Da dieſes geradezu, „ganz poſitiv auf die unintereſſirteſte und unverdächtig„ſte Art geſagt wird, ſo würde ſolches die Sache mit „einem Male ganz außer Zweifel ſetzen, wenn wir ver„ſichert wären, daß das Wort China ſo viel bedeute „als ein Chineſe. *)“ Allein dies zu beweiſen, möchte wohl ſchwer ſeyn, und Sir Jones hat dieſe Schwierigkeiten bei weitem nicht beſeitigt. Ueberdies entſteht noch immer die Frage, ob es nicht äußerſt verdächtig iſt, daß die Braminen, wie alle andern bigotten und unwiſſenden Sekten, ſich dadurch in Anſehen zu ſetzen ſuchen, daß ſie ihre Nation über alle andern erheben? Ich habe bereits weiter oben des Umſtandes erwähnt, daß die Geſetze Menu's, welche die Burmanen unter ſich eingeführt haben, von jenen die Sir William Jone's überſetzt hat, ganz verſchieden ſind. Der burmaniſche Codex muß wenigſtens ſechshundert Jahre alt ſeyn, da er vor eben ſo vielen Jahrhunderten ſchon in Ceylon eingeführt war; wohl ſchwerlich möchte ſich aber in einem Lande, wo man ſchlechterdings keine Jahrbücher hat, darthun laſſen, daß die Verordnungen Menu's nur halb ſo lange in ihrer dermaligen Form exiſtirt haben. Die burmaniſche Abſchrift enthält durchaus nichts von jenem Zuſtande der Verachtung. Könnte man darthun, daß der Gotama,

*) Asiat. Res. II. 369.

Digitized by Google

deſſen in den Vedas gedacht wird, *) zugleich auch der Godama der Rahans geweſen ſey, ſo würde es keines weitern Beweiſes bedürfen, daß die Chineſen die Verordnungen der Vedas unmöglich hintanſetzen konnten: denn zu den Zeiten Godamas waren die Chineſen ſchon ein civiliſirtes Volk, bei welchem ſo ziemlich dieſelben Geſetze eingeführt waren, die es noch jetzt beſitzt, und wenn das iſt, ſo folgt, daß die Vedas viel neuer ſeyn müßten, als jene Geſetze. Indeß iſt bereits angeführt worden, daß mehr als ein Godama, oder Buddha exiſtirt haben ſoll; ob aber dies ſo ganz richtig iſt, ob der Godama, deſſen in den Vedas gedacht wird, der Stifter der burmaniſchen Religion war, oder ob er früher oder ſpäter als dieſer Geſetzgeber gelebt hat, dies alles will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Jetzt iſt mir nun nichts mehr übrig, als noch ein Paar Worte über die Gelehrſamkeit der Burmanen zu ſagen.

Die Burmanen beſitzen mehrere Geſchichtbücher, welche die Lebensbeſchreibungen und Thaten ihrer Regenten enthalten. Dieſe Geſchichtserzählungen ſollen aber, wie ich höre, mit einer Menge Fabeln untermengt ſeyn, und nicht leicht eine That darin vorkommen, wobei nicht Zeichen und Wunder geſchehen. Indeß können ſie allerdings einiges Licht über einen Welttheil verbreiten, mit dem man zeither ſo wenig bekannt war. In der Kürze

*) Sir William Jones in den Asiat. Res. IV. 170.

hoffe ich der gelehrten Welt eine Ueberſetzung des Ma-ha-raſa Wayn-gye vorlegen zu können, das unter allen hiſtoriſchen Werken der Burmanen das berühmteſte iſt. Sie beſitzen auch Ueberſetzungen von den Geſchichten der Chineſen und Siameſen, und der Königreiche Kathee, Ko-ſchanpyee, Pagoo, Saymmay und Laynzaye. Von allen dieſen Büchern ſind mir Abſchriften zu Geſichte gekommen, und einige derſelben habe ich Herrn John Murray verſchafft.

Die Burmanen beſitzen auch einige mediziniſche Bücher. Sie theilen die Krankheiten in ſechs und neunzig Hauptarten, und mehrere untergeordnete Gattungen. Alle dieſe ſechs und neunzig Krankheiten ſind in ihren Büchern ausführlich beſchrieben, nebſt Beifügung der Recepte, die für jede gut ſeyn ſollen. Ihr vorzüglichſtes Medicament aus dem Thierreiche, iſt Mumie. Die Queckſilberkur, in veneriſchen Krankheiten, iſt ihnen bekannt, aber die Art und Weiſe, wie ſie dieſelbe anwenden, iſt nicht immer zweckmäßig und von aller Gefahr frei. Sie verfertigen ein Licht von Zinnober und einigen anderen Ingredienzien, zünden es an, und laſſen dem Patienten durch die Naſenlöcher den Dampf einathmen. Dieſe Kur kann aber der Patient nicht lange fortſetzen, da ſie Mangel an Eßluſt, und eine außerordentliche Entkräftung verurſacht. Die Arzneimittel der Burmanen ſind übrigens größtentheils aus dem Pflanzenreiche entlehnt, und meiſtens von der aromatiſchen Art. Unter anderen gehören Muskatennüſſe mit zu ih-

Digitized by Google

ren Lieblingsmedicamenten. Sie kennen die Pflanzen, die in ihrem Lande wachſen, und haben für eine groſze Anzahl derſelben ſchickliche Benennungen. Uebrigens ſind ihre Aerzte weiter nichts als Empyriker, und jeder giebt vor, ein oder das andere Arcan zu beſitzen, das für Alles gut iſt. Man erzählte mir Wunderdinge von der Wirkſamkeit dieſer geheimen Arzneimittel, damit ich dies oder das, was ſeit undenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt worden ſey, kaufen ſollte. Ueberhaupt zeichneten ſich dieſe meine Herren Collegen eben nicht durch ihre liberalen Geſinnungen aus; auch ruhet der Verdacht auf ihnen, daſz ſie den Kranken weiſzmachen, ſie könnten übernatürliche Dinge bewirken. Ungeachtet aller dieſer Schliche und Kniffe, glaubte ich aber doch zu bemerken, daſz ſie bei ihren Landsleuten in keiner ſonderlichen Achtung ſtehen. Eine ſonderbare Gewohnheit dieſer burmaniſchen Aerzte verdient Erwähnung. Wann nämlich eine junge Frauensperſon gefährlich krank wird, ſo treffen oftmals die Aeltern mit dem Arzte eine Uebereinkunft, nach welcher ſie dieſer in die Kur nimmt. Kömmt die Kranke mit dem Leben davon, ſo nimmt ſie der Arzt als ſein Eigenthum zu ſich; ſtirbt ſie aber, ſo muſz er den Aeltern ſo viel bezahlen, als ſie werth war; denn im burmaniſchen Reiche geben die Aeltern nie eine Tochter als Frau oder Beiſchläferin weg, ohne ſich dafür eine namhafte Geldſumme zahlen zu laſſen. Uebrigens iſt mir nicht bekannt, ob der Arzt das Recht hat, ein ſolches Mädchen wieder zu verkaufen, oder es als Mitglied ſeiner eigenen Familie bei ſich behalten muſz; indeſz führt mich der Umſtand,

daß ich in dem Hauſe eines Arztes zu Myeda eine große Anzahl ſchöner junger Frauensperſonen wahrnahm, auf die Vermuthung, daß dieſer Brauch ziemlich allgemein eingeführt ſeyn mag.

Die Kenntniſſe der Burmanen in der Wundarzneikunſt erſtrecken ſich, wie ich glaube, nicht weiter, als daß ſie Wunden verbinden und verrenkte Gliedmaßen wieder einrichten können. Unlängſt iſt jedoch von Arakan die Kunſt hieher verpflanzt worden, die Pocken zu inoculiren. Noch zur Zeit ſcheint ſie aber nicht allgemein verbreitet zu ſeyn, da man hier eine Menge blatternarbichte Geſichter ſieht.

Die Burmanen beſitzen mehrere Abhandlungen, die in die Rechtswiſſenſchaft einſchlagen. Man findet darin ſowohl die Geſetze Menu's, als auch weitläuftige Commentare darüber. Ob noch jetzt Abſchriften von dem Originale dieſes Geſetzbuchs vorhanden ſind, ſo wie es aus Ceylon hieher gebracht wurde, davon weiß ich nichts; man erzählte mir aber, daß das Damathat-gye, oder allgemein eingeführte Geſetzbuch, auf Befehl einiger Fürſten, hie und da verändert und mit Zuſätzen vermehrt worden ſey.

Von burmaniſchen Gedichten ſind mir nur Lieder vorgekommen. Aber von dieſen haben ſie ſehr viele und über allerhand Gegenſtände. Sie führen ſie gelegentlich gern an. — Sowohl ihre Vocal- als Inſtrumental-Muſik ſchien mir herzlich ſchlecht. Einige ihrer

Digitized by Google

muſikaliſchen Inſtrumente lärmen zwar nicht ſo bärbariſch, als die der Hindus und Chineſen, aber die Arien, welche die Burmanen auf ihnen ſpielten, konnte ich durchaus nicht verſtehen, da mir im Gegentheil manche Melodien der Hindus und Chineſen nicht unangenehm ſcheinen. Doch muß ich geſtehen, daß ich ganz unerfahren in muſikaliſchen Kenntniſſen bin.

Die Burmanen haben auch bei allen ihren Luſtbarkeiten dramatiſche Unterhaltungen, von denen Hr. de la Loubere in ſeiner Beſchreibung von Siam ſehr gute Nachrichten giebt. Alle Acteurs die wir ſahen, waren auch Siameſen. Obgleich dieſe Unterhaltungen ſo wie die italiäniſche Oper aus Muſik, Tanz und Handlung mit Recitativen als Dialogen beſteht, ſo hörten wir, daß bloß die Lieder vorher componirt würden. Der Gegenſtand des Stückes wird gewöhnlich aus der Legende eines ihrer Heiligen, vorzüglich des Rana, genommen. Die verſchiedenen Geſänge und Rollen werden vorher unter die Schauſpieler vertheilt, deren Erfindungskraft der Dialog oder die ausfüllenden Recitative überlaſſen bleiben. Wenn man aus der Wirkung des Stücks auf die Zuſchauer, auf die Güte der Darſtellung ſchließen darf, ſo muß dieſe ſehr groß ſeyn. Denn mehrere Schauſpieler verſtanden die Kunſt den Zuſchauern ein Jubelgeſchrei zu entlocken. Doch vermuthete ich zuweilen, daß dieſes Publikum nicht ſchwer zu befriedigen ſey. Denn der Myoowun von Haynthawade, der Mann von hohem Stande, den wir am öfterſten ſahen, belachte oft die größten Kindereien auf das Ausgelaſſenſte. Dieſe

Orientalen ſind auch in der That ein lebhaftes, mürriſches Volk und tanzen, lachen und ſingen, mitten unter Druck und Unglück, wie ehemals die Franzoſen.

Die Urſprache der meiſten burmaniſchen Schriften, über Rechts- und Gottes-Gelahrtheit iſt die Pali- oder Pale-Sprache, welche ungezweifelt mit dem Sanſcrit eine Mutter hat. Man verſicherte mir zu Amarapura, daß das Pali in Siam und Pegu beträchtlich von dem der Burmanen verſchieden ſey, und ein verſtändiger Mann aus Tavay, der zu Cingala oder Candy, der jetzigen Hauptſtadt Ceylon's, und bei den Ruinen von Anuradapura geweſen war, ſagte mir, daß ſich das Pali dieſer Inſel wieder weit von dem in Ava ſehr unterſcheide.

In einigen Inſchriften und in Büchern religiöſer Ceremonien, wie im Kammua, iſt die Pali-Sprache mit einer Art Quadrat-Schrift geſchrieben, die dem bengaliſchen Sanſcrit etwas ähnlich iſt und Magata heißt. Eine Probe davon kann man in der Beſchreibung des borgianiſchen Muſeums von Paulinus ſehen. Gewöhnlich ſchreibt man ſie aber mit runder, den gemeinen burmaniſchen Buchſtaben ähnlicher Schrift. Von dieſer Art iſt die von de la Loubere mitgetheilte Probe, welche mehrere voreilig für burmaniſche Schrift gehalten haben. Dem ohnerachtet ſind alle verſchiedene, ſowohl weſtlich als öſtlich vom Ganges in Indien übliche Charaktere aus einer gemeinſchaftlichen Quelle gefloſſen. Unter allen ſcheinen die burmaniſchen Schriftzüge die ſchönſten und deutlichſten zu ſeyn.

Digitized by Google

Ihre Prachtwerke ſchreiben die Burmanen auf elfenbeinerne Tafeln, oder auf ſehr feine, weiße Palmblätter. Erſtere ſind ſchwarz gefärbt, am Rande vergoldet und die Schriftzüge ſind bunt oder golden. Auf den Palmblättern ſind ſie gewöhnlich ſchwarz und das Ende und der Rand der Blätter mit Blumen von lebhaften Farben bemalt. Ihre gewöhnlichen Bücher beſtehen aus Palmblättern, auf denen mit einem eiſernen Griffel geſchrieben wird. Durch beide Enden des Blattes geht ein Loch, welches zu Verbindung derſelben in einen Band vermittelſt zweier Schnuren dient, die auch durch die beiden Breter gehen, welche den Einband ausmachen. Schön eingebundene Bücher von dieſer Art haben lackirte Breter. Die Ränder der Blätter ſind glatt beſchnitten und vergoldet, und auf dem oberen Brete ſteht der Titel. Die beiden Schnuren werden durch einen Knoten, oder durch Edelſteine, die in einer kleinen Entfernung von den Bretern angebracht ſind, feſtgehalten, ſo daß das Buch nicht aus einander fallen, man aber doch die oberen Blätter umwenden kann, wenn man die unteren leſen will. Prächtigere Bücher werden in Seidenzeuch geſchlagen und darum ein Band gewickelt, in welches die Burmanen den Titel des Werks zu weben verſtehen.

Da faſt jeder Burmane leſen und ſchreiben kann, ſo trägt er immer ſein Parawaik (was wohl Paruók geſchrieben werden ſollte), bei ſich, in welches er ſeine Rechnungen einträgt, Lieder abſchreibt, bis er ſie auswendig kann, und Notizen von Allem, was ihm merk-

würdig ſcheint, ſammelt. In ſolche Parawaiks ſchreiben die Zares oder Secretaire der Gerichte alle Verhandlungen vor denſelben und die Befehle der oberen Beamten auf, und kopiren die wichtigeren davon in dauerhaftere und ſchönere Bücher. Ein Parawaik beſteht aus einem Blatte ſtarkes und feſtes, überſchwärztes Papier. Ein etwas vollkommenes iſt an acht Fuß lang und 18 Zolle breit. Es wird wie ein Fächer oder ſo: a b zuſammengefaltet. Jede Falte oder Seite iſt etwa 6 Zoll breit und ſo lang, als das ganze Blatt breit iſt. Macht man es daher auf, ſo können ſich, es mag nun eine Seite, welche es will, oben auf kommen, bloß die Seiten a und b vermiſchen, und es nimmt dann nur den Raum einer Tafel von einem Fuß Breite und 18 Zoll Länge ein. Die Burmanen ſchreiben auf das Parawaik mit einem Stifte von Speckſtein. Wenn die Zares eilfertig ſchreiben, ſo brauchen ſie Abbreviaturen und ſchreiben bewundernswürdig geſchwind. Ich ſahe ſie einen Beamten, der nicht langſam ſprach, Wort für Wort folgen. Geben ſie ſich Mühe, ſo ſind die in das Parawaik geſchriebenen Buchſtaben ſehr hübſch, da dieſes Volk, wie die Chineſen ſehr viel auf eine ſchöne und deutliche Handſchrift hält. Braucht man das, was in das Parawaik geſchrieben iſt, nicht mehr, ſo überreibt man die Seiten mit Kohle und den Blättern einer Art Dolichos. Sie ſind dann ſo rein, wie ſie neu waren, und eben ſo für den Stift brauchbar.

Jedes Kloſter hat eine Bücherſammlung, von de-

nen verſchiedene ſehr beträchtlich ſind. Die meiſten Abſchreiber ſind auch in der That unter den Rähäns, die ſowohl für ihre Klöſter, als für ihre weltlichen Wohlthäter Bücher abſchreiben. Die Bücher werden in vergoldeten und mit durch Firniß, in der Form von Blumen befeſtigten Spiegelſtückchen, verzierten Kaſten verwahrt. Zu Amarapura zeigte man uns einen Theil der königlichen Bibliothek. Dies iſt ein Gebäude von Ziegeln in der nordweſtlichen Stadt-Ecke in einer herrlichen Lage, umgeben von eingeſchloſſenen Höfen und Tempeln. Daneben ſteht ein kleiner, aber ſehr ſchöner Kiaung. Zu Zeiten begiebt ſich der König hierher und wir ſahen ſein übergoldetes Lager, auf dem er während der Vorleſungen des Zarado's, der ihn von den Pflichten der Religion unterhält, ruhet. Die Bibliothek ſelbſt iſt weder zweckmäßig noch ſchön gebaut. Die Galerie, in die wir kamen, enthält etwa hundert Kaſten, die an den Seiten vergoldet und oben lackirt waren, wo der allgemeine Titel ihres Inhalts ſtand. Die Kaſten waren groß und mußten, wenn ſie voll waren, mehrere tauſend Bücher enthalten. Da wir nur einen Theil ſahen, ſo iſt vermuthlich die Bibliothek des Königs ſehr groß. Er ſoll auch wirklich ein ſehr einſichtsvoller und gelehrter Fürſt ſeyn. Er wünſchte ſehr einige gelehrtere Braminen, als die er um ſich hatte, zu erhalten, um ſich von ihnen in der Sternkunde unterrichten zu laſſen, und er ließ Menu's Geſetze aus dem Engliſchen des Sir W. Jones überſetzen. Er muß daher Kenntniſſe von den Wiſſenſchaften der Europäer, wenigſtens von ihrer orientaliſchen Literatur haben, und man kann hoffen, daß meh-

Digitized by Google

rere andere nützlichere Bücher ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen werden, welche ſein Volk aufklären und ihm richtigere Ideen von der Staatskunſt, den Künſten und den Wiſſenſchaften geben würden. Bisher glaube ich, haben die Geſetze und die Religion der Burmanen wenig zu dem Glücke des Volks beigetragen. Aber ſie haben doch glücklicherweiſe nicht, ſo wie die der Braminen, unüberſteigliche Hinderniſſe der Wohlfahrt der Nation in den Weg geſtellt.

Digitized by Google

II.

Beſchreibung der Höhlen bei Ellora.

Schreiben an Sir Shore, Präſidenten der aſiatiſchen Geſellſchaft.

Hochgeehrter Herr.

Ich bin ſo frei, Ihnen beikommend eine Beſchreibung der bei der Stadt Ellora befindlichen Höhlen zu überſenden, die zwar von jener, welche ich Ihnen vor einiger Zeit vorzulegen die Ehre hatte, ein wenig verſchieden, aber gleichwohl noch immer nicht von ſolcher Beſchaffenheit iſt, daß ich nicht nöthig hätte, mir in Hinſicht derſelben, und zwar in Erwägung der nachtheiligen Umſtände, unter welchen ſie verfaßt wurde, Ihre gütige Nachſicht zu erbitten. Ich habe dieſer Beſchreibung zugleich einige Zeichnungen und einen Plan beigefügt, welche hoffentlich zur Erläuterung der darin vor-

Digitized by Google

kommenden Gegenſtände hinlänglich ſeyn werden. Den Plan und die Meſſungen habe ich dem Lieutenant Manley zu verdanken, und ich bin überzeugt, daß in Anſehung der Accurateſſe nicht das mindeſte daran auszuſetzen iſt.

Die Zeichnungen hat ein überaus geſchickter Mann, Namens Gungaram, verfertigt, der ein geborner Indier iſt, und bei mir in Dienſten ſteht. Ich hatte ihn ausdrücklich in dieſer Abſicht nach Ellora geſendet, ehe ich mich ſelbſt dahin verfügte. Als ich mich nachher auf den Weg machte, war er leider zu krank, als daß er mich begleiten konnte. Sonach entgieng ihm die Gelegenheit, ſeine Zeichnungen zu verbeſſern, die Gegenſtände unter ſchicklichern Geſichtspunkten darzuſtellen, und überhaupt meine Sammlung zu vermehren. Es bleibt mir daher keine andere Wahl übrig, als ihnen dieſelben entweder mit allen ihren Mängeln und Unvollkommenheiten zu überſenden, oder meiner Ueberzeugung von dieſen Unvollkommenheiten das Verlangen aufzuopfern, Ihnen einen Begriff, wäre derſelbe auch noch ſo unvollſtändig, von jenen Kunſtwerken zu geben, in deren Hinſicht es ſchon längſt mein Wunſch war, und auch noch iſt, wenigſtens ihre Neugierde rege zu machen, wenn es gleich nicht in meinen Kräften ſteht, dieſelbe vollkommen befriedigen zu können. Letzteres iſt in der That ein ſchweres Unternehmen, das dem feinen Geſchmacke, der Meiſterhand, und dem rühmlichen Kunſtfleiße des Herrn Wales überlaſſen bleibt; eines Künſtlers, deſſen ich bereits in einem meiner frühern Briefe

erwähnte, und der nicht nur eine Menge Zeichnungen, von jenen Kunſtwerken beſitzt, die den Europäern zeither ganz unbekannt waren, und von ihm zuerſt entdeckt worden ſind, ſondern ſie auch noch überdies durch jene bei Ellora, die er ſelbſt in Augenſchein nehmen will, zu vermehren gedenkt, um die Erwartungen der kunſtverſtändigen und wißbegierigen Liebhaber nicht nur rege zu machen, ſondern ſie auch zu befriedigen.

Bei ſo bewandten Umſtänden kann ich es daher nicht länger anſtehen laſſen, die gedachten Zeichnungen, ſo fehlerhaft ſie übrigens ſeyn mögen, zu ihrer Kenntniß zu bringen, und Ihnen dieſelben zur weitern Dispoſition vorzulegen. Zugleich muß ich Ihnen aber eröffnen, daß Herr Wales meinen Zeichner mit nach Ellora nehmen und ihn durch ſeinen liberalen Unterricht in Stand ſetzen wird, alle, ſowohl in der Anlage als auch in der Perſpective bemerkten Fehler zu verbeſſern. Und da ſich hiernächſt ſchon im voraus erwarten läßt, daß Herr Wales ſeine Anſichten unter verſchiedenen Geſichtspunkten darſtellen, und, ſogleich beiliegende Sammlung einen ganz neuen Zuwachs erhalten wird, ſo belieben Sie gefälligſt hierauf Rückſicht zu nehmen, und ſie nur in ſo fern zu öffentlichem Gebrauche zu beſtimmen, als es darum zu thun iſt, das Publikum auf jenes Kunſtprodukt des Herrn Wales aufmerkſam zu machen.

Was das Alterthum oder den Urſprung dieſer bewundernswürdigen Kunſtwerke betrifft, ſo habe ich die-

ſerhalb noch zur Zeit nichts Befriedigendes ausmitteln können. So viel iſt jedoch auf jeden Fall richtig, daß ſie von einem Volke herrühren, deſſen Religion und Mythologie genau dieſelben waren, wie jene der Hindu; auch finden ſich in dieſen Höhlen ganz unverkennbare Spuren, die zum Beweiſe dienen, daß ſie dem Mahdew, als dem oberſten der Götter, gewidmet waren. Die vorgeblichen Analogieen einiger Reiſenden (unter andern auch die, nach welcher unter der Geſtalt des mit acht Händen verſehenen Beer Buddur, der in der einen Hand den Rajah Dutz emporhält, und in einer andern ein bloßes Schwerdt hat, das Urtheil Salomons abgebildet ſeyn ſoll) verſchwinden folglich von ſelbſt. Auch hat man nun nicht mehr nöthig, ſich nach jüdiſchen, ägyptiſchen, äthiopiſchen oder phöniziſchen Kolonieen umzuſehen, um die weit vernünftigere Erklärungsart über den Haufen zu ſtoßen, daß dieſe Kunſtwerke ihr Daſeyn lediglich der Einbildungskraft und der enthuſiaſtiſchen Anſtrengung der Ureinwohner dieſes Landes zu danken haben. Sonach fällt wenigſtens ein groſſer Theil des Wunderbaren weg; ein Umſtand, der für den unpartheiiſchen Wahrheitsforſcher von keiner geringen Wichtigkeit iſt.

Vielleicht möchte man einwenden, da die Inſchriften in einigen Höhlen aus ganz andern als den heut zu Tage bekannten hindoſtaniſchen Buchſtaben beſtehen, ſo folge hieraus, daß ſelbige nicht von den Hindu verfaßt ſeyen. Allein es iſt ja zur Genüge bekannt, daß durch die Länge der Zeit mit der Buchſtabenſchrift aller-

lei Veränderungen vorgehen, und daß ſolches in Betreff aller auf dieſer Seite von Indien befindlichen Höhlen leicht der Fall ſeyn kann, läßt ſich unter andern auch daraus ſchließen, daß es, wie man mich verſichert hat, dem Herrn Wilkins, ein ſo geſchickter Mann er auch iſt, unbeſchreiblich viele Mühe koſtete, bevor er einige Inſchriften, welche ſich in der Gegend bei Ohya vorfinden, entziffern und wieder herſtellen konnte. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß wir mit der im ſüdlichen Indien gebräuchlichen Buchſtabenſchrift z. B. der Tumboleſchen, Arceeſchen, Kinaraaſchen und Telinghiſchen, noch lange nicht genugſam bekannt ſind, um über deren Verwandtſchaft mit jenen, die in den mehrerwähnten Höhlen vorkommen, gehörig urtheilen zu können, wie in dem Werke, welches der gelehrte Herr Wales herauszugeben gedenkt, ausführlich gezeigt werden ſoll.

Ob ich nun gleich, wie ich bereits weiter oben geſagt habe, der gänzlichen Meinung bin, daß die meiſten jener Höhlen, welche mir nicht nur bei Ellora, ſondern auch anderwärts zu Geſicht gekommen ſind, urſprünglich dem Mahdew gewidmet waren, ſo kann ich mich doch unmöglich des Gedankens entſchlagen, daß jene Höhlen, die von Ellora am weiteſten nach Norden zu liegen, und worin ſowohl die ſitzenden als ſtehenden Figuren insgeſammt nackt ſind, von den Sewras oder Juttees herrühren, die von den Braminen für Schismatiker gehalten werden, und in Guzerat eine zahlreiche Sekte ausmachen, welche Srawuk ge-

Digitized by Google

nannt wird. Dieſe Sewras haben ihre eigenen Lehrſätze, Gebräuche und Tracht, wodurch ſie ſich von andern Hindus merklich auszeichnen. Sie glauben, der Adeaut und Parisnaut trage dem höchſten Weſen ihr Gebet vor, und ſie verſinnlichen dieſe beiden Gegenſtände ihrer gottesdienſtlichen Verehrung in Geſtalt eines nackenden Mannes, der entweder ſitzt oder ſteht. Dieſe Sekte ſoll ſich keines ſo hohen Alterthums rühmen können, wie die andern. Wenn dies gegründet, und die obige Hypotheſe, daß nämlich ihre Tempel dem gedachten Götzen gewidmet waren, zuverläſſig iſt, ſo kann man die Gränze ihres möglichen Alterthums ziemlich genau angeben, ohne daß ſolches jedoch auf die andern Sekten Bezug hat, und dadurch ihr Alterthum ebenfalls vergewiſſert wird.

Was nun dieſen äußerſt intereſſanten Punkt, nämlich das Alterthum dieſer Erſtaunen erregenden Kunſtwerke ferner anlangt, ſo muß ich mir die Freiheit nehmen, Sie mit den Angaben zweier einſichtsvollen Männer, eines Mahommedaners und eines Hindu zu behelligen, die einander geradezu widerſprechen. Der erſtere, ein Einwohner von Ahmedungger, Namens Meer Ala Khan, ſagte, er habe die ſeinige von einem Manne von allgemein anerkannter Gelehrſamkeit erhalten, deſſen Name ihm aber entfallen ſey. Der andere, eine Bramine von Roza, berief ſich auf ein Buch, das den Titel führen ſoll, Sewa Lye Mahad, d. i. die Herrlichkeit der Wohnung des Sewa d. i. des Mahdew, welches ich aber trotz aller angewandten Mühe nirgends auftreiben konnte.

Der Mahomedaner ſagt: „Die Stadt Ellora ward von dem Rajah Eel erbauet, der zugleich auch die Tempel aushauen ließ, und da ihm dieſelben außerordentlich wohl gefielen, ſo erbaute er nachher die Feſtung Deoghire (Doulutabad), welche aus einer ſonderbaren Verkettung von unterirdiſchen Gängen, Böſchungen und Gebäuden beſteht, wodurch mehrere Berge in ein Fort verwandelt wurden, das, dem Vernehmen nach, mit dem iſolirten Tempel auf der Ebene von Indur Subba viele Aehnlichkeit hat. Der Rajah Eel war ein Zeitgenoſſe des Shah Momin Abif, der vor neunhundert Jahren lebte.“

Der Bramine hingegen ſagt Folgendes: „Die Höhlen bei Ellora ſind ſieben tauſend achthundert und vier und neunzig Jahre alt, und wurden vom Rajah Eeloo, dem Sohne des Peshpont, von Elichpore, zu der Zeit erbauet, als an der Dwarpa Yoag noch volle drei tauſend Jahre fehlten, die, wenn man ſie mit der Zahl vier tauſend achthundert vier und neunzig, als der jetzigen Zeitperiode, Kal Yoag genannt, addiret, zuſammen ſieben tauſend achthundert und vier und neunzig Jahre ausmachen. Der Rajah Eeloo hatte eine Menge Maden im Fleiſche, und nahm, in der Abſicht ſich von dieſem Uebel zu befreien, ſeine Zuflucht zu dem berühmten Heilwaſſer Sewa Lye, oder wie es gewöhnlich genannt wird, Sewalla, welches Wiſchnu (auf Anſtiften des zerſtörenden Prinzips Yemdurhum, oder Jum) dergeſtalt vermindert hatte, daß ſein Umfang nur noch ſo groß war, wie der Huf einer Kuh,

Digitized by Google

ſtatt daß ſeine Länge ehedem ſechzig Joch (bows) betrug, jedes zu vier Quadrat-Cubitus gerechnet. In dieſes Waſſer tauchte Eeloo ein Tuch, und wiſchte ſich das Geſicht und die Hände damit ab, worauf er ſogleich die Maden los wurde. Nun bauete er eine Koond (Ciſterne), badete ſich darin, und ward an ſeinem ganzen Körper rein. In der feſten Ueberzeugung, daß dieſer Ort heilig ſey, erbauete er zuförderſt den Tempel, welcher Keylmas genannt wird, und auf dem Platze Biskurma ſteht."

Der ungeheure Abſtand zwiſchen der Zeitrechnung des Hindu und jener des Muhammedaners, möchte ſich wohl ſchwerlich jemals erklären laſſen. Auffallend iſt es jedoch, daß beide darin übereinſtimmen, ein gewiſſer Rajah, Namens Eel, Eea, oder Eeloo, habe jene Höhlen aushauen laſſen, und da hiernächſt der Muhammedaner den Umſtand anführt, daß dieſer Rajah der Zeitgenoſſe eines ſehr bekannten Mannes geweſen ſey, ſo ſcheint ſeine Erzählung unter beiden die glaubwürdigſte zu ſeyn. Hierbei verdient noch bemerkt zu werden, daß ſeine Glaubensgenoſſen zwar außerordentliche Liebhaber vom Wunderbaren ſind, ſobald ſie von übernatürlichen Dingen reden, die in ihr Religionsſyſtem einſchlagen, übrigens aber, ſobald ſie als Geſchichtſchreiber auftreten, unſtreitig mehr Glauben verdienen, als die Hindu, deren hiſtoriſche und theologiſche Chronologie größtentheils mit Fabeln untermiſcht iſt, ſo, daß man ſich aus derſelben nicht leicht herausfinden kann.

Digitized by Google

Die Koond, oder Ciſterne, deren der Bramine erwähnt, iſt noch bis auf den heutigen Tag vorhanden, und befindet ſich in vollkommen gutem Zuſtande. Sie liegt dicht vor Ellora, und das darin befindliche Waſſer, ſteht noch immer ſo ſehr im Rufe der Heiligkeit, daß hier ein berühmter Teerut (Wallfahrtsort) iſt, welcher Sewalla Teerut, oder Koond, genannt wird, und an dem jährlich eine Menge Menſchen von allen Orten und Enden zuſammen kommen. Die in der Nähe befindlichen Tempel mögen aber auch wohl dazu beitragen, dieſe Volksmenge herbei zu locken, denn ſie werden bei dieſer Gelegenheit häufig von den andächtigen Hindus beſucht.

Es verdient bemerkt zu werden, daß in dem Gebirge, welches das Thal von Ellora in Geſtalt eines Halbzirkels umgiebt, und von dem man eine zum Entzücken ſchöne Ausſicht haben ſoll, noch mehrere ſolche Höhlen vorhanden ſind, die ich aber, wegen Unpäßlichkeit, nicht in Augenſchein nehmen konnte.

Man mag nun dieſe ſeltenen Kunſtwerke in Hinſicht der Anlage oder der Ausführung betrachten, ſo muß man auf jeden Fall darüber erſtaunen, wie Menſchen auf den Gedanken kommen konnten, ein ſo großes Gebirge zu Gebäuden umzuſchaffen, die für die Ewigkeit beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. Die mythologiſchen Symbolen und Figuren, welche man darin wahrnimmt, laſſen nicht den mindeſten Zweifel übrig, daß ſie dem Religionsenthuſiasmus, der mächtigſten und wirkſamſten un-

ter allen Triebfedern, welche den menſchlichen Geiſt in Thätigkeit ſetzen, ihr Daſeyn verdanken.

Die alten Braminen ſuchten den Aufenthalt in den Städten, unter dem Vorwande: ſich daſelbſt zu verunreinigen, möglichſt zu vermeiden, und affectirten eine beſondere Reinigkeit und Einfalt der Sitten in der Stille des Landlebens, wo ihre Jünger ſie nicht beobachten konnten, und folglich von ihrem heiligen Lebenswandel ſich äußerſt überſpannte Begriffe machten. Um nun dieſen heiligen Männern bei ihrer ſo ſtrengen Lebensart einige Erleichterung zu verſchaffen, und ſie zugleich in den Stand zu ſetzen, ihren Hang zur Gottſeligkeit befriedigen zu können, ließen ſie ſich mit denſelben in einen frommen Wetteifer ein. Dies mag wohl die Urſache ſeyn, wodurch ſich freigebige Fürſten veranlaßt fanden, ihnen Zufluchtsörter zu verſchaffen, die, da ſie durch die Symbole ihrer gottesdienſtlichen Verehrung geheiligt wurden, ſich in Hinſicht ihrer Simplizität und Abgeſchiedenheit eben ſo gut für diejenigen ſchickten, für welche ſie beſtimmt waren, als ſie in Anſehung ihrer Größe der Freigebigkeit ihrer Stifter zur Ehre gereichten. So kamen denn alſo durch die Vereinigung von Reichthum und Macht, unter Anleitung des Enthuſiasmus, jene Denkmäler zu Stande, die in ihrer Art eben ſo außerordentlich und nicht minder dauerhaft, obgleich weniger impoſant und weniger berühmt ſind, als die Pyramiden.

Wiewohl nun das hohe Alterthum der meiſten dieſer

Digitized by Google

Höhlen ſo wenig beſtritten werden kann, daß es ſich in fabelhaften Erzählungen verliert, und man dieſelben dem übernatürlichen Wirkungsvermögen der fünf Brüder Pandu zuſchreibt, ſo giebt es doch auch verſchiedene Ausnahmen, von welchen ich unter andern eine unweit einem Garten bei Arungabad ſah, wo man zwei dergleichen Höhlen, die aber nicht ſonderlich groß waren, in einem Berge angebracht hatte, deren ſich, wie man mich glaubwürdig verſicherte, der Rajah Paur Sing, einer von den Rajput Emirs am Hofe Auringzeb's, als eines Erholungsorts zu bedienen pflegte, wenn er dieſem Monarchen auf ſeinen Excurſionen in dem nahe dabei liegenden Garten Geſellſchaft geleiſtet hatte.

Verzeihen Sie übrigens, daß ich Sie mit dieſem Schreiben behelligte! Ich verharre u. ſ. w.

Poonah, den 22ſten December 1794.

C. W. Malet.

Beſchreibung

der Höhlen, oder vielmehr der Aushöhlung in dem Gebirge, welches ungefähr eine Meile weit von Ellora *) nach Oſten zu liegt.

Ich mache den Anfang mit der Beſchreibung derjenigen Höhlen, die am weiteſten gegen Norden liegen, und werde ſodann in eben der Ordnung fortfahren, wie ſie in dem Gebirge, welches ſich in einer kleinen zirkelförmigen Beugung, von Norden 25 weſtlich gegen Süden 25 öſtlich erſtreckt, auf einander folgen.

Jugnath Subba.

Taf. I. Fig. 1. Die Fronte S. 15° O.

Dies iſt eine ſehr ſchöne Höhle im Vordergrunde des Gebirges, gerade dem Eingange gegenüber. Ihr zur Linken liegt Adnaut Subba, und zur Rechten kömmt man in einige kleinere Höhlen, die beinahe ganz verſchüttet ſind. Dieſelbe Bewandniß hat es auch mit dem unterſten Stockwerk, von welchem heutiges Tages kaum noch ſo viel wahrzunehmen iſt, als man auf der

*) In der daſigen Gegend wird dieſe Stadt Verrool genannt. Dies iſt aber unrichtig, da die Erbauung derſelben dem Rajah Yelloo oder Elloo zugeſchrieben wird, der zu Ellichpore reſidirt haben ſoll.

Digitized by Google

Kupfertafel vorgeſtellt ſieht. In das obere gelangt man vermittelſt einer Treppe, die in der zur Rechten befindlichen Ecke dieſer Höhle angebracht iſt. Das Innere derſelben iſt noch immer in ſehr gutem Zuſtande, ſo daß man ſogar an den Wänden, Pfeilern u. ſ. w. noch hie und da den Kalküberzug wahrnimmt, womit die Meiſelſtriche bedeckt waren, und den man auf eine ſonderbare Art bemalt hatte. Die Anſicht der Vorderſeite dieſer überaus ſchönen Höhle, iſt auf der beigefügten Kupfertafel Taf. I. Fig. 1. ziemlich gut dargeſtellt. Dieſer Vorderſeite gegen über erblickt man eine coloſſaliſche ſitzende Figur, welche die Beine untergeſchlagen, und die Hände, eine auf der andern, im Schooſe liegen hat. Der Bramine, welcher mich herum führte, ſagte mir, ſie werde Jugnath genannt, und ihre beiden Gefährten hießen Jay und Bidjee.*) Am Eingange in das Innere, ſtehen noch zwei andere Figuren in aufrechter Stellung, welche dieſer nämliche Bramine Süd und Bud nannte. Der ganze Platz, nur die offene Vorderſeite ausgenommen, enthält genau dieſelben Figuren, wie das Innere, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ſie kleiner ſind. Sie ſind insgeſammt nackt, und haben weiter nichts auf dem Kopfe; als ihr krauſes Haar. Der Bramine, welcher dieſe Höhlen den Fremden zeigt, erzählt eine Legende, nach welcher Biskurma**), der Werkmeiſter des

*) Nach der Mythologie der Hindu, ſind Jay und Bidjee oder Wijee, die Pförtner oder Thürſteher des Wiſchnu.

**) Auch Biswa oder Wisma Kurma (der Welterſchaffer) genannt.

Ramchunder, dieſelben gefertigt haben ſoll. Letzterer ſchuf eine Nacht, die ein halbes Jahr dauerte, und während welcher er dieſe Höhlen mit der in ihrer Art eben ſo ſonderbaren Bergfeſte Doulutabad, oder Deoghire, die vier Koß weit davon abliegt, in Verbindung zu ſetzen hoffte. Da aber dieſe Nacht zu früh verſtrich, und der Hahn zu krähen anfieng, ſo mußte der göttliche Künſtler ſein angefangenes Werk unvollendet laſſen, und ſich wieder in den Dutar des Bode verfügen. Linker Hand iſt in dieſer ſchönen Höhle eine plump gearbeitete Niſche angebracht, aus welcher man in den Adnaut Subba hinabſehen kann. Dieſe Höhle beſteht aus zwei länglichten Vierecken, von welchen das Innere auf zwölf Pfeilern ruht. Die vier Eckpfeiler ſind von jenen, die im Mittelpunkte ſtehen, verſchieden.

Vermeſſungen der Jugnath Subba.

	Fuß.	Zoll.
Weite des in den Felſen gehauenen Einganges	35	—
Höhe der Hauptfigur, im Sitzen, .	4	2
Ganze Länge der Höhle.	57	—
Länge des inneren Vierecks, von der Grundfläche der Pfeiler an, ...	34	—
Breite der ganzen Höhle	42	7
Breite des inneren Raums	20	—
Breite bis an die Wände des inneren Gemachs	56	7
Umfang des Schaftes an einem der vier mittleren Pfeiler.	9	7½

Digitized by Google

	Fuß.	Zoll.
Eine Seite ſeiner Baſis	4	9
Von der Baſis bis an den oberſten Theil	10	2
Von da bis an den Tragſtein	11	4
Von der Erdflur bis an die Decke . .	13	4½

Die Decke iſt ehemals mit ungemein ſchönen, in Zirkeln eingeſchloſſenen, Malereien verziert geweſen, von welchen ſich mehrere Theile, beſonders die Einfaſſung, erhalten haben. Sie beſtehen aus allerlei Figuren, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts. Erſtere ſind faſt durchgehends in bloßem Kopfe, und haben kurze Zwickelbärte, oder Cholnas; letztere ſind bloß am Unterleibe bekleidet. In der ganzen Höhle findet ſich nirgends eine Inſchrift. Hier und da ſind Gruppen von Tänzern und Sängern abgebildet, zugleich auch muſikaliſche Inſtrumente, welche vollkommen ſo ausſehen wie die, welche noch heutzutage im Gebrauche ſind. Einige dieſer abgemalten Figuren prangen mit einem ſtark verzierten Kopfputze, von derſelben Art, wie die Tiare. Was aber das Alterthum dieſer Malereien ſehr zweifelhaft macht, iſt der Umſtand, daß ein großer Theil der ungemein ſchön geformten und canelirten Pfeiler damit bedeckt iſt. Dies wäre gewiß nicht geſchehen, wenn ſie von den Künſtlern herrührten, welche gleich anfänglich die Verzierung des Ganzen zu beſorgen hatten.

Abnaut Subba.

Liegt linker Hand am Eingange des Jugnath Subba. Der Eingang in dieſe Höhle iſt unvollendet geblieben, und oberhalb deſſelben iſt Luchmee Narrain, nebſt noch zwei anderen Figuren in Stein ausgehauen. Alle drei ſind durch die Länge der Zeit und die Witterung ſtark beſchädigt worden. Am Ende der Höhle, und zwar dem Eingange gegenüber, ſitzt das Gözenbild Abnaut. Linker Hand geht eine Oeffnung in eine andere Höhle, die zwar kleiner, aber ohne allen Vergleich beſſer bearbeitet iſt, als jene. Heutiges Tages iſt ſie dergeſtalt verſchüttet, daß von den Säulen nicht viel mehr als die Knäufe über den Boden hervorſteht. Dieſe Knäufe ſind ungemein ſchön gearbeitet, und zwar in demſelben Styl, wie die, welche im Vordergrunde des Jugnath Subba ſtehen.

Vermeſſungen der Höhle Abnaut.

	Fuß.	Zoll.
Höhe der ſitzenden Figur	4	2
Vom Eingange bis zu der Figur im Hintergrunde	45	—
Vom Eingange bis zur Fläche der gegenüber befindlichen Wand	34	6
Von einer Seite zur anderen . .	28	6
Höhe der Decke	9	4
Quadrat einer unverzierten Säule (an einigen ſind auf den Seiten Figuren ausgehauen)	2	11

Digitized by Google

	Fuß.	Zoll.
Höhe einer Säule, bis zu der Stelle, wo ein Knauf anfängt	6	11
Desgleichen, bis zu der Stelle, wo ein ſteinerner Träger zum Vorſcheine kömmt	7	10
Desgleichen von dem Felſen an der Vorderſeite der Höhle bis an die Außenſeite des Einganges	27	—

Indur Subba.

Vorderſeite gegen Süden. Taf. I. Fig. 2.

In dieſe prachtvolle Höhle, oder vielmehr in dieſe an einander gereihten Höhlen, geht man durch ein ſchönes Thor, das in den Felſen gehauen iſt, und auf welchem zwei liegende Löwen abgebildet ſind. Zur Rechten dieſes Thors liegt eine kleine Höhle, die aber großen Theils verſchüttet iſt. Sobald man durch den Thorweg hindurch iſt, kömmt man auf einen Vorhof, in welchem ein pyramidenförmiger Tempel, (Tafel II Fig. 1) oder eine ſogenannte Pagode ſteht, worin ſich eine Art von viereckigtem Altar befindet, an deſſen Seiten man Figuren von eben der Art ausgehauen hat, wie in dem letzteren Subba. Dieſer Tempel iſt ſehr künſtlich mit allerlei Bildhauerarbeit verziert, und ein künſtlich ausgehauener Felſenblock vertritt die Stelle des Thores. Allem Vermuthen nach, hat man ihm dieſe Form ganz zuletzt gegeben, als der Felſen bereits durchbrochen und der Eingang zu den inneren Gemächern fertig war.

In demſelben Vorhofe, und zwar linker Hand, ſteht ein ſchöner Obelisk, (Taf. II. Fig. 2.) deſſen Kapital mit einer Gruppe ſitzender menſchlicher Figuren verziert iſt, die mit der Steinmaſſe nicht in Verbindung ſtehen. Dieſer Obelisk iſt canelirt, auf eine ſehr geſchmackvolle Art gearbeitet, und hat bei dem allem ein ganz ungekünſteltes Anſehen.

Rechter Hand ſteht die Figur eines Elephanten, aber ohne Regierer oder Hoda.

Linker Hand iſt in dieſem nämlichen Vorhofe eine Aushöhlung, mit einer Figur von eben der Art wie die vorhergehenden, in der dem Eingange gegenüber befindlichen Vertiefung. Auch ſieht man darin an der Decke u. ſ. w. noch Ueberbleibſel von Gemälden, ſo wie an den inneren Seiten eine Menge in Stein ausgehauener menſchlichen Figuren, und an den äußeren Elephanten, Löwen, und andere dergleichen Thiere. Die Aushöhlungen rechter Hand, ſind weder oben noch unten ganz vollſtändig. Wenn man an dem, im Vorhofe befindlichen Tempel, vorbei geht, kömmt man an den Eingang des unteren Stockwerks dieſer Subba, welcher man es zwar ſtark anſieht, daß ſie nicht ganz vollendet wurde, die aber dennoch in der dem Eingange gegenüber befindlichen Vertiefung eine Figur von eben der Art enthält, wie die vorhergehenden.

Aus dem unteren Stockwerke ſteigt man auf einer Treppe rechter Hand in das obere, wo gerade vor derſelben eine coloſſaliſche Statue des Indur (Taf. III.

Fig. 1 u. 2.) ſteht. Er hat eine Tiare auf dem Haupte, über ſeiner linken Schulter hängt eine Jinoee, oder Braminenſchnur, und er ſitzt auf einem Elephanten. Ihm gegenüber erblickt man ſeine Frau, die Idranee, welche unter einem Mangobaume auf einem Löwen ſitzt. Am Ende dieſer Höhle, und zwar in einer Vertiefung, ſitzt dieſelbe Figur, welche man bereits in den vorhergehenden wahrgenommen hat, und die überhaupt in allen dieſen Höhlen die Hauptrolle zu ſpielen ſcheint. Dieſes Gemach iſt durch zwölf Pfeiler in zwei nicht ganz vollſtändige Vierecke von einander abgeſondert. In der Mitte des inneren Vierecks ſteht ein Altar.

In dieſer ſchönen Höhle iſt eine ſolche Menge Figuren, daß es ſchlechterdings nicht möglich iſt, ſie einzeln zu beſchreiben. Ueberhaupt getraue ich mich nicht, zu entſcheiden, was am meiſten bewundert zu werden verdient, ob die vortreffliche Bearbeitung der einzelnen Theile, oder die Schönheit des Ganzen. Die letztere wird ſich am beſten nach Maaßgabe folgender Vermeſſungen beurtheilen laſſen:

	Fuß.	Zoll.
Baſis des Obelisken (N. B. Er iſt ſtark beſchädigt)	4	2
Höhe der Aushöhlung des Vorhofs .	39	—
Tiefe des Vorhofs	54	—
Breite deſſelben	44	—
Höhe des Thores	8	—
Breite deſſelben	6	—
Tempel im Quadrat	18	—

Digitized by Google

	Fuß.	Zoll.
Höhe deſſelben	27	—
Obelisk	22	—
Derſelbe nebſt den darauf ſtehenden Figuren	24½	—
Umfang des Obelisken	12	—
Länge des Elephanten	13	5
Höhe deſſelben am Vorderblatte	9	—
Tiefe der Höhle linker Hand im Vorhofe, nebſt der Niſche	32	—
Desgleichen ohne Niſche	26	—
Breite derſelben	27	—
Höhe derſelben	12	—
Tiefe einer andern kleinen Höhle auf derſelben Seite	15	8
Breite derſelben	8	—
Höhe derſelben	7	—
Tiefe des untern Stockwerks, vom Eingange des untern Stockwerks bis zum Hintergrunde	79	—
Breite deſſelben	38	4
Höhe der Decke	14	—
Quadrat eines unverzierten Pfeilers	4	—
Tiefe des obern Stockwerks von der Figur im Hintergrunde bis zur gegenüber befindlichen Gallerie	78	—
Desgleichen von der Fläche beider Wände	66	—
Breite deſſelben	66	9
Höhe der Decke	14	—
Höhe der im Hintergrunde ſitzenden Figur	5	1

Digitized by Google

Purſaram Sabba.

Linker Hand im obern Stockwerke der Indur Subba iſt ein Durchgang in dieſe Subba, welche zwar kleiner als alle vorhergehenden, aber ihnen dennoch in allen Stücken ähnlich iſt, und denſelben ſowohl in Anſehung der Bauart, als auch der conſervirten Kunſtwerke vollkommen gleichkömmt. Aus derſelben führt ein Durchgang ins obere Stockwerk der Jugnath Subba, die ich bereits beſchrieben habe, und wodurch ſich die Verkettung dieſer drei Höhlen erklären läßt.

Vermeſſungen der Purſaram Sabba.

	Fuß.	Zoll.
Tiefe von der Vorderſeite der Figur bis ins Innere	36	—
Desgleichen von der Fläche jeder Wand	30	8
Breite	25	6
Höhe der im Hintergrunde ſitzenden Figur	3	3
Höhe der Decke	8	10
Quadrat der Baſis der Pfeiler . . .	2	3

Doomar Leyna.

In dieſe außerordentlich große und bewundernswürdige Höhle, führt ein Steig, oder vielmehr ein Gang, den man in den Felſen gehauen hat. Zur Linken dieſes Ganges befindet ſich eine kleine Höhle, die größtentheils verſchüttet iſt. Der Gang ſelbſt endigt ſich von außen bei einem Thorwege, der in einen Vorhof führt, an deſ-

Digitized by Google

ſen Ende, und zwar der Thüre gegenüber, eine kleine Höhle befindlich iſt. Zur Rechten dieſes Vorhofs kömmt man in die große Höhle, an deren Eingange zwei Löwen liegen, von welchen der eine keinen Kopf mehr hat. Der Weg in dieſe Höhle führt durch eine Art Gallerie (Veranda), in welcher linker Hand eine koloſſaliſche Statüe des Rajah Durma ſitzt, der eine Keule in der Hand hat, und über deſſen linke Schulter eine Jinoee hängt. Rechter Hand ſteht der Götze Wiswenſhwur Mahdew, in der Stellung eines Tanzenden. Um ihn her ſtehen noch einige andere Figuren, und namentlich der Stier Nundee.

Am Ende der eben erwähnten Gallerie (Veranda) wird die Höhle merklich geräumiger, noch mehr wird ſie es aber, wenn man bei der zunächſtſtehenden Säulenabtheilung vorbei gekommen iſt. Dies dauert ſo fort, bis zu ihrem Mittelpunkte, oder dem vierten Abſchnitte, wo man die Mittelthür eines ungemeinen ſchönen viereckten Tempels erblickt. Rechter Hand am Eingange ſteht eine meiſterhaft gearbeitete Statüe des Mun, mit der Tiare auf dem Haupte, und der Jinoee über die Schulter. Neben ihm ſteht die Bouannee, und oberhalb derſelben noch zwei kleinere Figuren. Linker Hand nimmt man dieſe nämliche Gruppe wahr, welche den Pouan und die Luchwee vorſtellen ſoll. Aehnliche Gruppen ſieht man an der Seite, dem Durchgange (Alley) gegenüber. Die zur Rechten, bedeuteten, nach Ausſage meines, Braminen den Chund und ſeine Frau Suckabyhe; die zur Linken aber den Prichund nebſt ſeinem

Sohne Govinda. Im Hintergrunde des Tempels (welcher vier Thüren hat) ſieht man dieſe Götzenbilder, unter der Benennung Sunk und Mahſunk, abermals an der Wand ſtehen; und endlich kommen ſie auch noch an der hinterſten Wand unter den Namen Sid und Rid vor. Ich muß aber offenherzig geſtehen, daß ich in dieſe Erklärungsart des Braminen, welcher mir dieſe Götzenbilder zeigte, kein ſonderliches Zutrauen ſetze. Wenn man bei den vier Abſchnitten, welche durch die Vertheilung der Pfeiler von einander abgeſondert ſind, und an deren einem Ende der Tempel ſteht, vorüber gegangen iſt, ſo werden die beiden andern nach und nach ſo ſchmal, wie der Durchgang, welcher hieher führt. Auch muß ich noch des Umſtandes erwähnen, daß in dem oben erwähnten Tempel ein Altar nebſt dem Lingam des Mahdew ſteht, wodurch er dergeſtalt ausgefüllt iſt, daß nichts mehr hinein geht. Dieſem Tempel gerade gegenüber und zwar, ſo wie man aus dem Durchgange heraustritt, iſt rechter Hand ein hübſcher offener Eingang, der geradesweges zu einem viereckten Tempel führt. Zur Rechten dieſes ſehr geräumigen Eingangs, ſitzt der Mahdew nebſt der Parwuttee, die von ihrem himmliſchen Gefolge, unter Anführung des Rouon, umgeben ſind. Linker Hand zeigt ſich der Beer Budder mit ſeinen acht Händen. Mit der einen hält er den erſchlagenen Rajah Dutz empor. In der andern hat er ein Schwert, womit er den Elephanten Erawuttee am Kopfe verwundete. Mit zweien hält er einen Baldachin. Eine andere durchbohrt den Dytaſſeer mit einen Speer. In der ſechſten hat er eine

Schlange. Die ſiebente hält ein Gefäß, um das Blut des getödteten Dytaſſeer hinein laufen zu laſſen. Die achte iſt abgebrochen, hielt aber, ihrer urſprüngli- chen Form zu Folge, das untere Ende des Speers, womit der Dytaſſeer durchbohrt worden war. Weiter unten ſitzt die Göttin Luchme.

An dem Ende, welches ſich dem Durchgange gegen- über befindet, und ganz von derſelben Beſchaffenheit iſt, kömmt man auf einen kleinen freien Platz, von welchem man, vermittelſt einer Treppe, bis zu einer beträchtli- chen Tiefe an einen Weiher hinabſteigt, der ſeinen Zu- fluß von dem Waſſer erhält, das während der Regenzeit von den höchſten Gipfel des Berges gerade herabſtürzt. Ueber dieſer Treppe iſt eine kleine Gallerie, welche hier offenbar in der Abſicht angebracht wurde, damit man ſitzend den Fall des Waſſers deſto gemächlicher betrach- ten könne.

An der Stelle, wo man aus dieſem Eingange her- vortritt, erblickt man rechts eine Gruppe, die aus ei- ner Frauensperſon, in aufrechter Stellung, und ſieben kleinern Figuren beſteht. Zur Linken iſt nichts zu ſehen. Sobald man aber in die erſte Abtheilung der Pfeiler tritt, ſieht man rechter Hand eine Abbildung der Hochzeitfeier des Goura (Mahdew) und der Parwuttee vor ſich, und weiter hinauf, noch außer dieſen, eine Menge anderer Figuren. Auf der einen Seite ſteht der Rajah Duk nebſt der Alia, als die Aeltern der Parwut- tee; vor ihnen ſitzt Brimha, welcher die Trauung

Digitized by Google

verrichtet, und hinter dieſem ſteht Viſhu. Vor dieſer Gruppe ſind die Kreiſe, worin die Ludcha Home, oder Hochzeitsopfer dargebracht werden, auf dem Boden ausgehauen. Zur Linken ſteht wieder eine andere Gruppe, welche den Mahdew und die Parwuttee, nebſt dem Stier Nundee repräſentirt.

In dieſer Höhle ſind, eben ſo wie in allen andern, Gemälde angebracht, beſonders aber an der Decke. Die meiſten der darauf abgebildeten Figuren, haben reich verzierte Tiaren auf den Köpfen. Einige, welche Mannesperſonen vorſtellen, haben Choleas an den Beinen; andere Theile der Drapperie fielen mir nicht deutlich genug ins Auge.

Vermeſſungen der Doomar Leyna.

	Fuß.	Zoll.
Länge des in den Felſen gehauenen Durchganges, und zwar von der Thür an, durch welche man in die Höhle geht	100	—
Breite derſelben	8	—
Höhe des Felſens, in welchen man dieſen Durchgang gehauen hat . .	31	—
Höhe des Vorhofs	61	6
Länge der beinahe ganz verſchütteten Höhle, zur Linken des Felſenganges . .	66	—
Tiefe derſelben	26	—
Höhe des noch nicht verſchütteten Theils dieſer Höhle	6	—

Digitized by Google

	Zoll.	Fuß.
Höhe der Thür am Eingange des Vorhofs	11	6
Breite derſelben	4	4
Länge des Vorhofs	51	4
Breite deſſelben	26	—
Länge der Höhle, welche ſich der Thür gegenüber befindet	28	6
Breite derſelben	17	3
Höhe des noch übrigen, nicht ganz verſchütteten Theils	10	6
Quadrat eines Pfeilers	2	4½
Breite des erſten aus Pfeilern beſtehenden Abſchnitts, wenn man in die Höhle tritt, und zwar von einer Wand zur andern	51	6
Breite des zweiten dieſer Abſchnitte .	90	3
Breite des dritten, vierten und fünften .	135	1½
(NB. Die zwei übrigen ſind genau ſo beſchaffen, wie die zwei erſten).		
Tiefe vom Eintritt in den Felſengang, bis zum Ausgange an den Teich .	135	10
Quadrat des Tempels zur Linken des Durchganges . . .	30	7
Höhe vom Boden bis an die Decke .	16	10
Quadrat der Baſis eines Pfeilers, das auf alle paßt . . .	4	3
Höhe von den vier höchſten Figuren, die an den vier Seiten des Tempels ſtehen	13	6

Digitized by Google

	Fuß.	Zoll.
Breite des ſüdlichen in den Felſen gehauenen Vorhofs . . .	13	6
Länge deſſelben . . .	55	—

Die Anzahl der Pfeiler beläuft ſich auf vier und vierzig; und ihre Reihen ſind durch den Raum unterbrochen, welchen der Tempel einnimmt. Es verdient bemerkt zu werden, daß einer der ſteinernen Träger, welche quer auf den Pfeilern liegen, viel dicker iſt als die andern. Wahrſcheinlich rührt dieſes von den Umſtänden her, daß die Werkleute vielleicht in der ungeheuer großen Decke einen oder den andern Riß bemerkten, der ihnen um ſo bedenklicher vorkommen mußte, da unmittelbar auf derſelben der Berg ruht.

Die Treppe am ſüdlichen Ausgange beſteht aus dreißig Stufen, da ſie aber kaum den dritten Theil des Weges bis an das Waſſer hinabreicht, ſo iſt zu vermuthen, daß der erſtaunliche Fall des Waſſers, welches vom Gipfel des Berges bis herab auf den Boden, wenigſtens hundert und zwanzig Fuß beträgt, den Behälter, worin ſich daſſelbe ſammelt, ſeit ſeiner erſten Anlage viel tiefer ausgehöhlt haben müſſe. Dieſer Waſſerfall bildet einen Nullah, welcher durch Ellora fließt.

	Fuß.	Zoll.
Länge der Gallerie oberhalb der ſüdlichen Treppe	29	—
Breite derſelben . . .	14	—
Höhe derſelben	7	6

Junwaſſa, oder der Hochzeitplatz.

Dieſe Höhle iſt gerade vor der Kluft angebracht, welche zwiſchen ihr und der Doomar Leyna mitten innen liegt. Sie iſt bei weitem nicht von dem Belang wie die andern. Es iſt darin ein mit Fenſtern verſehener Corridor, durch welchen das Licht in das Innere der Höhle fällt. Linker Hand der Thüre erblickt man hier die Abbildungen des Mahdew, Wiſchnu und Brimha; rechter Hand aber die des Bhullei, der Luchme und des Narrain. Am äußerſten Ende, und zwar zur Linken, ſieht man den Outar des Bharra, in welchem der Eber abgebildet iſt, wie er die Pritwa (die Welt) auf ſeinen Hauern trägt, und Seys unter ſeinen Füßen hat. Am Ende rechter Hand, iſt der Koom Kurn in Geſtalt eines ſchlafenden Mannes abgebildet, dem eine Frauensperſon den Leib wärmt. Man geht durch eine im Corridor angebrachte Thür in die Höhle. In der Höhle ſelbſt giebt es keine Figuren, obgleich hie und da Niſchen angebracht ſind. Es bleibt mir daher nichts weiter übrig, als die Vermeſſungen dieſer Höhle anzugeben, und zu einer merkwürdigern zu ſchreiten.

Vermeſſungen.

	Fuß.	Zoll.
Länge des Corridors	64	—
Breite deſſelben	8	—
Höhe deſſelben	12	2
Breite der Thür, durch welche man aus		

	Fuß.	Zoll.
dem Corridor über vier Stufen hinab in die Höhle geht	5	5
Höhe dieſer Thüre	8	—
Länge der Wand, nachdem man durch die Thüre gegangen iſt, mit Inbegriff zweier Gemächer, an jedwedem Ende	66	11
Quadratinhalt dieſer beiden Gemächer .	6	—
Breite der Halle . . .	19	6
Höhe derſelben . . .	11	2
Quadratinhalt eines andern Gemachs rechter Hand innerhalb der Halle . .	7	—
Tiefe des Bezirks, in welchem der Tempel ſteht, zwiſchen . . .	22	5
und	11	11
Höhe deſſelben . . .	8	2

Einige Yards weiter rechts, iſt noch ein anderer Theil der Junwaſſa, faſt unter demſelben Geſichtspunkte, nämlich N. 80 W., wie der letztere. Die Fronte iſt mit vier Pfeilern verziert, deren Sockel drei Fuß und ſechs Zoll ins Gevierte hat; zugleich auch mit zwei Säulen. Wenn man quer durch das Zimmer, oder die Halle, hindurch geht, kömmt man in einen beſondern Abſchnitt, welcher durch die Verkürzung der Halle entſtanden iſt. An jeder Seite dieſes Abſchnitts ſtehen weibliche Figuren. Die Vorderſeite dieſes Abſchnitts bilden zwei Pfeiler und zwei Säulen, die in einem ganz eigenen Styl gearbeitet ſind. Innerhalb deſſelben ſteht ein viereckigter Tempel, und in dieſem ein Altar mit

dem Lingam des Mahdew. An jeder Seite der Tempelthür ſtehen zwei koloſſaliſche männliche Figuren, und neben jeder eine kleinere weiblichen Geſchlechts. Der Bramine, welchen ich bei mir hatte, nannte die männlichen Figuren Chund und Prichund. Man kann in dem ſo eben beſchriebenen Abſchnitt rings um den Tempel herumgehen.

Vermeſſungen.

	Fuß.	Zoll.
Länge der Halle, mit Inbegriff des an jedem Ende derſelben befindlichen, funfzehn Fuß langen Abſchnitts .	111	—
Breite der Halle, oder des erſten Abſchnitts	22	4
Höhe derſelben . . .	15	—
Tiefe des Bezirks, in welchem der Tempel ſteht . . .	40	—
Breite deſſelben . . .	37	8
Quadrat des Tempels . . .	21	—
Breite der Tempelthüre . .	4	4
Höhe derſelben . . .	8	11

Comar Warra.

Dieſe Höle liegt zunächſt bei der letztern. Der Eingang in dieſelbe iſt durch herabgefallene Felſenſtücke verunſtaltet, und mit Erde verſchüttet. Sie beſteht aus vier Abtheilungen, die durch vier Pfeiler von einander abgeſondert ſind. Obgleich die vorderſte dermalen auf keinem mehr ruhet, ſo mögen doch wohl in ältern Zeiten

ebenfalls welche da geſtanden haben. Da die ungeheure, über dieſelbe herabhangende, Felſenmaſſe keine Stütze mehr hat, ſo iſt es dieſem Umſtande, allem Anſehen nach, zuzuſchreiben, daß von Zeit zu Zeit, wie ſolches ſchon geſchehen iſt, einzelne Stücke herabfallen, und den Eingang verſperren. Die Länge der vier Abſchnitte vermindert ſich allmählich, und der letztere bildet ein Kabinet, an deſſen Thüre zu beiden Seiten ein Paar hübſche koloſſaliſche Figuren ſtehen. Die zur Rechten hat ein gezücktes Schwert in der Hand; die andere iſt verſtümmelt. Im Kabinet ſelbſt ſtehen keine Figuren, wohl aber ein Fußgeſtell, das vermuthlich dazu beſtimmt war, eine darauf zu ſetzen.

Vermeſſungen.

	Fuß.
Tiefe, vom erſten Pfeiler an, bis in den Hintergrund des Kabinets	31
Seitenlänge	57

Ghana, oder der Oel-Laden.

So nennet man verſchiedene kleine Gemächer, die mit einander in Verbindung ſtehen, und dieſen Namen vermuthlich deswegen erhalten haben, weil ſie viele Aehnlichkeit mit einem Platze haben, an welchem die Oelverkäufer das Oel auspreſſen. Dieſer Ort iſt in keinem andern Betracht merkwürdig, als weil darin eine Statüe des Gunnes und der Lingam des Mahdew enthalten iſt. Ganz nahe dabei, iſt noch eine andere

Gruppe kleiner Gemächer, die in dem nämlichen Styl gebauet ſind, und worin zwei Lingams des Mahdew ſtehen.

Neelkunt Mahdew.

Dieſe Höhle iſt nur wenige Yards von der letztern entfernt. Am Eingange derſelben ſteht der Stier Nunдee, in einer viereckichten Einfaſſung, der durch die Länge der Zeit ſehr gelitten hat. Wenn man an demſelben vorbeigeht und einige Stufen hinanſteigt, befindet man ſich gleich in der Höhle. Am Ende der Wand, ſtehen zu beiden Seiten zwei Figuren, welche vermuthlich ein Paar Militärperſonen vorſtellen ſollen. Der Thür gegenüber iſt ein Kabinet, worin der Lingam des Mahdew ſteht, der aus einem überaus ſchönen glatten Steine gemacht iſt. Dieſe Höhle beſteht, wie alle vorhergehenden, aus mehrern Abſchnitten, die durch Säulenreihen von einander abgeſondert ſind, und deren Seitenlänge ſich nach dem Kabinet zu allmählich vermindert. An der Wand des Abſchnitts, durch welchen man nach dem Kabinet geht, ſteht rechter Hand die Figur des Swammy Kartick, und an der entgegengeſetzten Seite die des Gunnes, an welcher der Rüſſel fehlt. Neben dem Gunnes ſteht eine kleinere Figur, welche die Surſuttee vorſtellt, und an der Vorderwand, zu beiden Seiten der Thür des Kabinets, iſt die Luchmee in verſchiedenen Stellungen abgebildet.

Digitized by Google

Vermeſſungen.

	Fuß.	Zoll.
Tiefe der Höhle vom Vordergrunde bis in den Hintergrund des äußeren Kabinets, worin der Lingam des Mahdew ſteht	44	4
Länge der Höhle, da, wo ſie ſich in dem erſten Säulenabſchnitt am weiteſten erſtreckt	68	8
Höhe der Decke	12	—
Kabinet, lang und breit . . 28,6	17	

Ramiſhwur.

Dieſe Höhle iſt nur wenige Yards von letzterer entfernt. Vor dem Eingange liegt der Stier Nundee, und linker Hand iſt eine mit ganz vortrefflichem Waſſer angefüllte Ciſterne, in welche man auf einer Treppe hinabſteigt. Vorn am Eingange ſtehen zu beiden Seiten einige weibliche Figuren. Die Vorderwand dieſer Höhle ruht auf vier Säulen und zwei Pfeilern. Am Pfeiler zur Linken ſteht eine weibliche Figur, die einer Grazie nichts nachgiebt. Noch muß ich des Umſtandes erwähnen, daß die Figuren in den letzteren Höhlen durchgehends mit einem ſehr ſchönen Kopfputze verſehen ſind, da hingegen die in den erſteren weiter nichts auf dem Kopfe haben, als ihr krauſes Haar. Dem Mittelpunkte des Eingangs gegenüber, iſt ein großer abgeſonderter Platz, auf welchem ein Tempel ſteht, worin man den Lingam des Mahdew aufgeſtellt hat. Dieſe Höhle be-

ſteht noch außerdem aus einem großen Saal. Am Ende deſſelben ſind mehrere Kammern, worin man eine Menge Figuren wahrnimmt. In der zur Rechten nehmen die Nou Chunda die ganze Hinterwand ein. Zur Rechten dieſer Kammer iſt eine ſehr ſonderbare Gruppe abgebildet, die aus einigen Figuren beſteht, welche nicht ſowohl Menſchen, als vielmehr Gerippen, ähnlich ſehen. Sie ſoll, ſagt man, einen Geizhals nebſt ſeiner Frau, ſeinem Sohne und ſeiner Tochter, vorſtellen, welche vergebens um Brod betteln, indeß ihnen ihre zuſammengekargten Schätze von Dieben entwendet werden. Dieſer Gruppe gegenüber iſt noch eine andere, welche den Kal Behroo vorſtellt. Die Hauptfigur iſt eine tanzende Perſon; auch ſind Muſikanten dabei.

Wenn man aus der Kammer wieder in den Saal tritt, ſo nimmt man rechter Hand den Mahdew und die Parwuttee wahr, die mit einander auf dem Chouſur ſpielen. Zwiſchen ihnen ſitzt Narrain, dem man es anſieht, daß er ſie mit einander in Händel zu verwickeln ſucht. Nach dem Ausſtrecken der rechten Hand zu urtheilen, ſcheint die Parwuttee nicht abgeneigt, dem Mahdew eine Ohrfeige zu verſetzen. Weiter unten iſt die Schlägerei wirklich abgebildet, und zugleich eine poſſierliche Figur, die ihnen den Hintern zeigt.

Rechts in der Kammer linker Hand, am Ende des Saals, erblickt man die Gruppe der Bouanee Myſaſeer, und zur Linken die des Swammy Kartik, nebſt ſeinem Pfau und zwei Mendaſeers.

An der Hinterwand. in der Mitte dieſer Kammer, iſt die Hochzeitsfeier des Rajah Jennuck abgebildet, wobei eine Menge Figuren vorkommen, und unter anderen auch eine, welche die Kokosnuß in der Hand hat, deren man ſich bei dergleichen Gelegenheiten zu bedienen pflegt. Unten darunter ſitzen Gunnes, Brimha, und noch einige andere Götter, welche ſich in die Verrichtungen, die bei der Trauung üblich ſind, getheilt haben.

Da, wo man aus der zur Linken befindlichen Kammer wieder in den Saal tritt, iſt linker Hand eine Gruppe des Goura und der Parwuttee, die in ihrem Himmel ſitzen, und vom Rouon bedient werden.

Zu beiden Seiten der Pfeiler, vor dem Eingange des abgeſonderten Platzes, ſind weibliche Figuren angebracht.

Zu beiden Seiten der Thüre des Tempels, der auf dem abgeſonderten Platze ſteht, ſtehen zwei koloſſaliſche und zwei kleinere Figuren. Erſtere ſollen den Ahraon Meyraon vorſtellen, die kleinere zur Linken den Keyroo Bhut, und die kleinere zur Rechten den Viſhnu. Dieſe beiden Götter fodern einander zum Wettringen heraus.

Einige in dieſer Höhle befindliche Pfeiler, ſind auf eine ſehr geſchmackvolle Art verziert. Ganz nahe bei dieſer Höhle iſt noch eine kleinere, in welcher der Lingam des Mahdew aufgeſtellt iſt, die aber keine weitere Erwähnung verdient. Nicht weit davon kömmt man wieder in eine dieſer Höhlen, die zwar größer,

aber nicht im mindeſten verziert, und ſowohl von innen als von auſſen groſzentheils verſchüttet iſt.

Auſzer dieſen giebt es auch noch drei bis vier andere Höhlen von eben der Art, die zwiſchen der letzteren und dem groſzen Kunſtwerke, Keylas genannt, mitten inne liegen.

Vermeſſungen.

	Fuſz.	Zoll.
Länge des Saals, mit Inbegriff der an beiden Enden deſſelben befindlichen, neun Fuſz langen Kammern . .	90	8
Tiefe der Höhle, mit Inbegriff des abgeſonderten Platzes, auf welchem der Tempel ſteht . . .	72	5
Höhe	15	—
Quadrat des Tempels auf dem abgeſonderten Platze . . .	31	—

An der Vorderſeite dieſer Höhle ſtehen vier Säulen und zwei Pfeiler. Da, wo ſich der abgeſonderte Platz anfängt, ſtehen ebenfalls zwei Säulen und zwei Pfeiler.

Keylas, ſonſt das Paradies genannt. (Taf. IV.)

(Anſicht von Weſten.)

Der Zugang zu dieſer bewundernswürdigen Höhle, iſt viel bequemer als zu den andern, und beſteht aus einer ungemein ſchönen Fronte, auf einem in den Felſen

gehauenen freien Platze. Rechter Hand am Eingange, iſt eine mit ganz vortrefflichem Waſſer gefüllte Ziſterne. An beiden Seiten des Eingangs iſt ein hervorragendes Simswerk, das bis an das erſte Stockwerk reicht, mit Bildhauerarbeit und überaus ſchönen Zinnen verziert iſt, aber durch die Länge der Zeit viel gelitten hat. Der Thorweg iſt geräumig und ſchön. Auf beiden Seiten deſſelben ſind Gemächer, von eben der Art wie die, welche man heutiges Tages im Morgenlande an den Dawries der Paläſte anzubringen pflegt. Ueber dem Thore iſt ein Balkon, der, allem Vermuthen nach, für den Nobut Khanneh beſtimmt war. An der Außenſeite des Stockwerks über dem Thore, ſind Säulen angebracht, die beinahe ſo ausſehen, als wenn ſie zu einer der fünf griechiſchen Säulenordnungen gehörten. Das Innere des unterhalb denſelben befindlichen Thores, iſt reich mit Bildhauerarbeit verziert, an welchem die Bildniſſe der Bouannee Uſhtbooza und des Gunnes, erſteres rechter und letzteres linker Hand, beſonders hervorſtechen. Aus dem Thorwege kömmt man auf einen ſehr geräumigen Platz, welcher deswegen in der Felſenmaſſe ausgehauen wurde, um hier einen außerordentlich großen Tempel von zuſammengeſetzter pyramidaliſcher Form aufzuführen, deſſen bewundernswürdige Bauart, und mannichfaltige, faſt übertriebene und bis ins kleinſte Detail ſich erſtreckende, Verzierungen, jede Beſchreibung übertreffen. Dieſer Tempel, welcher von oben herab in den Felſen gehauen wurde, und in Geſtalt eines großen Gebäudes da ſteht, hängt mit dem Thorwege vermittelſt einer Brücke zuſammen, welche dadurch ent-

ſtand, daß man einen Theil des Felſens in ſeinem urſprünglichen Zuſtande ließ, als Alles andere weggehauen wurde. Unterhalb der Brücke, und zwar dem Eingange gegenüber, ſteht eine Statüe des Bouannee, die auf einer Lotosblume ſitzt. Ueber ihrem Haupte nimmt man zwei Elephanten wahr, die ihre Rüſſel in die Höhe halten, als wenn ſie mit einander kämpften. Am Durchgange unterhalb der Brücke, ſteht auf jeder Seite ein Elephant, und zwar an der Stelle, die auf dem beiliegenden Grundriß dieſer merkwürdigen Höhle, mit a bezeichnet iſt. An dem einen dieſer Elephanten fehlt der Kopf, am andern der Rüſſel, und beide ſtecken ſo tief im Schutt, daß ſich ihre Höhe nicht genau beurtheilen läßt. Weiter vorwärts ſtehen hinter dieſen Elephanten zwei Obelisken b. Sie ſind viereckigt, und bis an ihre Capitäle hinauf ungemein ſchön geformt. Auf letztern ſcheinen einige Figuren geſtanden zu haben, die aber jetzt nicht mehr vorhanden ſind. Nach einigen Ueberbleibſeln zu urtheilen, welche linker Hand auf der Erde liegen, mag wohl auf jeder ein Löwe geſtanden haben.

Um ordnungsmäßig zu verfahren, und die Beſchreibung dieſes großen, auf mannichfaltige Art zuſammengeſetzten Werks möglichſt zu erleichtern, will ich nur ganz kurz anmerken, daß man darin eine Menge von Bildhauern gefertigter Figuren antrifft, die aber durch die Länge der Zeit ſammt und ſonders beſchädigt ſind. Demnächſt werde ich die einzelnen Theile des in der Mitte befindlichen Baues beſchreiben, und mich ſodann rechter Hand wenden, um deſſen Theile ebenfalls nam-

Digitized by Google

haft zu machen, worauf ich mich linker Hand ſchlagen, und das Ganze mit der Beſchreibung derjenigen Gegenſtände beſchließen werde, die ſich am Ende des freien Platzes, dem Thorwege gegenüber, und hinter dem großen Tempel vorfinden. Was die Erläuterung des Ganzen betrifft, ſo beziehe ich mich diesfalls auf den beigefügten Plan.

Mittlerer Raum zu ebener Erde.

Wenn man unter dem Thorwege (1) hindurch gegangen iſt, kömmt man auf einen freien Platz (2) und geht man von da noch weiter vorwärts unter einer kleinen Brücke weg, ſo paſſirt man eine Stelle, wo der Stier Nundee auf einem viereckichten Felſenſtücke (3) ſteht. Die Seitenwände dieſer Abtheilung ſind überall mit Bildhauerarbeit verziert, welche Säulen und Figuren von allerlei Art vorſtellt. Von da führt der Weg wieder unter einer andern kleinen Brücke hin, an deren einem Ende eine koloſſaliſche Figur ſitzt, die den Rajah Bhoi vorſtellt, der von mehreren anderen Figuren umgeben iſt. Dieſen gegenüber ſteht die koloſſaliſche Figur des Guttordhui, welcher zehn Hände hat. Am Ende dieſes kurzen Durchganges, fängt ſich das Hauptgebäude des großen Tempels (4) an, deſſen ausgehauener Raum ſich aber im oberen Stockwerk befindet, in welches man auf Treppen, welche ſeitwärts an den Wänden (5) angebracht ſind, hinanſteigt.

Rechte und linke Seite, am unteren Theile des Tempels.

Die Säule rechter Hand iſt mit einer vollſtändigen, in Stein gehauenen Abbildung der Schlacht geziert,

welche Ram dem Rouon liefert, und worin Hunomaun eine Hauptrolle ſpielt. Weiter vorwärts von dieſem Schlachtfelde, ragen Köpfe von Elephanten, Löwen und einigen bloß imaginären Thieren, aus dem Boden hervor, nicht anders, als wenn ſie dazu beſtimmt wären, den Tempel zu tragen. Dies dauert ſo fort, bis an ein vorſpringendes Eckzimmer (6), an deſſen in den Felſen verſenkten Seitenwänden, eine große, aus allerlei größtentheils verſtümmelten Figuren beſtehende, Gruppe angebracht iſt. Dieſes Eckzimmer ſtand ehedem mit den Gemächern zur Rechten des Vorhofs in Verbindung, und zwar vermittelſt einer Brücke (7), welche nachher zuſammengeſtürzt iſt, und deren Trümmer jezt ſeitwärts auf dem freien Platze liegen. Dieſer Einſturz ſoll ſich vor mehr als hundert Jahren ereignet haben.

Wenn man an dem eben erwähnten Eckzimmer vorbei gegangen iſt, ſo zieht ſich das Tempelgebäude einige Schritte weit einwärts, dann tritt es wieder hervor (8), und wenn man noch eine kurze Strecke an demſelben hingeht, endigt ſich die ganze Länge dieſes bewundernswürdigen Baues, wenn anders ein Etwas, das durchgehends in einer Felſenmaſſe ausgehauen iſt, ſo genannt werden darf, bei einem andern Eckzimmer, das aber nicht ſo weit hervorragt, wie die beiden erſtern. Er ruhet übrigens ſeiner ganzen Länge nach, auf den Köpfen der vorerwähnten Elephanten, Löwen u. ſ. w., welche aus der Erde hervorragen, und vermuthlich in der Abſicht hier angebracht wurden, damit es das Anſehen ha-

ben ſollte, als wenn dieſer ungeheure Raum durch das Daſeyn jener Thiere gewiſſermaaßen belebt würde. Der hinterſte oder öſtliche Theil des Tempels, beſteht aus drei kleinern, ganz von einander abgeſonderten Tempeln, welche mit ſehr künſtlicher Bildhauerarbeit verziert ſind, und ebenfalls auf Elephanten u. ſ. w. ruhen, von welchen aber mehrere beſchädigt ſind. Die Seite linker Hand (nämlich vom Eingange) iſt von der rechter Hand ſo wenig verſchieden, daß ſie keine beſondere Beſchreibung verdient; doch darf ich den Umſtand nicht übergehen, daß hier, anſtatt der Schlacht zwiſchen dem Ram und Rouon, jene des Keyſo Pando abgebildet iſt. Die Krieger beſtehen größtentheils aus Fußvolk, doch ſitzen auch einige auf Elephanten, oder auf Wagen, die mit Pferden beſpannt ſind; aber Reuter erinnere ich mich nicht geſehen zu haben. Sie waren meiſtens mit Bogen bewaffnet; einige führten aber auch Streitkolben und gerade Schwerdter.

Mittlerer Raum des oberen Stockwerks.

Der Thorweg beſteht aus fünf Gemächern (9) wovon drei in der Mitte und zwei auf beiden Seiten liegen. Wenn man aus den mittlern über eine Brücke (10) geht, und ſieben Stufen (11) hinan ſteigt, ſo kömmt man in ein viereckichtes Zimmer (12), in welchem der Stier Nundee ſteht. In dieſem Zimmer ſind zwei Thüren und zwei Fenſter. Dieſen Fenſtern gegenüber, ſtehen die beiden Obelisken (b), deren ich bereits weiter oben erwähnte.

Aus dieſem Standorte des Nundee, geht man über eine zweite Brücke (13), ſteigt ſodann drei Stufen (14) hinan, und kömmt in eine ſchöne offene Halle (15). Dieſe ruhet, nach der Brücke zu, außer zwei Säulen, (auf welchen von außen zwei Löwen ſtehen, deren Ueberbleibſel, trotz der erlittenen Beſchädigungen, noch immer ſehr ſchön ſind, und von innen zwei Figuren, die den Sphynxen nicht unähnlich ſehen), zugleich auch auf zwei Pfeilern, welche dieſelbe mit dem Tempelgebäude in Verbindung ſetzen, in deſſen Hauptabtheilung (16) man aus der Halle auf vier ſchönen Stufen und einem Thorwege gelangt, wo auf jeder Seite eine koloſſaliſche Figur ſteht. Wenn man im Tempel, der, außer den Wänden, die mit ſchön gearbeiteten Pfeilern verziert ſind, auf zwei Säulengängen ruhet, einige Schritte weiter vorwärts thut, ſo erblickt man einen leeren Zwiſchenraum, welcher dadurch entſtanden iſt, daß der Baumeiſter auf jeder Seite einen Pfeiler weggelaſſen hat. Aus dieſem Zwiſchenraume tritt man, ſowohl rechter als linker Hand, in eine offene Halle (17), die aus dem Tempelgebäude vorſpringt. An der zur Rechten, war ehedem die oben erwähnte Brücke (7), vermittelſt welcher das Hauptgebäude mit den Seitengemächern in Verbindung ſtand, wohin man nunmehro, da dieſelbe zuſammengeſtürzt iſt, auf keine andere Art gelangen kann, als wenn man auf einer Leiter hinanſteigt. Indeß verſicherte man mich, daß oben im Berge ein Loch ſey, durch welches man ebenfalls hinein kommen könne. Ich hatte aber weder Zeit noch Kräfte genug, dieſes Loch in Augenſchein zu nehmen. In die gegenü-

her befindliche Halle geht man auf einer unterhalb derſelben angebrachten Stiege. Das Zimmer (18), in welchem der Lingam des Mahdew (19) aufgeſtellt iſt, und zu welchem man auf fünf Stufen hinangeht, macht das Ende dieſes ungemein ſchönen Salons aus, an deſſen Eingange auf beiden Seiten eine Menge vortrefflicher Bildhauerarbeit angebracht iſt. Die ganze Decke iſt mit Chunam überzogen und bemalt. Ein großer Theil dieſer Malerei iſt gut conſervirt.

Auf jeder Seite des Zimmers, in welchem der Lingam des Mahdew ſteht, iſt eine Thür (20), die auf eine Terraſſe (21) führt, wo zu beiden Seiten der großen Centralpyramide, welche man auf dem Zimmer des Lingam errichtet hat, noch zwei andere Zimmer (22) angebracht ſind, die ebenfalls eine pyramydenförmige Form haben, aber keine Statüen enthalten. Drei andere pyramidaliſche Gemächer (23), ebenfalls ohne Statüen, machen das Ende dieſer Terraſſe aus, und ſind ſammt und ſonders mit einer Menge Figuren aus der indiſchen Mythologie verziert.

Mehrere, ſowohl äußere als innere Theile dieſes großen Tempels, ſind mit Chunam überſtrichen und bemalt. Die Bewohner der umliegenden Gegend erzählen, die Rauchſchwärze, welche man an den Gemälden wahrnimmt, rühre davon her, daß Aurungzebe die in dieſer Höhle befindlichen Gemächer habe mit Stroh ausfüllen und ſolches anſtecken laſſen. Wenn dieſes wahr iſt, ſo kann er hierbei wohl keine andere Abſicht

gehabt haben, als einige Obſcönitäten (vorausgeſetzt, daß dieſe wirklich vorhanden waren) zu vernichten, dergleichen man hie und da in der Bildhauerarbeit wahrnimmt. Im Ganzen betrachtet, gewährt dieſer Tempel, welchen ich, wegen meiner damaligen mißlichen Geſundheitsumſtände, nur äußerſt unvollſtändig beſchreiben konnte, eine prachtvolle Anſicht, und die pyramidaliſchen Theile deſſelben, ſchienen mir ganz in demſelben Geſchmack gearbeitet zu ſeyn, wie an den neuern Tempeln der Hindu.

Rechte Seite des freien Platzes.

Dieſe Seite des Felſens beſteht aus mehrern, mit einander in Verbindung ſtehenden, Aushöhlungen, wie aus dem beigefügten Plane zu erſehen iſt. Die untern ſind aber ſammt und ſonders, nur den Corridor ausgenommen, über welchen ich vor der Hand nichts zu ſagen habe, von keinem ſonderlichen Belange; und die obern, aus drei Stockwerken beſtehenden, welche Lunka (24) genannt werden, und wovon ich mir ungleich mehr verſprach, ſind auf keine andere Art zugänglich, als mit Beihülfe einer Leiter. Ich will daher ohne weitere Umſtände die

Linke Seite des freien Platzes

beſchreiben. In dieſer ſind unten einige merkwürdige Aushöhlungen, aus welchen man auf einer ſchlechten Treppe in ein oberes Stockwerk hinan ſteigt, welches Pur Lunka genannt wird, und wo man in einen ſchönen Tempel (25) tritt, an deſſen Ende ſich ein

Zimmer befindet, worin man den Lingam des Mahdew aufgeſtellt hat. Dieſem Zimmer gegenüber, und zwar an der Stelle, wo man von der Treppe hineingeht, ſteht der Stier Nundee, nebſt zwei großen ſchönen Figuren, die zu Pferde ſitzen, und zu beiden Seiten des gedachten Zimmers ſtehen. Die Decke ſchien mir hier niedriger zu ſeyn, als in den vorhergehenden. Im Ganzen betrachtet, iſt dieſer Tempel gut conſervirt; auch ruht derſelbe auf ſehr maſſiven Pfeilern, und enthält eine Menge Figuren, die in der indiſchen Götterlehre vorkommen, und zum Theil ganz vortrefflich gearbeitet ſind. An der Decke ſieht man noch hie und da, wie in allen andern, einige Ueberbleibſel von Malereien, ob man ſie gleich, da ſie vom Rauche ganz ſchwarz geworden ſind, nicht deutlich mehr unterſcheiden kann. Wenn man aus dem Pur Lunka herab geht, kömmt man in eine Höhlung, die zwar ſehr geräumig, aber nicht mit Bildhauerarbeit verſehen iſt (26), und von da in einen Corridor (27) wo die Bildniſſe mehrerer, in der indiſchen Götterlehre vorkommenden Perſonen (wie in einem Pantheon) aufbewahrt werden, und in einzelnen Feldern aufgeſtellt ſind. Dieſe Figuren, welche ſich linker Hand anfangen, ſind folgende: 1. der Lingam des Mahdew, der von neun Köpfen umgeben iſt, und vom Rouon bewacht wird. 2. Die Goura Parwuttee, und unterhalb derſelben Rouon, der etwas ſchreibt. 3. Mahdew Parwuttee, und weiter abwärts der Stier Nundee. 4. Dieſelben Figuren. 5. Wiſchnu. 6. Goura, Parwuttee. 7. Ein Bukta (Geweihter) des Wiſchnu, mit Ketten an dem Fuße.

8. Goura und Parwuttee (NB. die Abbildungen der Goura und Parwuttee ſind allemal merklich von einander verſchieden). 11. Wiſchnu und Luchmee. 12. Bul Budder, wie er aus dem Pind, oder Lingam des Mahdew hervorkömmt. Hier endigen ſich die Figuren linker Hand, fangen aber nachher am öſtlichen Ende der Höhle, da wo der Corridor (28) aufhört, in folgender Ordnung wieder an: 13. Goura und Parwuttee. 14. Berroo, nebſt dem Govin Raj, den er mit ſeinem Speer durchbohrt hat. 15. Dytaſſeer auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen. 16. Goura und Parwuttee. 17. Kal Behroo. 18. Nurſing Outer, wie er aus der Säule hervortritt. 19. Kal Behroo. 20. Bal Behroo. 21. Wiſchnu. 22. Govin. 23. Brihma. 24. Luchmedaß. 25. Mahmund. 26. Narrain. 27. Behroo. 28. Govin. 29. Bal Behroo. 30. Govin Raj und Luchmee. 31. Kiſſundaß. Hier ſtößt nun der Corridor an das öſtliche Ende der Höhle, wo er aufhört. Von da gehen wir nun in demjenigen Theile, welcher rechter Hand liegt (29) weiter vorwärts, wo ich gleich anfangs die Beſchreibung dieſes merkwürdigen Ganges ausdrücklich deswegen abgebrochen habe, um nachher das Verzeichniß der übrigen Figuren ungeſtört fortſetzen zu können. Dieſe ſind: 32. Mahdew. 33. Ittuldaß. 34. Durhen Raj, wie er den Uggar Kaum umfaßt. 35. Nurſing, wie er den Hurn Kushb vernichtet. 36. Wiſchnu, ſchlafend auf der Schlange Seys Naug. Aus ſeinem Nabel iſt der Kummul (Lotus) emporgewachſen, und im

Kelche dieſer Blume ſitzt Brimha. 37. Goverdhun. 38. Mahdew Bullee mit ſeinen ſechs Händen. 39. Krishna, auf dem Gurroor ſitzend. 40. Bharra Outar. 41. Kriſhna Chitterbooz, die Schlange Callea Naug mit Füßen tretend. 42. Ballajee. 43. Anna Pooma. Noch muß ich anmerken, daß den Hauptfiguren in ihren verſchiedenen Feldern immer noch einige andere beigefügt ſind, die, vermöge des ihnen beigelegten Charakters, zur Erläuterung desjenigen Theils ihrer Geſchichte dienen, welchen die Abbildung vorſtellt. Wenn ich nicht zu ſehr entkräftet geweſen wäre, ſo würde ich mich beſtrebt haben, nicht nur dieſen, ſondern überhaupt alle einzelnen Theile dieſes bewundernswürdigen Ortes, weit genauer zu beſchreiben, wiewohl das ausführlichſte Detail noch immer nicht hinreichend ſeyn würde, von demſelben einen vollſtändigen Begriff zu geben. Es iſt mir leid, die Bemerkung beifügen zu müſſen, daß ſich, nach der Anſicht des Berges zu urtheilen, da nämlich derſelbe auf der mit Nr. 30 bezeichneten Linie, weit über den Corridor und die daſelbſt befindlichen Säulen hervorragt, nicht anders vermuthen läßt, als daß während der Regenzeit das Waſſer ſtromweiſe auf den freien Platz herabſchießt, und in der ganzen Höhe des überhangenden Felſens eine Cascade bildet, wodurch eine Menge losgeriſſener Steine mit fortgeriſſen werden, womit ſchon der ganze Abhang dergeſtalt bedeckt iſt, daß ſie jeden Augenblick auf die unten befindliche Böſchung herabzuſtürzen drohen.

Digitized by Google

Vermeſſungen der Höhle Kenlas.

	Fuß.	Zoll.
Breite des äußern Vorſaals . . .	138	—
Tiefe deſſelben	88	—
Größte Höhe des Felſen, in welchem dieſer Vorſaal ausgehauen iſt . .	47	—
Höhe des Thorwegs	14	—
Breite deſſelben, ohne das neuere Gebäude	14	4
Länge des Thorwegs, innerhalb welchem ſich auf beiden Seiten Zimmer befinden, die 15 Fuß lang und 9 Fuß breit ſind	42	—
Länge des innern Vorſaals, oder Hofs, vom Thor an, bis zur gegenüber befindlichen Abdachung . . .	247	—
Breite deſſelben	150	—
Größte Höhe des Felſen, in welchem der Hof ausgehauen iſt	100	—

Linke Seite des Hofs im unteren Stockwerk.

Länge einer kleinen Höhle, an deren Vorderſeite zwei Säulen, und an jedem Ende ein Pfeiler ſtehen, nebſt drei weiblichen Figuren, die bis an die Kniee im Schutt ſtecken . . .	22	6
Breite derſelben	8	—
Höhe derſelben	9	8
Länge einer andern Höhle, an deren Vorderſeite fünf Säulen und zwei Pfeiler angebracht ſind . . .	57	9

Digitized by Google

	Fuß.	Zoll.
Breite derſelben, innerhalb der rings um dieſelbe befindlichen Bänke . .	6	—
Höhe derſelben, am Ende der Treppe, die in das obere Stockwerk führt .	10	4
Unausgehauener Zwiſchenraum . .	20	—
Länge einer andern Höhle, an deren Vorderſeite zwei unverzierte viereckige Säulen und zwei Pfeiler ſtehen; der Felſen ragt über letztere hervor, und inwendig iſt rund herum eine Bank angebracht	54	6
Breite derſelben	12	6
Höhe derſelben	16	—
Thorweg, der in eine Gallerie, oder in einen Corridor führt, welcher fünf Fuß eilf Zoll hoch, und zwei Fuß neun Zoll breit iſt. In der Gallerie ſelbſt ſtehen mehrere Figuren. Länge vom Thorwege bis an das äußerſte Ende der ganzen Aushöhlung . .	117	8
Breite	13	—
N. B. Auf dieſer Längenlinie ſtehen eilf Säulen, davon jede zwei Fuß und neunthalb Zoll ins Gevierte hat.		
Höhe derſelben innerhalb der Säulen. (Der vorragende Felſen iſt ungefähr drei Fuß niedriger, und ſpringt bald ſieben, bald dreizehn Fuß über die Felſen		

	Fuß.	Zoll.
hervor, ſo daß ſich kein beſtimmtes Maaß angeben läßt.)	14	8

Ende des dem Thorwege gegenüber befindlichen Vorhofs hinter dem Tempel.

Die ganze Breite, von einer Seite zur andern, wenn man an jeder Seite der zur Gallerie gehörigen innern Wand zu meſſen anfängt, beträgt . . .	186	6
Breite der Gallerie, mit Einſchluß der Pfeiler, deren hier ſiebenzehn in einer Reihe ſtehen	13	4

N. B. Der Felſen ſpringt hier ſehr unregelmäßig, bald funfzehn, bald zwei und zwanzig Fuß weit über die Felſen vor, und iſt nicht ſo hoch als die Decke.

Rechte Seite des Vorhofs, im untern Stockwerke.

Figuren-Gallerie, oder Corridor, der auf eine Strecke von zehn Pfeilern nach denſelben Maaßen abgetheilt iſt, wie die vorhergehenden Theile dieſer nämlichen Gallerie, ſo daß der eine Winkel mit unter den vorigen begriffen iſt. Einer Tradition zu Folge, ſollen drei dieſer Winkel, in der Abſicht angebracht ſeyn, die Macht des Gottes, unter deſſen Schutz dieſe Höhle ſteht, auf die Probe zu ſtellen. Als der darauf liegende Felſen nicht einſank, ſtand Aurungzebe, der, ſagt man, den Verſuch

machen ließ von anderweitigen Unternehmungen dieſer Art ab.

Hier führt ein Thorweg, welcher zwei Fuß und vier Zoll breit, und fünf Fuß hoch iſt, in einen Corridor. In dieſem Corridor iſt ein ſechzig Fuß langes, zwei und zwanzig Fuß breites und eilf Fuß, vier Zoll hohes Gemach. Das Ende rechter Hand iſt unvollendet geblieben.

	Fuß.	Zoll.
Länge	60	—
Breite	17	=
Höhe . . . . . ,	18	—

In dieſem Zimmer finden ſich eine Menge Figuren, die von der Wand völlig abgeſondert ſind. Unter andern auch eine, die einem Skelett ähnlich ſieht, und neben welcher auf jeder Seite eine kleinere ſteht. Die Hauptfigur ſitzt, und ſtellt beide Füße auf eine nackte Figur, die auf der Erde liegt.

	Fuß.	Zoll.
Länge einer Aushöhlung, in welcher ſich, dem Eingange gegenüber, ein kleines Zimmer befindet, das ſechs Fuß lang, ſieben Fuß breit, und acht Fuß hoch iſt . . .	24	—
Tiefe derſelben	18	—
Höhe derſelben	10	—
Länge einer Aushöhlung, womit das untere Stockwerk auf der einen Seite ſich endigt	24	—

	Fuß.	Zoll.
Tiefe derſelben	10	—
Höhe derſelben	11	6

ausgenommen zwiſchen zwei Säu'en, wo das Dach gewölbt iſt. Dies war die erſte Wölbung, welche ich hier wahrnahm, und ihre Höhe beträgt vierzehn Fuß, acht Zoll.

Linke Seite des oberen Stockwerks.

Eine kleine unvollendete Aushöhlung, welche der Mühe des Vermeſſens nicht werth war.

	Fuß.	Zoll.
Pur Lunka. Dies iſt eine ſchöne große Aushöhlung, zu welcher man eine Treppe von fünf und zwanzig Stufen hinan, und durch einen Thorweg geht, welcher drei Fuß und acht Zoll breit, und ſieben Fuß, ſieben Zoll hoch iſt. Seine Länge beträgt, mit Ausſchluß der Abtheilung, worin der Tempel des Mahdew ſteht . . .	70	7
Die Breite	61	9
Die Höhe	14	6
Tiefe der Abtheilung, worin der Tempel des Mahdew ſteht	26	—
Breite derſelben (NB. Der Tempel iſt von außen ſechs und zwanzig Fuß lang, und zwanzig Fuß breit) . . .	39	—

NB. Dieſe ganze Abtheilung enthält eine Menge Figu-

ren, die zum Theil ganz vortrefflich gearbeitet ſind. Die Flur iſt in der Mitte einen Fuß höher. Die Höhe der Decke ſteht mit dem Ganzen in gehörigem Verhältniß.

Rechte Seite aus zwei Stockwerken beſtehend.

Erſtes Stockwerk.

	Fuß.	Zoll.
Tiefe eines geräumigen Zimmers, das ehedem mit dem großen Tempel, vermittelſt einer Brücke, welche nun eingeſtürzt iſt, in Verbindung ſtand .	18	—
Seitenlänge . . .	60	—
Höhe	16	—

Noch ein anderes Zimmer, in dem eben erwähnten. Aus letzterm führt eine Thür in daſſelbe, und inwendig iſt rund herum eine Bank angebracht. Dieſes innere Zimmer iſt ſehr dunkel, da das Licht nur durch die Thüre hineinfällt.

	Fuß.	Zoll.
Tiefe dieſes Zimmers . .	29	—
Seitenlänge	36	—
Höhe	11	—

Zweites Stockwerk.

In dieſes gelangt man aus dem untern, vermittelſt einer rechter Hand angebrachten Treppe, die aus vier und zwanzig Stufen beſteht. Nun kömmt man in ein großes Zimmer, das genau dieſelben Verhältniſſe hat,

wie das darunter befindliche im erſten Stockwerke, nur mit dem Unterſchiede, daß die Decke zwei Fuß niedriger iſt.

	Fuß.	Zoll.
Tiefe eines andern in dem vorerwähnten befindlichen Zimmers . .	35	—
Länge deſſelben	37	—
Höhe deſſelben	14	—

In der Mitte dieſes Zimmers ſcheint ſich der Felſen geſenkt zu haben; denn man ſieht herabgefallenen Schutt darin.

Mittlerer Raum.

Ueber dem Thorwege iſt ein vierzehn Fuß langer, acht Fuß breiter, und acht Fuß hoher Balkon. Inwendig iſt ein Zimmer, das neun Fuß ins Gevierte hat, und ungefähr neun Fuß hoch iſt. Noch ein anderes Zimmer iſt genau nach denſelben Vermeſſungen eingerichtet. An jede Seite des Centrums ſtößt wieder ein Zimmer, das zwei und zwanzig Fuß lang, und fünfzehen Fuß breit iſt. Es folgt eine Brücke, deren Länge zwanzig, und die Höhe achtzehn Fuß beträgt. Die daran befindliche Bruſtmauer, iſt drei Fuß ſechs Zoll hoch. Von der Brücke geht man neun Stufen hinan, und kömmt nun in ein beſonderes Zimmer, worin der Stier Nundee ſteht. Es hat ſechzehn Fuß und drei Zoll ins Gevierte. Eine andere Brücke, ein und zwanzig Fuß lang, und drei und zwanzig Fuß breit, führt in die obere Halle des Tempels. Dieſe Halle, nebſt der Bruſtmauer, iſt achtzehn Fuß lang, funfzehn Fuß und zwei Zoll breit,

Digitized by Google

und ſiebenzehn Fuß hoch. Es iſt eine Bank darin, welche rund herum geführt iſt, und deren Höhe vier Fuß beträgt, die Breite hingegen drei Fuß und ſieben Zoll. Man kann zwar aus dem Thorwege auf einem Schutthauſen, welcher ſich hier angehäuft hat, in dieſe Halle hinanſteigen; eigentlich geht aber der Weg über die auf beiden Seiten angebrachten Treppen, deren jede aus ſechs und dreißig Stufen beſteht, ſo daß man zu beiden Seiten des Tempelgebäudes hinangehen kann.

Der große Tempel.

	Fuß.	Zoll.
Halle, deren Thür zwölf Fuß hoch und ſechs Fuß breit iſt. Die Länge der Halle, von der Thür an, durch welche man in den Tempel geht, bis an die Hinterwand des Tempels, beträgt .	103	6
Länge von dieſem Platze, bis an das Ende der hinter dem Tempel aufgeworfenen Terraſſe . . .	142	6
Größte Breite im Innern des Tempels .	61	—
Höhe der Decke . . .	17	10

Auf beiden Seiten ſind zwei Vorſäle, die, von außen gemeſſen, vier und dreißig Fuß zehn Zoll lang, und funfzehn Fuß vier Zoll breit ſind. Die mit den Vermeſſungen dieſes ungemein ſchönen Tempels verbundenen Schwierigkeiten, wird man am beſten aus dem hier beigefügten Grundriſſe erſehen, welcher an Ort und Stelle aufgenommen wurde.

Die Höhe des groſsen Thurms, oder vielmehr der Pyramide, beträgt neunzig Fuſs, und die der kleinern ungefähr funfzig Fuſs. Die Obelisken ſind acht und dreiſsig Fuſs hoch. Ihre Baſis hat eilf Fuſs ins Gevierte, und iſt von jeder Seite des Zimmers, worin der Stier Nundee ſteht, acht und dreiſsig Fuſs weit entfernt. Der Schaft oberhalb des Piedeſtals hat ſieben Quadratfuſs. Die zwei Elephanten auf beiden Seiten des Hofs, oder vielmehr des Einganges, ſind von mehr als natürlicher Gröſse.

Dus Dutar.

Dieſe Höhle liegt ganz nahe bei der Keylas. Der Zugang zu derſelben geht über eine ſehr rauhe in den Felſen gehauene Treppe, und da der eigentliche Eingang verbaut iſt, ſo muſs man rechter Hand über eine Mauer ſteigen, wo man ſodann in einen viereckigten ausgehauenen Vorhof kömmt, auf welchem ſich linker Hand eine kleine Aushöhlung vorfindet. In der Mitte dieſes Vorhofs hat ehemals ein ungemein ſchönes viereckigtes Gebäude geſtanden, wovon man noch Ueberbleibſel ſieht. Der Zugang zu dem daran befindlichen Corridor, welcher dem Thorwege gegenüber liegt, gieng über eine ſchöne Treppe, die eine Halle bildete. Das Dach des eben erwähnten Corridors, ruhte auf zwei Pfeilern, wovon aber der eine umgefallen und folglich das Dach eingeſtürzt iſt. Die Vorderſeite dieſes Vierecks iſt in der Mitte mit einem ſteinernen Gitterwerke verſehen, und an den Seitenwänden ſtehen Figuren, die in beſondere Fel-

Digitized by Google

der vertheilt ſind. Die an den beiden Ecken, ſcheinen Löwen geweſen zu ſeyn, ſind aber durch die Länge der Zeit ganz unkenntlich geworden. Zur Rechten dieſes Vierecks iſt eine ausgetrocknete Ciſterne; zur Linken aber ſind einige Behälter voll trefflichen Waſſers, und ich glaube ganz gewiß, daß es keine ſonderliche Mühe erfordern würde, die erwähnte Ciſterne ebenfalls damit zu verſehen. Die Vorderſeite dieſes Vorhofs iſt größtentheils mit Erde verſchüttet, die von den benachbarten Anhöhen herabgeſchoſſen iſt, und da man dieſem Uebel nicht abzuhelfen ſucht, ſo wird deren immer noch mehr vom Regen hereingeſchwemmt. Der Eingang zu dieſem Viereck, in welchem mehrere an einander ſtoßende Zimmer waren, iſt in dem Hauptgebäude angebracht, wenn anders dieſer Ausdruck, wie ich bereits im Vorhergehenden angemerkt habe, von einer Struktur gebraucht werden darf, die von oben herab in den Felſen gehauen iſt. Jenes Hauptgebäude beſteht aus zwei Stockwerken, und an deſſen Vorderſeite ſtehen, ſowohl oben als unten, ſechs Säulen und zwei Träger. Es ſcheint, als ſey es ſchon frühzeitig in Gefahr geweſen, verſchüttet zu werden. Zu einſtweiliger Abhülfe, hat man im Vorſaale, der an die Vorderſeite des Gebäudes ſtößt, und gleich daneben, einen Einſchnitt gemacht. Das untere Stockwerk iſt ganz flach. So auch die auf beiden Seiten befindlichen zwei Abtheilungen, oder Höfe. An den Pfeilern, welche ſammt und ſonders außerordentlich ſtark und maſſiv ſind, nimmt man nicht die mindeſte Verzierung wahr. Da der Eingang in das obere Stockwerk verſchüttet war, ſo mußte ich mit vieler Mühe durch ein

enges, auf der linken Seite befindliches Loch, hineinklettern. Das obere Zimmer iſt ſehr groß, und ruhet in ſeiner Vertiefung auf acht Reihen Säulen. Am Ende der mittlern Reihe iſt ein Gemach, worin man den Lingam des Mahdew aufgeſtellt hat; und an der Vorderſeite deſſelben, dem andern Ende gegenüber, ſteht der Stier Nundee, an welchem aber der Kopf fehlt. Die Seitenwände, ſowohl hier, als auch in dem Zimmer, welches dem Mahdew gewidmet iſt, ſind mit allerlei mythologiſchen Figuren verziert, welche ſich ungemein gut erhalten haben. Vorzüglich zeichnen ſich die Dus Outar (oder zehn Verwandlungen) aus, nach welchen dieſe Höhle, allem Vermuthen nach, benannt worden iſt. Im Mittelpunkte der Seitenwände iſt ein Altar angebracht.

Vermeſſungen.

	Fuß.	Zoll.
Länge des untern Stockwerks, an deſſen Vorderſeite ſechs Säulen und zwei Pfeiler ſtehen . . .	103	3
Tiefe deſſelben . . .	46	4
Höhe . . .	14	19½
Größte Länge des obern Stockwerks, deſſen Vorderſeite eben ſo beſchaffen iſt, wie die des untern . .	96	5
Deſſen Tiefe . . .	101	10
Deſſen Höhe, wie im untern . .	14	19½
Tiefe des Zimmers . . .	14	—
Seitenlänge deſſelben . . .	37	1

	Fuß.	Zoll.
Länge des vierecktigen Gebäudes im Vorhofe	32	—
Deſſen Breite	26	3
Deſſen Höhe	10	1½

Teen Taal.

Einige Yards weiter ſüdwärts von der Höhle Dus Dutar, kömmt man zu jener, welche Teen Taal (die drei Erzählungen) genannt wird. Der Weg zu derſelben geht über eine ſchnurgerade Fläche, und führt durch ein Thor, in einer Wand, welche man beim Aushauen des Felſen ſtehen ließ, in einen ſchönen Vorhof, wo noch zur Zeit wenig Schutt und Steine liegen. Die Vorderſeite dieſer Höhle hat ein ſchönes ungekünſteltes Anſehen; denn ſie beſteht, ſowohl im obern als untern Stock, nur aus acht viereckigten Säulen und zwei Pfeilern, an welchen nicht die mindeſte Verzierung wahrzunehmen iſt, außer an den zwei mittlern im untern Stockwerk, die jedoch auf eine ſolche Art verziert ſind, daß es ihrer viereckigten Form nicht im geringſten zum Nachtheile gereicht. Wenn man im Vorhofe einige Schritte weiter vorwärts geht, wird er allgemach weiter, und man erblickt in dem Eckwinkel linker Hand einen Behälter voll ganz vortrefflichen Waſſers; wie denn überhaupt das Waſſer in den Ciſternen, welche man in dieſen Höhlen vorfindet, lauter und rein iſt. Seitwärts im Vorhofe bemerkt man eine oberhalb des Bodens an-

gebrachte Aushöhlung, die aber weiter keine Erwähnung verdient. Das untere Stockwerk beſteht aus ſechs hinter einander ſtehenden Pfeilern, und am äußerſten Ende des mittlern Raums, iſt ein Zimmer, worin die koloſſaliſche Figur der Seyis ſteht. Geht man im mittlern Raume weit r vorwärts, ſo wird die Aushöhlung beim vierten Pfeiler allmählig enger, und dies dauert ſofort bis ans Ende. Auf jeder Seite iſt ein kleines Zimmer, und auf beiden Seiten ſind in dem zunächſt vorkommenden Felde zwei ſitzende Figuren. Die zur Rechten ſtellt den Sukur Achary vor, und die zur Linken den Adnaut. Zu beiden Seiten der Thür ſtehen ebenfalls ſehr große Figuren. Wenn man aus dem Erdgeſchoß rechter Hand eine hübſche Treppe hinangeht, ſo hat man das oben erwähnte Zimmer gerade vor ſich. Es enthält eine große Statüe des Covere, welcher ſitzend abgebildet iſt; und nebſt dem noch einige andere Figuren, die, wenn ſie an einem andern Platze ſtünden, nicht unbemerkt bleiben würden. Geht man nun auf dieſer nämlichen ſchön gearbeiteten Treppe noch weiter aufwärts, ſo kömmt man in den Corridor des zweiten Stockwerks, der in einem edeln Styl gebaut iſt. Dem Eingange gegenüber iſt ein Gemach, welches einen ſitzenden Jum enthält. An jedem Ende dieſes Corridors iſt eine Thür, welche in vier an den Seitenwänden des Felſen belegene Zimmer führt. Von dieſen Thüren an zieht ſich die Wand des Felſen bis zum dritten Pfeiler an der Seite, und zum zweiten in der Vertiefung, um auf beiden Seiten zwei Zimmer zu bilden, worin aber keine Figuren ſind. Dieſe Fortſetzung der Wand verengt den

Eingang des Tempels innerhalb des Corridors, bis auf zwei Säulen und zwei Pfeiler. An das Ende des mittlern Raums ſtößt ein Zimmer, worin eine große ſitzende Figur des Luchmon befindlich iſt, und auf jeder Seite der Thür ſtehen ebenfalls zwei koloſſaliſche Figuren. Ehe man aber an jenes Zimmer kömmt, wird der Raum, und zwar von der innern Säulenreihe an, abermals enger, damit man auf beiden Seiten zwei kleine Zimmer anbringen konnte. Die größte Tiefe dieſes ſchönen Raums hat ſechs von der Wand abſtehende Pfeiler, welche ſammt und ſonders viereckigt und unverziert ſind. Wenn man aus dieſem Stockwerke am entgegengeſetzten Ende des Corridors, durch welchen man hereingekommen iſt, eine eben ſo helle als bequeme Treppe hinangeht, kömmt man in das obere Stockwerk, und tritt hier durch eine Thür, linker Hand des Austritts, in ein kleines Zimmer. Dem Eingange gegenüber, am Ende des Corridors ſteht eine koloſſaliſche Figur des Sey Dew. Links an der Seitenwand ſteht Lukkool; dieſem zunächſt kömmt Bheem; dann Arjun, und endlich Dhurm Rajah. Dies ſind die fünf Söhne des Pundoo. Ihnen gegenüber, in ähnlichen Niſchen, ſind die Abbildungen des Dodo, Mado, Penda und Sudan aufgeſtellt. Bei der Thür, und zwar dem Sey Dew gegenüber, ſteht noch eine fünfte Figur. Wenn man durch den mittlern Raum dieſes ungemein ſchönen Tempels weiter vorwärts geht, verengt ſich der Raum bei den vorerwähnten ſechs Säulen, um auf beiden Seiten des großen Gemachs, vierzehn ſitzenden Figuren Platz zu machen, welche ſammt und ſonders krau-

Digitized by Google

ſes Haar haben. Weiter vorwärts kömmt man in eine Art Vorſaal, welcher ſehr reich mit einer Menge Figuren ausgeſchmückt iſt, die theils ſitzen, theils ſtehen. In der Mitte iſt eine Thür, zu einem andern Zimmer, in welches man auf drei Stufen hinabſteigt. Vor der Thür iſt eine koloſſaliſche Statüe des Ram, der auf einem Throne, oder Altare, ſitzt, und neben dem die untergeordneten Götter ſtehen, die gewöhnlich den Dienſt bei ihm haben. Ihm gegenüber, und zwar links vor der Thür an der Wand, ſteht Seta. Alle Säulen dieſes ungemein ſchönen und geräumigen Tempels ſind viereckigt und ohne alle Verzierung; an der Decke ſieht man aber noch hin und wieder einige Ueberbleibſel von Gemälden.

Vermeſſungen der Teen Tal.

Unteres Stockwerk.

	Fuß.	Zoll.
Tiefe des Zimmers . . .	41	6
Deſſen Länge . . .	117	6
Deſſen Höhe . . .	11	6
Tiefe der Abtheilung . . .	43	5
Tiefe des in der Abtheilung befindlichen Zimmers . . .	12	—
Deſſen Breite . . .	19	—
Deſſen Höhe . . .	14	—
Höhe der ſitzenden Figur . .	11	8
Das Zimmer am erſten Auftritte, wenn man die Treppe hinangeht, iſt fünf		

	Fuß.	Zoll.
und zwanzig Fuß lang, und zwanzig Fuß breit,		
Die Treppe, welche ins zweite Stockwerk führt, beſteht aus vier und zwanzig Stufen.		
Länge des Corridors	114	5
Tiefe von der Wand des Corridors bis zur Abtheilung . . .	66	6
Höhe der Decke . . .	12	3½
Tiefe der Abtheilung . . .	16	—
Die Treppe, welche in das dritte Stockwerk führt, beſteht aus vier und zwanzig Stufen.		
Länge des Corridors . .	110	5
Tiefe der Abtheilung . . .	66	9
Höhe der Decke . . .	12	—
Größte Tiefe des Vorhofs . .	79	—
Deſſen Breite. . . .	110	—

Der Thorweg iſt acht Fuß breit und eilf Fuß hoch.

Bhurt Chutturghun.

Dieſe Höhle beſteht aus zwei Stockwerken; wenigſtens ragen deren nur zwei aus der Erde hervor. Beide ſind gut conſervirt; da aber die Treppe verſchüttet iſt, ſo muß man durch die Wand des Corridors hineingehen. Man hat ſo viele Beſchreibungen von dieſer Höhle, daß ich ſchlechterdings nichts mehr anzuführen weiß, das Erwäh-

Digitized by Google

nung verdiente. Ihre Benennung hat ſie, allem Vermuthen nach, daher erhalten, daß ſie dem Bhurt und Chutturghun, den beiden Brüdern des Ramchunder, gewidmet war, deren Abbildungen, nach Ausſage der Braminen, in dieſer Höhle die vornehmſten ſeyn ſollen.

Vermeſſungen.

	Fuß.	Zoll.
Länge des Vorhofs . . .	102	8
Deſſen Tiefe	25	—
Der Corridor im untern Stockwerke hat dieſelbe Länge wie der Vorhof. Die Breite innerhalb der Säulen beträgt	8	5
Die Treppe ins obere Stock des Corridors, beſteht aus ſechzehn Stufen. Deſſen Länge beträgt . . .	102	10
Tiefe vom Corridor bis zur Abtheilung .	44	4
Breite der Abtheilung . . .	33	0
Deſſen Tiefe	10	6
Höhe der Decke	9	6

Biskurma, oder Visimakurma ka Jompree, (die Zimmermannshütte).

Vorderſeite W. 5. S.

Der Legende zu Folge, war Biskurma*) der Künſtler, welcher alle dieſe wunderbaren Kunſtwerke in ei-

*) Der Weltſchöpfer, im allegoriſchem Sinne aber der Werkmeiſter des Ram.

ner Nacht, die ſechs Monate dauerte, zu Stande brachte; da aber, bevor er ganz damit fertig war, der Hahn krähte, mußte er dieſelben unvollendet laſſen, und da er ſich am Finger verwundet hatte, ſo begab er ſich hieher, in ſeine ſogenannte Hütte. Die Statüe am Eingange dieſer ſchönen Höhle, ſoll ihn, ſagt man, in der Attitüde vorſtellen, wie er dieſen verwundeten Finger empor hält. Ich bin aber, trotz der Legende, der unmaßgeblichen Meinung, daß dies die Abbildung eines in tiefem Nachdenken begriffenen Mannes iſt, da dieſe Abbildung der Hände in dergleichen Fällen häufig vorkommt. Doch wir wollen alles Fabelhafte bei Seite ſetzen, und uns ſtatt deſſen an Thatſachen halten. Dem zu Folge muß ich ſagen, daß dieſe Höhle ſehr ſchön iſt, und keiner andern das mindeſte nachgiebt. Ihrer Form nach, iſt ſie einzig, und in Hinſicht der Zeichnung ſehr elegant. Der Säulengang hat ein ungekünſteltes, äußerſt imposantes Anſehen. Rechter Hand, nicht weit vom Eingange, iſt eine Ciſterne voll hellen und klaren Waſſers. Ueber dem Thore, deſſen äußere Seite reich mit Bildhauerarbeit verziert iſt, hat man einen Balkon angebracht, den man, welches vielleicht auch ſeine urſprüngliche Beſtimmung ſeyn mochte, den Muſikanten anweiſen könnte, um den Zuhörern im Innern des Tempels etwas vorzuſpielen. Letzterer hat das Anſehen einer zierlich gebauten Kapelle, mit einem gewöbten Dache, und iſt ganz ſo eingerichtet, wie eine ähnliche Höhle zu Kenara, auf der Inſel Salſette, und noch eine andere bei Ekvera, unweit dem Gipfel des Bhore Ghaut, die zuerſt von dem Maler, Herrn Wales, entdeckt worden iſt. An dem

oberen Theile, ſteht die vorerwähnte Statüe. An der Decke ragen ſteinerne Ribben hervor, welche ſich in eben dem Verhältniſſe krümmen, nach welchem ſich die Wölbung der Höhle, gegen die Kapitäle der Säulen zu beiden Seiten herabneigt. Außer dem großen Raume, in der Mitte der Höhle, iſt hier noch ein ſchmaler Gang angebracht, welcher zwiſchen zwei Reihen Säulen auf beiden Seiten des Altars herumgehet, übrigens aber eng und dunkel iſt. Dieſe ſonderbare Form der Höhle, machte überall, wo ich ſie wahrnahm, den Gedanken in mir rege, daß ſelbige wohl eher zu einem allgemeinen, der Gottheit gewidmeten, Verſammlungsorte gedient haben möge, als zu einer Wohnung, oder irgend einem andern temporären Aufenthalte. Auch führte mich hiernächſt die zirkelförmige Wölbung der Decke, ſo wie der Name und die Abbildung des Gottes, welcher dieſe Höhle bewohnt haben ſoll, auf die Vermuthung, daß hierunter vielleicht der Allmächtige zu verſtehen ſey, wie er unter dem unermeßlichen Gewölbe des Himmels über die Erſchaffung des Weltalls nachdenkt. Zu gleicher Zeit muß ich jedoch anmerken, daß die Höhlen ähnlicher Art, zu Ekvera und Kenara, nie vom Biskurma bewohnt worden ſind. Es iſt weiter nichts darin, als ein ſehr hoher Altar, deſſen oberer Theil zirkelförmig zugerundet iſt, und im Hintergrunde der Höhle ſteht.

Vermeſſungen.

	Fuß.	Zoll.
Vorhof, ins Gevierte	49	—
Breite des untern Corridors, wo auf der		

	Fuß.	Zoll.
Vorderſeite und an den Wänden zwölf Säulen und zwei Pfeiler ſtehen .	14	—
Höhe des Daches . . .	10	4
Thorweg, welcher vier Fuß breit, acht Fuß und vier Zoll hoch, und über deſſen Eingange eine Gallerie angebracht iſt, ins Gevierte . . .	14	—
Länge des innern Tempels, vom Eingange bis zur gegenüber befindlichen Wand hinter dem Altare . . .	79	—
Breite deſſelben, von einer Wand zur andern . . .	43	6
Höhe deſſelben, von der Mitte des Gewölbes, bis herab auf den Boden .	35	—
NB. Die Höhe zwiſchen den Säulen und der Wand, wo die Decke flach iſt, beträgt . . .	14	10
Breite zwiſchen den Säulen und der Wand	7	8
Umfang der Säulen, von welchen zwei viereckigt und acht und zwanzig achteckigt ſind . . .	8	1

Der Altar am Ende des Tempels, iſt ungefähr vier und zwanzig Fuß hoch.

Dehr Warra, oder die Wohnung des Hallalcore.

Vorderſeite, in der Richtung von Jugnath Subba, eine Meile davon S. 25 O.

Allem Vermuthen nach nannten die Braminen dieſe ſchöne geräumige Höhle deswegen ſo, damit die Neugierigen, in der Vorausſetzung, daß ſelbige verunreinigt ſey, dadurch abgehalten würden, ſie in Augenſchein zu nehmen. Während der regnichten Jahreszeit ſtürzt ſich ein kleiner Bach über die Vorderſeite derſelben in die Ebene herab, und bildet eine Art von kryſtallenem Vorhang, welcher die ganze Fronte bedeckt. Zu beiden Seiten ſind zwei Steinſtreifen, die ſich in paralleler Richtung vom Eingange der Höhle bis an das Ende derſelben erſtrecken, von wo man auf den großen Teich, die Stadt und das Thal von Ellora, eine ungemein ſchöne Ausſicht hat. Dieſe Bänke mochten wohl ehedem für Leute beſtimmt ſeyn, die ſich mit Studieren oder Schreiben beſchäftigten, oder etwas zu verkaufen hatten. Zwiſchen denſelben iſt ein bequemer Gang, bis zu dem Götzenbilde am Ende der Höhle.

Digitized by Google

III.

Nachricht
von
den Einwohnern der Poggy-Inſeln bei Sumatra. *)

Von John Criſp, Eſq.

(Mit einer Abbild. auf Taf. VI.)

Vielleicht dürften folgende Nachrichten dem Kaufmanne, dem Politiker und dem Philoſophen zu unbedeutend ſcheinen, um ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, da das gegenwärtige Zeitalter ſo reich an wichtigen Entdeckungsreiſen iſt, und in demſelben ſo verſchiedene neue Länder und neue Menſchenarten bekannt wurden. Doch findet ſich bei den Bewohnern der Poggy- (ſpr. Pogkki) oder Naſſau-Inſeln, welche an der Weſtküſte von Sumatra liegen, ein Umſtand, der in

*) Aus den Asiatick Researches Vol. VI. S. 77 u. ff.

Digitized by Google

der Geſchichte des Menſchen ſeltſam, und als ſolcher nicht ohne Intereſſe iſt. Aus der Nachbarſchaft Suma-tra's, welche man in Rückſicht auf dieſe Inſeln als ein Continent betrachten kann, ſollte man erwarten, daß ihre Einwohner urſprünglich aus Sumatra ſtamm-ten, und einige Aehnlichkeit in Sprache und Sitten mit den Bewohnern dieſer Inſel zeigten. Aber man findet hier dagegen ein Volk, deſſen Sprache ganz von der auf Sumatra abweicht, deſſen Sitten und Gebräuche auf einen ganz verſchiedenen Urſprung hindeuten, und denen auf den neuerlich entdeckten Inſeln im großen Weltmeere ungemein ähnlich ſind. Eine dunkle Vorſtellung von dieſem Umſtande erregte meine Neugierde, und ich be-ſchloß, über die Geſchichte dieſes Volks eine genauere Unterſuchung, als bisher geſchehen war, anzuſtellen. Denn troß, daß dieſe Inſeln einer brittiſchen Niederlaſ-ſung (Bencoolen) ſo nahe liegen, haben wir doch bis jeßt nur eine ſehr unvollſtändige Kenntniß ihrer Bewoh-ner. Vor etwa 40 bis 50 Jahren ward zwar ein Verſuch gemacht, dort eine Niederlaſſung zu gründen, und den Pfefferbau einzuführen. Aber durch das fehlerhafte Be-nehmen desjenigen, dem die Leitung dieſes Geſchäfts übergeben war, mißlang daſſelbe. Der unvollſtändige Bericht von den Einwohnern, welchen der Abgeordnete der oſtindiſchen Compagnie auf dieſen Inſeln gegeben hat, iſt, ſo wie der gleichfalls wenig belehrende vom Ca-pitän Foreſt in Dalrymple's India Directory abge-druckt. Beide zuſammen enthielten, ſo viel ich weiß, alle unſere Kenntniſſe von dieſen Inſeln.

Digitized by Google

Die Naſſau- oder Poggy-Inſeln bilden einen Theil der Inſelreihe, die ſich längs der ganzen Weſtküſte von Sumatra 20 — 30 Seemeilen weit, erſtreckt. Die Nordſpitze der nördlichen Poggy-Inſel liegt unter 2° 18′ und die Südſpitze der ſüdlichſten unter 3° 16′ S. Br. Beide trennt die enge Straße See-Cockup unter 2° 40′ S. Br. und etwa 100° 38′ öſtlich von Greenwich.

Ich verließ Fort Marlborough am 12ten Auguſt 1792 in einem kleinen Schiffe, und befand mich am 14ten früh auf der Höhe von der ſüdlichen Poggy-Inſel. Wir fuhren längs der Küſte hin, und ankerten um 1 Uhr in der Straße See-Cockup.

Dieſe Straße iſt etwa ½ geogr. Meile lang und $\frac{1}{16}$ breit. Sie bildet einen ſehr ſichern Platz für Schiffe jeder Größe, die hier gegen jeden Wind völlig geſichert liegen, und das Waſſer iſt buchſtäblich ſo ruhig, als in einem Teiche. Der Hauptfehler derſelben, wenn man ſie als Ankerplatz betrachtet, iſt die große Waſſertiefe, die dicht am Ufer 25 Faden und 45 in der Mitte des Kanals beträgt. Von unſerm Ankerplatze konnten wir die Höhen von Sumatra völlig erkennen. In der Straße liegen mehrere kleine Inſeln zerſtreut, von denen jede aus einem ungeheuern Felſen beſteht, die wahrſcheinlich ehemals mit den größeren Inſeln verbunden waren. Die Anſicht der Gegend iſt rauh und unregelmäßig. — nichts als hohe Hügel oder Berge von jähem, ſteilem Abhange. Der ganze Anblick ſolcher Inſeln

zeigt, ſo gut wie Sumatra, deutliche Spuren einer heftigen Naturerſchütterung. Bis zum Gipfel ſind die Berge mit Bäumen bedeckt, unter denen ſich mehrere zu trefflichem Bauholz benutzen laſſen. Der Baum, den die Malayen Bintangoor, und die übrigen Oſtindier Pohoon nennen, wächſt hier im Ueberfluſſe. Er dient zu Maſten, und man findet ihn zuweilen von hinreichender Stärke für den Untermaſt der Kriegsſchiffe vom erſten Range. Während meines hieſigen, etwa monatslangen Aufenthalts fand ich keine einzige Pflanze, die wir nicht auch in Sumatra hätten. Die Sagopalme wächſt häufig, und giebt den Einwohnern ihre vorzüglichſte Nahrung, da ſie keinen Reiß bauen. Auch finden ſich der Kokosbaum und das Bambusrohr, dieſe nützlichen Gewächſe, hier in Menge. Eben ſo iſt vielerlei Obſt, wie es dieſes Klima hervorbringt, vorhanden, als Mangoſtaäpfel, Ananas, Piſange, Buah, Chupah und andere Arten. Die Wälder ſind bis jetzt noch für Menſchen undurchdringlich, und werden von nur wenigen Arten wilder Thiere bewohnt, als dem großen Rothwilde, einigen Schweinen, und verſchiedenen Arten von Affen. Büffel und Ziegen findet man hier eben ſo wenig als Tieger und andere Raubthiere, wie auf Sumatra. Von Hausgeflügel iſt hier nur das gemeine Huhn, welches wahrſcheinlich von Sumatra herüber gebracht worden iſt. Die liebſte Fleiſchſpeiſe der Einwohner iſt aber Schweinefleiſch und Fiſche. Letztere hat man hier in Menge, und ſehr gut. Auf dem Korallenriefe längs der Küſte, welches bei niedrigem Waſſer oft trocken iſt, finden ſich mehrere Arten Muſcheln,

unter denen ich doch keine ſeltnere bemerkte. An der Küſte findet man häufig die Muſchel einer großen Art Nautilus, die wie ein Zebra geſtreift iſt. Da ich gern eine ſolche mit dem Thiere in derſelben gehabt hätte, wendete ich mich deshalb an die Eingebornen, welche mir aber ſagten, daß ſie meinen Wunſch nicht erfüllen könnten, daß die häufig an die Küſte geworfenen Schaalen immer leer wären, aus der See kämen, und nicht auf dem Felſen gefunden würden, und daß keiner von ihnen jemals eine Muſchel mit dem Thiere geſehen hätte.

Ich fand hier eine Art Muſchel, deren Schaale in einen der feſteſten Korallenfelſen eingeſchloſſen war. Die Oeffnung des Felſens war zwar groß genug, daß ſich die Schaale aufthun konnte, aber zu klein, um ſie heraus ziehen zu können, ohne den Felſen zu zerbrechen. Da ich ſie von verſchiedener Größe fand, und ſie eine Art der Keemoo iſt, welche eine beträchtliche Größe erreicht, ſo ſcheint es, daß der Felſen ſich in dem Maaße aushöhlen müſſe, in welchem das Thier wächſt. Hat daſſelbe nach Hunter die Macht, ſeine eigene Schaale aufzulöſen, ſo kann dieſe ſich vielleicht auch auf den umſchlieſſenden Felſen erſtrecken, da deſſen Subſtanz von ähnlicher Beſchaffenheit iſt.

Nahe am Eingange der Straße See-Cockup bewohnen auf der nördlichen Inſel einige Malayen, die vom Fort Marlborough hieher gezogen ſind, ein paar Häuſer. Dieſer Ort heißt Toongoo. Sie halten ſich hier auf, um eine Art großer Boote, die

Chuneahs heiſſen, zu bauen, da Balken und Breter hier dicht zur Hand ſind. Unter dieſen Malayen traf ich einen verſtändigen Mann, der ſeit zwei Jahren ſich hier aufhielt, und während dieſer Zeit die Sprache der Eingebornen ziemlich erlernt hatte. Ich hatte auch einen Dollmetſcher bei mir, der zu Padang, einer holländiſchen Niederlaſſung auf der Weſtküſte von Sumatra, die Sprache geſprochen, und ſich daſelbſt einige Kenntniß der malayiſchen Sprache erworben hatte. Durch dieſe Leute konnte ich mich den Einwohnern verſtändigen, und die Wahrheit der durch ſie eingezogenen Nachrichten durch ihre Uebereinſtimmung mit einander bekräftigen.

Den Namen Naſſau erhielten dieſe Inſeln wohl von einem holländiſchen Seefahrer. Die Einwohner ſelbſt nennen ſie Poggy. Erſtere heiſſen bei den Bewohnern von Sumatra, Orang Mantawee. Letzteres Wort iſt wahrſcheinlich aus der Sprache der Poggy-Inſulaner, in welcher Mantaoo Mann bedeutet.

Nachdem ich zwei Tage vor Anker gelegen hatte, fiengen die Einwohner an, aus ihren Dörfern in Canoes an das Schiff zu kommen, und verſchiedene Arten Früchte mitzubringen. Sie kamen ohne Bedenken an Bord. Unter ihnen befand ſich der Häuptling des Dorfs See-Cockup an der gleichnamigen Straße, der ſich aber weder durch Pracht, noch durch Betragen auszeichnete. Am Borde des Schiffs zeigten ſie weder Furcht noch Verlegenheit: wohl aber viel Neugierde, und das Verlangen,

alles ſehr genau zu beſehen. Wir ſetzten ihnen gekochten Reiß vor, den ſie aber nicht eher anrührten, als bis einer von uns davon gegeſſen hatte. Hierauf verzehrten ſie ihn bis auf das letzte Korn. Dieſer Umſtand ſcheint zu beweiſen, daß Giftmiſcherei bei ihnen nicht unbekannt iſt. So lange ſie auf dem Schiffe waren, betrugen ſie ſich ſehr ordentlich, und zeigten nicht die mindeſte Neigung zum Diebſtahle, baten aber dreiſt um alles, was ihnen gefiel. Eine abſchlägige Antwort machte ſie nicht ungehalten. Wir ſchenkten ihnen Glasperlen, kleine Spiegel, birminghamſche lackirte Tabaksdoſen u. ſ. w., was ihnen alles ſehr angenehm war. Eben das war der Fall mit Tabak, auf den ſie ſehr lüſtern waren, und den ſie rauchen. Sie ſchienen ſehr friedlich und freundſchaftlich unter einander zu leben, und theilten freiwillig mit ihren Gefährten, was ſie erhalten hatten.

Nachdem ſie ſich einige Stunden ruhig am Borde verweilt hatten, kehrten ſie in ihr Dorf zurück, und beſuchten uns von da an täglich in ihren Canoes, in welchen ſie Früchte, einige Hühner und dgl. mitbrachten. Auch kamen einige Canoes ans Schiff, in denen bloß Weiber waren. Anfänglich ſchienen ſie Bedenken zu tragen, auf daſſelbe zu kommen. Aber ihre Männer zeigten gar keine Mißbilligung, ſondern ermunterten ſie eher dazu, und es kamen nun mehrere herauf. In den Canoes ſchützten ſich die Weiber vor den Sonnenſtrahlen durch eine Bedeckung von Piſangblättern, die ſie in Form einer kegelförmigen Mütze auf den Kopf ſetzen. Ein anderes breites Blatt bedeckt ihre Brüſte und ein

drittes ihren Leib. Da dieſe Blätter leicht reißen, ſo bekommen dieſe Gürtel bald das Anſehen grober Franzen. In ihren Wohnungen tragen Weiber und Männer nur ein Stück Tuch um den Unterleib. Manche Frauen waren ſehr reizend, und hatten ſehr ausdrucksvolle, ſchöne Augen. Hr. Beſt, ein Militair der Niederlaſſung, begleitete mich auf dieſer Ausflucht, und beſuchte bloß von dem malayiſchen Dollmetſcher und einem malayiſchen Sklaven begleitet, eines ihrer Dörfer, wo er ſehr herzlich und freundlich empfangen ward, und zwei Tage blieb. Mehrere Einwohner hatten noch keinen Europäer geſehen, und unterſuchten ſeine Kleidung, vorzüglich aber ſeine Schuhe, mit großer Neugierde.

Während meines monatlichen Aufenthalts an dieſen Inſeln, habe ich folgende Umſtände von ihren Sitten und Gebräuchen geſammelt, von deren Richtigkeit ich mich dadurch überzeugte, daß ich ſie mir von verſchiedenen Einwohnern und durch verſchiedene Dollmetſcher mittheilen ließ.

Die Zahl der Einwohner der Poggy-Inſeln iſt nur klein. Sie ſind in ſchwache Stämme vertheilt, von denen jeder an einem Flüßchen ein kleines Dorf bewohnt. Auf der nördlichen Poggy ſind ſieben Dörfer, von denen Cochup das vornehmſte iſt. Auf der ſüdlichen ſind fünf Dörfer. Die ganze Volksmenge beider, beläuft ſich nach den beſten Nachrichten, die ich ſammeln konnte, nur auf 1400. Ihr Inneres iſt unbewohnt. Porah oder Fortune-Inſel wird von derſelben

Digitized by Google

Volksrace bewohnt, und ſoll ſo viel Einwohner als beide Poggy's haben. Erwägt man das milde Klima daſelbſt, die Leichtigkeit, geſunde, nahrhafte Speiſe zu erhalten, und die wenigen Schranken zwiſchen dem Umgange beider Geſchlechter, ſo ſcheint dieſe geringe Volksmenge zu beweiſen, daß ſich dies Volk noch nicht lange hier niederließ. Ihre Wohnungen ſind von Bambus, und ſtehen auf Pfoſten. Unten befinden ſich die Hühner und Schweine, wo ſich denn vermuthlich viel Koth ſammelt. Ihre ganze Kleidung beſteht aus einem Stücke grobes Tuch aus Baumrinde, welches rund um den Leib getragen, und zwiſchen den Beinen durchgezogen wird. Um den Hals tragen ſie Glasperlen und andere Zierrathen, von welchen ſie kleine grüne Perlen am meiſten ſchätzen. Trotz des Ueberfluſſes an Kokosbäumen brauchen ſie doch das Oel davon nicht, und ihr ſchwarzes Haar, welches lang und ſchön wachſen würde, iſt aus Mangel daran und an Kämmen faſt bei allen verwirrt und voller Ungeziefer, das ſie fangen und verzehren — eine eckelhafte, mehrern wilden Völkern gemeine Sitte.— Sie feilen ihre Zähne ſpitz, welches auch auf Sumatra üblich iſt.

Sie ſind ſelten über ſechstehalb Fuß hoch, auch manche noch kleiner. Einige haben ſehr ſchöne Bildungen, wohl proportionirte Glieder und ausdrucksvolle Geſichter. Ihre Farbe iſt lichtbraun oder kupferfarb, wie bei den Malayen. Das Tattowiren oder Einäzzen von Figuren in die Haut iſt bei ihnen allgemein, und ich werde weiter unten davon mehr ſagen.

Digitized by Google

Ihre Hauptnahrung iſt Sago, der auf dieſen Inſeln häufig wächſt. Wenn der Baum erwachſen iſt, haut man ihn ab. Das Mark, welches den Sago giebt, wird dann herausgenommen und durch Einweichen und beſtändiges Durchkneten in einem großen Troge, der immer mit friſchem Waſſer verſehen wird, ſondert man den mehligten Theil von dem fibröſen ab. Das Mehl ſetzt ſich, und wird in Säcken, die aus einer Art Binſen geflochten ſind, aufbewahrt. Es hält ſich ſo eine beträchtliche Zeit. Wenn ſie es brauchen wollen, ſo muß es noch ferner gewaſchen werden. Es wird von ihnen nicht gekörnt. Wollen ſie es kochen, ſo thun ſie es in die hohle Röhre eines dünnen Bambus, und röſten es über dem Feuer. Außer dieſem Nahrungsmittel haben ſie noch mehrere aus dem Pflanzenreiche, z. B. Yams, ſüße Pataten, Piſang u. a. m. Ihre Fleiſchſpeiſen beſtehen aus Hühnern, Schweinen und Fiſchen. Muſcheln eſſen ſie roh. Den im Orient ſo häufigen Gebrauch des Betels kennen ſie nicht, und bei verſchiedenen bemerkte ich den Anſatz vom Scharbock an den Zähnen.

Ihre Waffen ſind Pfeile und Bogen. Der Bogen wird aus dem Neeboong-Baume, einer Palmenart, die in dem gehörigen Alter ſehr feſtes und elaſtiſches Holz hat, gemacht. Die Sehne beſteht aus Thierdärmen. Der Pfeil iſt von Bambus oder anderm leichten Holze, und hat eine meſſingene oder auch hölzerne Spitze. Zuweilen vergiften ſie ihre Pfeile. Ob ſie gleich den Flug des Pfeils durch Hinzufügung von Federn zu ſichern nicht verſtehen, wiſſen ſie ihn doch mit

vieler Stärke und Geſchicklichkeit abzuſchießen. Das Wild treiben ſie aus den Wäldern mit Hunden auf, die eine Baſtardrace, wahrſcheinlich aus Sumatra, ſind und tödten es, ſo wie die Affen, deren Fleiſch ſie eſſen, mit Pfeilen. Einige wenige hatten Kriſe oder malayiſche Dolche.

Ihre Kenntniß der Metalle danken ſie bloß ihrer Verbindung mit den Einwohnern Sumatras. Den Geb auch irgend einer Münze kennen ſie noch nicht, und ein metallner Stockknopf iſt ihnen eben ſo viel werth, als ein Gold= oder Silberſtück, welche ſie ſogleich als Zierde an den Hals hängen würden. Eine Art eiſerner Hacke oder Krummaxt, die ſie Parang nennen, ſteht bei ihnen in hohem Werthe und dient als Maaßſtab der verſchiedenen Handelsartikel, als der Kokosnüſſe, Hühner u. ſ. w.

Die verſchiedenen Stämme der Orang=Mantawee, welche dieſe Inſeln bewohnen, führen nie Krieg mit einander, wie man uns ſagte, und wir konnten dies leicht aus der Güte ihres Charakters ſchließen. Das freundliche Verhältniß, in dem ſie mit einander leben, war auch in der That zu auffallend, um von uns überſehen zu werden. Während unſers ganzen Aufenthaltes bei ihnen, und bei der Austheilung verſchiedener Geſchenke unter ſie, hörten wir nie den mindeſten Zank oder ſahen eine drohende Gebärde. Sie erzählten uns aber, daß ſie lange mit den Einwohnern einer nördlichen Inſel, die ſie Sybee nannten, in Fehde gelebt hätten.

Digitized by Google

Gegen dieſes Volk unternahmen ſie oft Züge auf ihren Kriegs-Canoes. Aber neuerlich ſchien dieſes nicht der Fall geweſen zu ſeyn. Herr Beſt maaß eins dieſer Kriegs-Canoes, das mit großer Sorgfalt unter einem Schuppen verwahrt ward. Das Flach deſſelben maaß 25, das vorſpringende Vordertheil 22 und der Spiegel (das Hintertheil) 18, alſo das ganze Canoe 65 Fuß. Die größte Breite betrug 5 Fuß und die Tiefe 3 Fuß 8 Zoll. Auf ihren Flüſſen und in der Straße See-Cockup, wo das Waſſer ſo eben, als ein Spiegel iſt, fuhren ſie auf kleinen Canoes aus einem einzigen Baume, die ſehr niedlich gebaut ſind. Weiber und junge Kinder verſtehen das Rudern ſehr gut.

Die Religion dieſes Völkchens, wenn man anders eine bei demſelben annehmen will, iſt bloß eine Naturreligion. Es kann nicht fehlen, daß nicht die auffallendſten Naturerſcheinungen, wie die tägliche Bewegung der Sonne und des Monds, Donner und Blitz, Erdbeben u. ſ. w. auch bei den roheſten Menſchen einen Glauben an überirdiſche Weſen erzeugen ſollte. Eben ſo werden ſich unter ihnen Leute von höheren Talenten und mehrerer Liſt, als ihre Mitbrüder finden, welche durch eine angebliche Verbindung mit dieſen überirdiſchen Mächten oder Einfluß auf dieſelben ſich Anſehen bei den Einfältigen zu erwerben wiſſen. Solche Begriffe bilden auch die Religion der Poggy-Inſulaner. Zuweilen opfern ſie Hühner und Schweine, um Krankheiten zu heilen, um den Zorn der beleidigten Macht zu beſänftigen, oder ſie einer beabſichtigten

Unternehmung günſtig zu machen. Herr Beſt erfuhr, daß ſie aus den Eingeweiden des Schlachtopfers den guten oder üblen Ausgang vorher beſtimmen. Gottesdienſtliche Verehrung kennen ſie übrigens nicht, und ſie haben auch nicht den geringſten Begriff von einem künftigen Zuſtande der Strafe und der Belohnung. Sie beſchneiden ſich nicht.

Die Art ihre Leichen zu beſtatten, iſt der auf Otaheite ähnlich. Kurz nach dem Tode wird die Leiche nach einem zu dieſem Zwecke beſtimmten Platze gebracht, wo ſie auf eine Art Gerüſt, Rati Aki genannt, ausgeſetzt wird. Es wird mit einigen Glascorallen und anderen Zierrathen geſchmückt, welche der Verſtorbene während ſeines Lebens zu tragen pflegte. Ueber die Leiche wird etwas Laub geſtreut, und dann begeben ſich die Begleiter derſelben nach der Wohnung des Verſtorbenen, wo ſie einige Bäume fällen und dann nach Hauſe gehen. Die Leiche überläßt man der Verweſung und die Knochen fallen vom Gerüſte auf die Erde.

Bei einem Volke von ſo einfachen Sitten, von ſo leicht zu befriedigenden Bedürfniſſen und bei ſo geringen Reichthümern, darf man kein weitläufiges Rechtsſyſtem ſuchen, und ihr Geſetzſyſtem läßt ſich auch wirklich in einigen Zeilen zuſammenfaſſen.

Ihre Häupter unterſcheiden ſich weder durch beſonderes Anſehen noch durch größere Beſitzungen ſehr von dem übrigen Volke. Sie zeigen ihren Rang vorzüglich

Digitized by Google

nur bei den öffentlichen Luſtbarkeiten, wo ſie die Honneurs machen. Gerichtsbarkeit beſitzen ſie nicht, da eine Verſammlung des ganzen Dorfes allen Streit entſcheidet und die Verbrechen beſtraft.

Die Erbſchaften gehen auf das männliche Geſchlecht über. Das Haus, die Pflanzung, die Waffen und Geräthe des Vaters erhalten die Söhne. — Diebſtahl wird, wenn er beträchtlich iſt, und der Verbrecher ihn nicht erſetzen kann, mit dem Tode beſtraft. — Mord wird durch den Tod gebüßt. Der Mörder wird den Verwandten des Ermordeten überliefert, die ihn tödten können. Doch ſind dieſe Verbrechen ſehr ſelten bei ihnen.

Die Heurathen werden zwiſchen den Aeltern der jungen Leute verabredet. Iſt man übereingekommen, ſo geht der Bräutigam in das Haus der Braut und führt ſie nach Hauſe. Bei dieſer Gelegenheit findet dann ein Feſt ſtatt, und es wird ein Schwein geſchlachtet. Polygamie iſt nicht erlaubt. Bei einem Ehebruche hat der Mann, wenn die Frau der ſchuldige Theil iſt, das Recht, die Habſeligkeiten des Ehebrechers zu nehmen, und ſtraft ſeine Frau zuweilen noch durch das Abſchneiden ihres Haares. Verletzt aber der Mann die Ehe, ſo kann ihn die Frau verlaſſen, und zu ihren Aeltern zurückkehren, wo ſie aber keinen andern heurathen darf. Doch wird in beiden Fällen die Sache gewöhnlich gütlich verglichen. Auch ſoll ſich Ehebruch nur ſelten zutragen. Fleiſchlicher Umgang zwiſchen Unverheuratheten iſt weder ein

Digitized by Google

Verbrechen, noch eine ſchimpfliche Handlung, und ein Mädchen wird vielmehr für ſo beſſer gehalten und leichter zur Frau verlangt, wenn ſie vor der Ehe ein Kind gebar. Oft haben ſie deren zwei oder drei, welche bei den Aeltern des Mädchens bleiben, wenn ſie ſich verheurathet. — Sklaverei kennt dieſes Volk nicht.

Die Sitte des Tattowirens herrſcht auf dieſen Inſeln allgemein. Sie nennen es in ihrer Sprache Teetee. Knaben, wenn ſie ſieben Jahr alt ſind, erhalten ſchon die Umriſſe dieſer Zeichen. Je älter ſie werden, deſto mehr werden ſie, wenn ſie zu Felde gehen, ausgefüllt und vermehrt. Das Recht dazu hängt von der Erlegung eines Feindes ab. Dies war die Nachricht, die ſie uns von dieſer Sitte ſelbſt gaben, und wahrſcheinlich mag dieſelbe urſprünglich als kriegeriſche Auszeichnung gedient haben. Aber dies findet jetzt nicht mehr ſtatt, da jeder dergleichen trägt, und während eines Menſchengeſchlechts ſelten einmal ein Krieg vorfällt. Die eingeätzten Figuren ſind durchaus bei allen einerlei oder nur ſehr wenig verſchieden. Nur iſt bei den jüngern Männern bloß der Umriß der großen Figur auf der Bruſt eingeprägt, welche bei den ältern ganz ausgefüllt iſt. Den Weibern iſt auf jede Schulter ein Stern, und es ſind auch mehrentheils auf ihre Oberhand einige Zeichen eingedrückt. Dies geſchiehet mit einem ſpitzigen Inſtrumente, das aus einem Kupferdrath, der in einem acht Zoll langen Stocke ſenkrecht befeſtigt iſt, beſteht. Dieſen Stock treibt man mit einem andern dünnen langen Stäbchen durch wiederholte, leichte Schläge in die Haut.

Die Farbe, welche dann eingerieben wird, beſteht aus dem Rauche von einer Art Harz, der mit Waſſer abgerieben wird. In dieſe taucht der Operateur einen Strohhalm oder ein dünnes Stäbchen, und zeichnet mit beſonderer Geſchicklichkeit damit den Umriß der zu entwerfenden Figur auf die Haut. Dann taucht er gleichfalls die Spitze des Draths in die Farbe, und treibt ſie durch leichte, ſchnelle Schläge längs dem entworfenen Umriſſe in die Haut. Die ſo eingeätzte Figur iſt unvertilgbar. Hr. Beſt ließ dieſe Operation an ſeinem Schenkel machen, und fand ſie etwas ſchmerzhaft.

Dies ſind die Sitten und Gebräuche der Poggy-Inſulaner bei Sumatra. Die Verſchiedenheiten, welche ſie von jedem Volke auf dieſer Inſel unterſcheiden, zeigen, wie ich glaube, augenſcheinlich ihren verſchiedenen Urſprung. Aber woher ſie ſtammen, iſt wohl nicht leicht zu entſcheiden, und verlohnt ſich auch wohl der Unterſuchung nicht. Auch haben ſie keine Tradition, welche eine ſolche Unterſuchung leiten könnte. Wie Hr. Beſt in ihrem Dorfe war, fragte er ſie, wo ſie urſprünglich her wären. Sie antworteten: von der Sonne, und er vermuthet, ſie hätten damit von Oſten gemeint.

Da die Töne, durch welche der Menſch Begriffe bezeichnet, willkührlich ſind, und es nicht wahrſcheinlich iſt, daß Völker, die nie mit einander in Verbindung ſtanden, mit denſelben Tönen dieſelben Begriffe bezeichnen ſollten, ſo kann man die Sprachverwandtſchaft, als eines der ſicherſten Zeichen eines gemeinſchaftlichen Urſprungs be-

Digitized by Google

trachten. Doch auch bei dieſem Criterium kann man ſich ſehr leicht irren. Demohngeacht habe ich unten eine Probe der Sprache der Naſſau-Inſulaner beigefügt.

Einen andern Umſtand, der zu der Ausmittelung des Urſprungs dieſes Volks dienen könnte, geben die Figuren, mit welchen ſie ſich tattowiren. Denn da hier alle Männer nach demſelben Muſter tattowirt ſind, ſo würde es kein geringer Beweis eines gemeinſchaftlichen Herkommens ſeyn, wenn man ein Volk fände, welches ſich auf ähnliche Art tattowirte. Dieſerhalb habe ich dieſer Beſchreibung eine Abbildung eines Mannes und einer Frau von dieſen Inſeln, ſo wie der Inſtrumente, die ſie zu dem Tattowiren brauchen, beigefügt. Ich bin zwar kein Zeichner von Profeſſion, kann aber für die Richtigkeit der Abbildung ſtehen.

Ich wollte die ganze Inſelkette längs Sumatra, die von ſehr verſchiedenen Völkerſtämmen bewohnt wird, unterſuchen. Allein unvorhergeſehene Zufälle hinderten dieſes.

Digitized by Google

Probe

der Sprache der Poggy-Inſulaner. *)

Eins	Sarah	Zähne	Chone
Zwei	Dua	Zunge	Leelah
Drei	Telloo	Kinn	Batela
Vier	Apat	Leib	Barah
Fünf	Leemah	Hand	Kavaye
Sechs	Anam	Fuß	Daray
Sieben	Peeloo (ſt. Peetoo)	Blut	Lorow, Logow
Acht	Balloo	Tag	Mancheep
Neun	Seewa	Nacht	Geb - Geb, Choie-Boh
Zehn	Pooloo	Schlaf	Mareb
Zwanzig	Duah - Tarah	Tod	Mataye Maloſſay
Hundert	Sama - Wattoo	Weiß	Mahoolow
Menſch	Seree - Manooah	Schwarz	Mapoochoo
Mann	Mantaow	Gut	See - Maroo
Frau	Senan - Alip	Feuer	Orange, Bobengang
Vater	Ookooee	Waſſer	Jojar
Mutter	Eenah	Erde	Polak
Kopf	Ootay	Felſen	Bookoo
Augen	Matah	Schwein	Babooee Sakoko
Naſe	Aſſak	Huhn	Gago
Haar	Ali	Vogel	Oomale
Augenbraunen	Cakaloo	Ei	Ajolo
Augenlieder	Rapit		
Ohren	Talinga		

*) Für Liebhaber der Sprachforſchung und Gloſſologen. Die Rechtſchreibung iſt die des engliſchen Originals.

Fiſch	Eebah	Krumm	Tamaipoiroo
Sonne	Chooloo	Hacke	Taagla
Mond	Lago	Kokoſnuß	Toata
Sterne	Panyean	Fechten	Sagack
Gott	Saraloggye Saneetoo	See	Koat
Nackend	Tocomong	Ein großes Boot	Kalaba
Reden	Maneeboo	Ein Canoe	Avauk
Hier	Kai	Sauer	Malaja
Dort	Kaſau	Süß	Makiki
Komm!	Kaicomong	Wald	Loven
Geh!	Kainang	Wind	Rooſa
Ja!	Oho	Bogen	Logue
Nein!	Tani	Pfeil	Rorow
Hart	Makala	Wolken	Boojoot
Weich	Mamama	Donner	Salagoo
Rauh	Mokara	Bliz	Beela
Sanft	Maloopl oop	Erdbeben	Tataoo
Grade	Moipoiroo	Hund	Jojo

Namen von Menſchen.

Männernamen.		Weibernamen.
Rajah von Cockup	Mengriah	Nangſannee
— — —	Gooloh Tarah	Tallee Sheboo
— — —	Mareeat	Goryebooh
— — —	Jagula Kayoo	Tamaneegal

IV.

Nachrichten
von den
Steinöl- oder Asphalt-Quellen
im Burmaniſchen Reiche.

Aus dem Reiſejournal des Kapitän Cox. *)

(Sonnabends den 7ten Januar 1797.)

Es wehte ein rauher kalter Wind aus Oſten; auf dem Fluſſe lag dicker Nebel, bis nach Sonnenuntergang, wo er ſich wie gewöhnlich verzog; nachher nahm er wieder zu, und nach halb acht Uhr Vormittags war er ſo dicht, daß wir kaum ſo weit, als unſer Boot lang war, vor uns hin ſehen konnten.

Das Thermometer ſtand bei Sonnenaufgange auf 52, des Mittags auf 74, des Abends auf 69 Grad;

*) Aus den Asiatic Researches von 1801, Vol. VI. S. 127 ff.

Digitized by Google

der Fluß nahm ſeinen Lauf meiſtens gegen Norden, 20 Grad weſtlich; ſeine größte Breite betrug eine, auch wohl anderthalb Meilen; die Strömung legte in einer Stunde dritthalb Meilen zurück.

Das öſtliche Ufer iſt hoch, uneben, voll unfruchtbarer Dünen, und nach dem Fluſſe hin voll ſchroffer Klippen. Dieſe beſtehen aus großen Felſenſtücken, und zwiſchen durch aus Schichten von Quarz, Eiſenerz und rothem Ocher. Der Strand iſt nicht ſehr abhängig, und mit Bruchſtücken von Quarz, Kieſelſteinen, Verſteinerungen und rothem Ocher, bedeckt. Hie und da ragen einzelne Felſenſpitzen in den Fluß hervor.

Das weſtliche Ufer beſteht aus einer Reihe niedriger und ſandiger Eilande, welche über und über mit Schilfrohr bedeckt ſind, das hier ungewöhnlich ſtark um ſich wuchert. Dieſe kleinen Inſeln verengen den Strom bis auf drei Viertelmeilen und an manchen Stellen bis auf eine halbe Meile, werden aber allemal, wenn es ſtark regnet, überſchwemmt.

Das eigentliche Geſtade iſt ſehr niedrig und ſandig, ſteht oft ganz unter Waſſer, und ſeine ganze Breite beträgt drei Meilen, bis an den Fuß einer Reihe kleiner waldichter Hügel, die in Hinſicht der Vegetation gegen das öſtliche Ufer ſehr anmuthsvoll abſtechen. Dieſe Hügel gränzen nach Weſten zu, ungefähr zwanzig Meilen weit vom Fluſſe, an eine ſehr hohe weit ausgedehnte Bergkette, die bis auf den Gipfel mit Holz bewachſen iſt.

Um halb zehn Uhr Vormittags, befanden wir uns am untern Ende der Stadt Rainanghong, wo ein alter, nach Art der Hinduer erbauter Tempel ſteht.

Gegen zwölf Uhr erreichten wir die Mitte der Stadt Rainanghong (wörtlich überſetzt: die Stadt, durch welche das Erdöl wie ein Bach fließt) am öſtlichen Ufer des Fluſſes, unter 20° 26′ N. B. und 94° 45′ 54″ O. L. von Greenwich. Hier machten wir Halt, und zwar in der Abſicht, die Steinöl = Quellen in Augenſchein zu nehmen.

Dieſe Stadt ſtellt keinen einnehmenden Anblick dar und mehrere Tempel, deren Anzahl hier außerordentlich groß iſt, ſind gänzlich zuſammengeſtürzt. Uebrigens ſind die Einwohner ſehr anſtändig gekleidet; mehrere tragen ſogar goldene ſchneckenförmige Ohrengehänge, und ich glaube ganz gewiß, daß ſie in ſehr guten Vermögensumſtänden ſind, da ihnen die Oelquellen, wie wir weiter unten ſehen werden, viel Geld eintragen.

Nachmittags um zwei Uhr verließ ich mein Boot, in Geſellſchaft des Miutaghi, oder Zemindars des daſigen Diſtricts, und zweier hier anſäſſigen Kaufleute, um die Quellen oder Brunnen zu beſehen. Unſer Weg gieng gegen Oſten nordoſtwärts, durch den lockern Sand ausgetrockneter Flußbette, dann über rauhe unfruchtbare Sandhügel und über Anhöhen, wo der Boden von eben der Beſchaffenheit war, wie auf den oben erwähnten. Es wachſen hier hin und wieder einige Euphorbienarten,

Digitized by Google

der Kaſſiabaum, von welchem man die ſogenannte Terra japonica gewinnt, die gewöhnlich Cutch oder Cut genannt, und in ganz Indien gebraucht wird, ingleichen auch ſehr dauerhaftes Zimmerholz, womit man die Oelbrunnen ausfüttert, und der ſteinharte Biar oder wilde Pflaumenbaum, den man in Hindoſtan überall antrifft.

Es war kein Wölkchen am Himmel, ſo daß die Sonnenſtrahlen eine drückende Hitze verurſachten, und da ich mich nicht recht wohl befand, ſo iſt leicht zu erachten, daß ich mich im Gehen eben nicht übereilte. Bei dem Allen legten wir den Weg bis an die Brunnen, in Zeit von einer Stunde zurück. Ich ſchließe hieraus, daß ſie nicht weiter, als höchſtens drei (engliſche) Meilen vom Fluſſe entfernt ſeyn können. Die, welche man uns hier zeigte, waren rings um die Dünen herum, ohne die mindeſte Rückſicht auf Ordnung angebracht, und an manchen Orten kaum dreißig bis vierzig Ruthen weit von einander entfernt. Man verſicherte uns, auf dieſem einzigen Platze wären nicht weniger als hundert und achtzig Brunnen, und ungefähr vier bis fünf Meilen weiter, gegen Nordoſten hin, ſollen noch dreihundert und vierzig dergleichen ſeyn.

Wenn man einen Brunnen graben will, ſo wird der Hügel ſo weit abgetragen, daß er eine Fläche bildet, die vierzehn bis zwanzig Fuß ins Gevierte hat, und den eigentlichen Brunnenkranz ausmacht. Von dieſer Fläche an, zieht man ſodann einen Weg, der allmählich bergabwärts geht, damit die Brunnengräber die ausgegrabene

Erde, und ſpäterhin das Oel ohne ſonderliche Mühe her-auszſchaffen können. Alsdann wird der Schacht geſenkt, welcher viereckig iſt, und den der Brunnengräber, ſo wie er tiefer und tiefer ſich eingräbt, von einer Stelle zur andern mit viereckigen Geſtellen ausſchält, die aus Stäben von Kaſſiaholz zuſammengeſetzt ſind. Dieſe Stäbe, deren jeder ſechs Fuß lang, ſechs Zoll breit und zwei Zoll dick iſt, werden ohne alle Kunſt zuſammengeſetzt und rechtwinklicht auf eine ſolche Art an einander befeſtigt, daß ſie einen viereckigen Rahmen bilden. Die oberſten dieſer Rahmen haben vier und einen halben Fuß im Lichten, die untern ſind aber kleiner. Wenn nun der Brunnengräber den Schacht ungefähr ſechs oder mehrere Fuß tief geſenkt hat, ſo befeſtigt er allemal eine Reihe ſolcher Rahmen mit Pflöcken an einander und ſetzt ſie regelmäßig an die obern an, ſo daß er bei dem allmähligen Vertiefen des Schachtes vor dem Einſtürzen der Wände geſichert iſt.

Der Boden, oder vielmehr die Schichten, welche bei dieſer Gelegenheit durchbrochen werden, ſind genau ſo beſchaffen, wie die der obenerwähnten Klippen am Ufer des Fluſſes. Die oberſte beſteht aus leichtem ſandigem Lehm, der mit Bruchſtücken von Quarz, Kieſelſteinen u. ſ. w. untermiſcht iſt; zweitens aus morſchem Sandſteine, den man ohne Mühe zerbröckeln kann, und aus dünnen horizontalen Schichten von feſtem Eiſenerze, Talkſtein und verhärtetem Thone (wobei inſonderheit bemerkt zu werden verdient, daß der Talkſtein zackig iſt und daß ſeine Lamellen gegen die horizontalen Lamellen des Thons,

welcher ihm zur Unterlage dienet, perpendikulär ſtehen) die zehn bis fünfzehn Fuß tief unter der Oberfläche liegen und von einander entfernt ſind, ſo daß ſich verſchiedene Adern derſelben in den großen maſſiven Felſenſtükken verlieren; drittens aus blaßblauer thonartiger Erde (Schiefer) der oft an ſiebenzig Cubitus tief, mehr oder minder, unmittelbar unter dem feſten Geſtein liegt, mit Steinöl imprägnirt iſt, und ſtark darnach riecht. Dieſe letztere Schicht ſoll nur mit vieler Mühe zu durchbrechen ſeyn, und immer härter werden, je tiefer man gräbt, ſo daß man zuletzt auf Schiefer ſtößt, der genau ſo beſchaffen iſt, wie der in unſern europäiſchen Steinkohlengruben. Unter dieſem Schiefer, und zwar in einer Tiefe von ungefähr hundert und dreißig Cubitus werden auch wirklich dergleichen Kohlen gefunden. Ich verſchaffte mir einige, die ſowohl mit Schwefel als Schwefelkieſe untermiſcht, und erſt wenige Tage vor meiner Ankunft aus einem friſch gegrabenen Brunnen gezogen worden waren. Man betrachtete ſie als eine Seltenheit, weil das Oel gewöhnlich in einer weit unbeträchtlichern Tiefe gefunden wird. Man war eben bei meinem Hierſeyn damit beſchäftigt, einen neuen Brunnen zu graben, war bereits bis zu der Tiefe von achtzig Cubitus gelangt, und hoffte Steinöl zu finden, ſobald man noch zehn bis zwanzig Cubitus tiefer gegraben haben würde.

Die Maſchinerie, vermittelſt welcher man den Schutt und nachmals das Oel, aus den Brunnen zieht, beſteht aus einer Achſe, die queer über dem Brunnen liegt, auf zwei plumpen gabelförmigen Stützen ruht, und in de-

ren Mitte eine Drehwalze angebracht iſt, wie die Nabe an einem Rade, und in welche man eine Kerbe geſchnitten hat, worin das Ziehſeil gehet. Der Korb iſt von Weiden geflochten, und ſo dicht mit einer Art Harz beſtrichen, daß nichts hindurchdringen kann. Den Arbeitern, die ihn heraufziehen, und deren bei jedem Brunnen drei angeſtellt ſind, wird dadurch Erleichterung verſchafft, daß ſie auf dem abhängigen Wege eine beträchtliche Strecke in die Tiefe hinabgehen; denn das Oel wird hier auf eben die Art aus den Brunnen gezogen, wie in den innern Gegenden von Hindoſtan das Waſſer.

Um das Oel zu gewinnen, ſteht ein Mann am Rande des Brunnens, der ſolches aus dem Korbe in eine Rinne ſchüttet, durch die es in ein irdenes Gefäß läuft, das man in die Erde eingegraben hat. Aus dieſem wird es ſodann in kleinere Gefäße gefüllt und entweder durch Laſtträger, oder auf Karren an den Fluß geſchafft.

Sobald ein Brunnen kein Oel mehr giebt, vertieft man ihn. Wenn auch einer oder der andere austrocknet, ſo höret deswegen dennoch die Arbeit nicht auf. Selbſt der Tod eines Arbeiters, den die Stickluft des Lebens beraubt, ſchreckt die andern nicht ab, immer tiefer zu graben, wenn kein Oel mehr zum Vorſcheine kömmt. Zwei Tage vor meiner Ankunft, war ein Mann in einem dieſer Brunnen erſtickt, und dennoch erneuerten die übrigen Arbeiter ihre Verſuche, ohne daß ſich weiter ein Unglück ereignete. Ich rieth ihnen zwar, zuvor die Be-

Digitized by Google

ſchaffenheit der Luft zu unterſuchen, zu dem Ende ein Licht anzuzünden, u. ſ. w. aller Wahrſcheinlichkeit nach werden ſie aber von meinem Vorſchlage wenig oder gar keinen Gebrauch machen.

Das Oel wird einmal wie das andre in eben dem flüſſigen Zuſtande aus dem Brunnen gezogen, wie man es verbraucht. Während der kalten Jahreszeit gerinnet es aber, ſobald es an die freie Luft kömmt, und verlieret dann allemal etwas von ſeiner Flüſſigkeit; denn bloß die Temperatur der Brunnen verurſacht, daß es flüſſig iſt, wenn man es aus denſelben heraufziehet. Ein Mann der in meinem Beiſeyn hundert und zehn Ellen (Cubitus) tief hinabgelaſſen und gleich nachher wieder heraufgezogen wurde, war über und über mit Schweiß bedeckt. Leider hatte ich keine Inſtrumente bei mir, um die Temperatur gehörig unterſuchen zu können. Das Oel ſieht dunkelgrün aus und iſt wohlriechend. Man gebraucht es als Brennöl, oder beſtreicht das Holzwerk der Häuſer, das untere Theil der Boote, und andere dergleichen Dinge damit, nachdem man zuvor ein wenig D a m m e r (ein inländiſches Harz) hineingethan, und es abgeſotten hat. Die Heilkräfte dieſes Oels ſind den Landeseinwohnern in ſo weit bekannt, daß ſie ſich bei Hautausſchlägen damit beſtreichen, und ſich deſſen zu Bähungen bedienen, wenn ſie ſich gequetſcht haben, oder an rheumatiſchen Zufällen leiden.

Die Arbeiter verſicherten mich ganz beſtimmt, es bringe nie Waſſer in die Brunnen, weil es in dieſem Theile

des Landes ſelten ſtark regne. Sie bedecken dieſelben, wenn die regnichte Jahreszeit eintritt, mit einem Strohdache; das Regenwaſſer verläuft ſich ſchnell in den Fluß, und das wenige, was die Erde einſaugt, kann durch den Thon und Schiefer unmöglich tief eindringen, da derſelbe beſtändig mit Oel getränkt, und folglich immer härter wird. Gegen die Glaubwürdigkeit dieſer Nachrichten, wird man um ſo weniger etwas einzuwenden finden, wenn man erwägt, daß die Kohlenbergwerke zu Whitby unter dem daſigen Haven hinſtreichen, und daß die Decke der Minengänge nur fünfzig Schuh tief unter dem Meeresgrunde liegt. Daß auch hier ſo wenig Regen fällt, ſolches rührt allem Vermuthen nach von der hohen Bergkette in Weſten her, die mit dem Strome parallel läuft, und die vorübereilenden Wolken an ſich ziehet, wie ſolches auf der öſtlichen Seite der Halbinſel Indien der Fall iſt.

Da mir äußerſt viel daran gelegen war, in Betreff dieſer von der Natur eröffneten Quelle des Reichthums die genaueſten und vollſtändigſten Nachrichten einzuziehen, ſo ließ ich die angeſehenſten Eigenthümer der Brunnen zu mir an Bord meines Bootes kommen, wo ſie mir folgende Auskunft ertheilten, die dasjenige, was ich weiter oben anführte, und an den Brunnen ſelbſt bloß von den Arbeitern und andern dergleichen Leuten vernommen hatte, vollends ergänzte.

Da ich nicht nur gegen jede Art von Aufſchneiderei, ſondern mehr noch gegen die ſchüchterne Zurückhaltung

ſorgfältig auf meiner Hut war, welche die Kaufleute überhaupt in allen Ländern und Orten für nöthig erachten, ſobald man ſich nach gewiſſen Dingen bei ihnen erkundigt, die auf ihr Intereſſe Bezug haben, ſo darf ich allerdings hoffen, daß die Nachrichten, welche ich mir zu verſchaffen ſuchte, ſo ziemlich mit der Wahrheit übereinſtimmen werden.

Die gedachten Brunnen gehören den Eigenthümern des Bodens, die in dieſem Lande geboren ſind, und ſelbige als eine Art unveräußerlichen Eigenthums auf ihre Nachkommen vererben. Man verſicherte mich, ſie würden nie von der Landesregierung in Anſpruch genommen und dürften unter keinerlei Vorwand verkauft werden, wenn gleich der Beſitzer in noch ſo dürftigen Umſtänden ſey. Eine Familie mag wohl vier bis fünf Brunnen beſitzen; wenigſtens hörte ich von keiner, die deren eine gröſſere Anzahl beſaß; den meiſten gehören nur einige. Die Eigenthümer laſſen die Brunnen für ihre eigene Rechnung graben und bearbeiten. Die Koſten, einen ganz neuen Brunnen zu graben, belaufen ſich auf 2000 Tekals reinen Silbers, oder 2500 Sikka Rupieen; und der jährliche reine Gewinn beträgt 1000 Tekals, oder 1250 Sikka Rupieen.

Der kontraktmäßige Lohn, welchen die Brunnengräber bekommen, iſt auf folgende Art feſtgeſetzt: Für die erſten vierzig Cubitus zahlt man ihnen vierzig Tekals, und für die nächſtfolgenden vierzig Cubitus dreihundert Tekals. Außer dieſen achtzig Cubitus, und bis zu der

Stelle, wo ſich das Oel findet, bekommen ſie für den Cubitus (jeden zu neunzehn engliſchen Zollen gerechnet) dreißig bis vierzig Tekals, nachdem der Brunnen mehr oder weniger tief iſt. Wenn man nun annimmt, daß jeder Cubitus im Durchſchnitt mit vierzig Tekals bezahlt wird, und daß die Tiefe bis zu der Stelle, wo ſich das Oel zeigt, hundert Cubitus beträgt, ſo koſten die übrigen zwanzig Cubitus 800 Tekals, und folglich beträgt der Lohn, welchen die Brunnengräber für die Fertigung des Schachtes erhalten, in Allem 1140 Tekals. Zur Ausfütterung eines Brunnens, der 100 Cubitus tief iſt, werden 950 Stäbe von Kaſſiaholz erfordert, und dieſe koſten, das Hundert zu fünf Tekals gerechnet, 47½ Tekals. Das Herbeiſchaffen und Zuhauen derſelben mag wohl auch noch eine Ausgabe von 100 Tekals verurſachen. Für das Abtragen des Hügels, wo der Brunnenkranz hinkömmt, für den Weg, der hinab in den Brunnen führt, und einige andere ſolche Ausgaben, will ich nach landüblichem Preiſe nur 200 Tekals anſetzen. Für Seile und allerlei Lebensmittel, womit der Eigenthümer, welcher einen neuen Brunnen graben läßt, die Arbeiter verſorgen muß; ferner für Trinkgelder und ſonſtige Aufopferungen, vielleicht auch für landesherrliche Abgaben, wodurch der Eigenthümer die Erlaubniß einen neuen Brunnen zu graben, erkaufen muß, mögen leicht die noch übrigen 512½ Tekals vollends drauf gehen. Wenn ein alter Brunnen vertieft werden ſoll, ſo ſuchen ſich die Eigenthümer ſo gut als möglich mit den Arbeitern abzufinden, und dieſe machen ſodann ihren Ueberſchlag nach Verhältniß der Tiefe und der Gefahr, welche ſie von

Digitized by Google

der darin befindlichen Hitze, oder Stickluft, zu fürchten haben.

Die Koſten, der Gewinn und das Arbeitslohn für die Leute, welche das Oel heraufziehen, kam mir, nach den Erkundigungen, die ich deshalb einzog, zu hoch vor, es ſey nun, daß beide Theile ſich irrten, oder mit Fleiß ein wenig groß thun wollten.

Man ſagte mir nämlich, im Durchſchnitt gewähre jeder Brunnen täglich 500 Wiß, oder 1825 Pfund, nach gemeinem Gewichte, und ein Arbeiter verdiene monatlich acht Tekals. Dies kann aber unmöglich ſo zu verſtehen ſeyn, als wenn es bei dieſem täglichen Gewinne und monatlichen Arbeitslohne das ganze Jahr hindurch ſein unabänderliches Bewenden habe. Unfehlbar wird dies aus einer nähern Beleuchtung der Sache von ſelbſt hervorgehen; denn ſobald eine Thatſache zweifelhaft ſcheint, muß man ſich nach Beweiſen umſehen, die aus ihrer innern Beſchaffenheit entlehnt ſind. Jeder Brunnen wird von ſechs Männern bearbeitet, deren Lohn im Durchſchnitte nach einer ſechstägigen Arbeit berechnet iſt, wovon jeder den ſechſten Theil oder wenigſtens den Werth davon erhält, und zwar ſo, daß man ihm hundert Wiß zu einem Tekal und den vierten Theil deſſelben anrechnet, welches der Preis iſt, wofür das Oel an den Brunnen verkauft wird. Es ſteht zwar dem Eigenthümer frei, ob er ihm dieſen ſechſten Theil in Natur, nämlich in Oel, verabfolgen laſſen, oder Geld dafür geben will; er ſoll aber, wie ich höre, gewöhnlich das Letztere wählen.

Wenn dies wirklich der Fall iſt, ſo halte ich es für die beſte Verfahrungsart, die man irgendwo einführen kann, um den Arbeitslohn gehörig zu reguliren; denn in eben dem Verhältniſſe, als der Arbeiter fleißig iſt, befördert er ſeinen eigenen Nutzen, und dieſer iſt zugleich mit dem Nutzen deſſen, der ihn in Arbeit ſetzet, unzertrennlich verbunden. Auf jeden Fall kann für ihn kein Nachtheil entſtehen, es müßte denn ſeyn, daß er ſich überarbeitete und dieſes hat man von einem Indier eben nicht zu beſorgen. Der Eigenthümer läßt den Oelziehern keine Mundproviſionen verabreichen, ſorgt aber für Anſchaffung der nöthigen Seile u. ſ. w. und zahlt von ſeinem Gewinne dem Könige den Zehnten.

Wenn man nun annimmt, daß ein Brunnen das ganze Jahr hindurch täglich 500 Wiß Oel giebt, und hievon den ſechsten Theil, welchen die Arbeiter bekommen, und den Zehnten, der in die königliche Schatzkammer fließt, abziehet, ſo bleiben dem Eigenthümer, nach Hinweglaſſung der Brüche, 136,876 Wiß, und dieſe betragen, wenn man das Wiß, nach dem Preiſe, welcher dafür an den Brunnen bezahlt wird, nämlich zu 1¼ Tekals anſchlägt, alljährlich 1710 Tekals. An dieſer Summe leidet nun der Eigenthümer weiter keinen Abzug, als eine Kleinigkeit für Ziehſeile u. ſ. w. denn, ſo viel ich in Erfahrung bringen konnte, hat er von ſeinem Gewinne weder Abgaben zu entrichten, noch andere Ausgaben zu beſtreiten. Die Kaufleute wollen aber dennoch behaupten, daß jeder Brunnen das Jahr hindurch nicht mehr als tauſend Tekals reinen Gewinn gewähre, und weiter

unten wird es ſich zeigen, daß ſie denſelben eher zu hoch als zu niedrig angegeben haben. Sonach irren wir gewiß nicht, wenn wir den reinen Ertrag, ein Jahr in das andere gerechnet, höchſtens zu 182,500 Wiß anſetzen.

Ferner, das Sechstel der vier Arbeiter beträgt, nach Abzug des Zehnten, welcher davon an die königliche Schatzkammer abgegeben wird, alle Monate, jeden zu dreißig Tagen gerechnet, 2250 Wiß, oder, wenn man es, nach dem vorerwähnten Preiſe des Oels, zu baarem Gelde anſchlägt, acht und zwanzig Tekals und acht Avas, ſo daß der Mann monatlich auf ſeinen Antheil ſieben Tekals und zwölf Avas bekömmt; da hingegen, wie mich dieſe nämlichen Perſonen verſicherten, das Tagelohn eines gewöhnlichen Arbeiters hier zu Lande monatlich nur zu fünf Tekals feſtgeſetzt iſt. Auch gaben ſie zu, daß die Arbeit der Oelzieher eben nicht mühſamer als die eines gemeinen Tagelöhners ſey, und der Geſundheit nicht im mindeſten zum Nachtheile gereiche. Ich bezweifle dies um ſo weniger, da das Oel einen ſehr angenehmen und lieblichen Geruch von ſich giebt. Als ich fortfuhr, mit meinen Anfragen in die Arbeiter zu dringen (denn in Betreff dieſes Punktes bemerkte ich an ihnen die meiſte Zurückhaltung, welches vermuthlich davon herrühren mochte, daß ich mich zu genau nach Allem erkundigte) ſagten ſie aus, daß ihr Gewinn eben nicht beträchtlicher als der eines gewöhnlichen Arbeiters ſey, wie es ſich denn auch vernünftiger Weiſe nicht anders erwarten läßt. Denn, da bei dem Oelziehen gar nichts Myſteriöſes vorkömmt

Digitized by Google

daſſelbe keine außerordentliche Anſtrengung vorausſetzt, der Geſundheit nicht ſchädlich iſt, auch dabei weder Zwang noch Ueberredung ſtatt findet, und die Eigenthümer ihrem eigenen Intereſſe gemäß, ſo wenig als möglich dafür bezahlen, ſo würden ſich, wenn dieſe Arbeit eben ſo einträglich wäre, als ſie anhaltend iſt, eine ſolche Menge Menſchen dazu melden, daß das Arbeitslohn eben ſo tief herabſinken würde, wie jenes der gewöhnlichen Tagelöhner. Auch bemerkte ich unter den Arbeitern nicht den mindeſten Anſchein von Wohlhabenheit; ihre Wohnungen waren eben ſo ſchlecht beſchaffen, wie ihre Kleidung; ſie begnügten ſich mit der elendeſten Koſt, aßen keinen Reiß, den die Bewohner der obern Provinzen zu ihren vorzüglichſten Lebensgenüſſen rechnen, ſondern lebten bloß von getrockneten Körnern und einer Art inländiſcher Wurzeln, die mit der Caſſada (Maniok) viele Aehnlichkeit haben, und von ihren Weibern und Kindern in den Wildniſſen aufgeſucht werden. Hierzu kömmt noch, daß ſich die Arbeiter, wie leicht zu erachten, nicht ununterbrochen beſchäftigen können, da die Natur von Zeit zu Zeit einige Erholung bedarf, und ihre Rechte geltend macht, wenn gleich die Liebe zum Gewinn noch ſo groß iſt. Dies iſt beſonders der Fall unter den wärmern Himmelsſtrichen, wo ſie den Menſchen in jenen Zuſtand verſetzet, den wir ſehr unſchicklich Trägheit nennen. Sagte doch ſelbſt der ſtrenge Sittenrichter Cato, der Menſch, welcher nicht ſo viel Zeit habe, daß er mitunter müßig gehen dürfe, ſey weiter nichts, als ein Sklave; und er hatte vollkommen Recht. In Erwägung dieſer ſowohl phyſiſchen als moraliſchen Nothwendigkeit, ſollte man

gewiſſen Religionsſtiftern nicht ſo gerade zu, wie ſolches häufig zu geſchehen pflegt, den Vorwurf machen, daß ſie die Tagedieberei begünſtigten. Wie dem auch ſeyn möge, ſo viel ergiebt ſich aus Allem, daß man das oben erwähnte Tagelohn ebenfalls zu hoch angeſchlagen hat, und daß die 500 Wiß bloß als Ertrag der Arbeitstage zu betrachten ſind, ohne daß hiebei alle und jede Tage, die das ganze Jahr hindurch vorkommen, mit in Anſchlag gebracht werden können. Zwiſchen den Arbeiten der Brunnengräber und jenen der Oelzieher, findet, wie ich bereits angemerkt habe, ein großer Unterſchied ſtatt, und erſtere werden, wegen der damit verbundenen Mühſeligkeiten und Gefahren, weit beſſer bezahlt.

Wenn man nun annimmt, daß es mit der Ausſage, nach welcher jeder Brunnen das Jahr hindurch 1000 Tekals reinen Gewinn einbringen ſoll, ſeine Richtigkeit hat, welches wohl ſchwerlich übertrieben ſeyn dürfte, da im entgegengeſetzten Falle die Eigenthümer eine zu ſtarke Abgabe bezahlen würden, und daß hiernächſt das gewöhnliche Tagelohn, welches man hier zu Lande für precäre Arbeiten bezahlt, einen Monat in den andern, und ſogar die Feſttage mitgerechnet, das Jahr hindurch monatlich $4\frac{1}{2}$ Tekals beträgt, gerade ſo wie das Arbeitslohn der Oelzieher, welches man in vorliegendem Falle als die Gränzlinie zwiſchen beiden Extremen annehmen kann, ſo beläuft ſich der Ertrag eines jeden Brunnen Tag vor Tag auf 300 Wiß, mithin das Jahr hindurch auf 109,500 Wiß = 399,675 gewöhnliche Pfund, oder 178 Tonnen

955 Pfund, oder nach Flüſſigkeits-Maaß auf 793 Hogſheads, jedes zu drei und ſechzig Gallonen; und da ſich die Anzahl ſämmtlicher von der Regierung aufgezeichneten Brunnen auf 520 erſtreckt, ſo geben dieſe das Jahr hindurch in Allem 56.940,000 Wiß, oder 92,781 Tonnen und 1560 Pfund, oder 412,360 Hogſheads, deren Werth, an den Brunnen ſelbſt, hundert Wiß zu 1¼ Tekal gerechnet, 711,750 Tekals, oder 889,737 Sikka Rupieen beträgt.

Von den Brunnen wird nun das Oel, in kleinen Krügen verwahrt, von Laſtträgern, oder auf der Achſe, an den Fluß geſchafft, und den Kaufleuten überliefert, die ſolches in andere Gegenden verſenden, und für hundert Wiß zwei Tekals zahlen, ſo daß der Werth, wegen der mit dem Transport verbundenen Gefahr und Koſten, um ⅜ erhöhet wird. Man kann daher die Totalſumme des Gewinns, der im Lande bleibt, nach Abzug von fünf Procent Verluſt, jährlich zu 1,081,860 Tekals, oder 1,362,325 Sikka Rupieen anſchlagen, wovon der König 136,232 Sikka Rupieen jährlicher Einkünfte und noch außerdem wohl dreimal ſo viel zieht, ehe das Oel in die Hände der Conſumenten kömmt; nicht zu gedenken, daß dieſer nur mit vieler Mühe herbeizuſchaffende Waarenartikel, einem großen Theil der arbeitenden Volksklaſſe anhaltende Beſchäftigung gewähret, ein anſehnliches Kapital in Umlauf ſetzet, und folglich auch in dieſer Hinſicht für das ganze Land von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Bei meiner Anweſenheit lagen hier nicht weniger als ſiebenzig bis achtzig Boote, jedes zu ſechzig Tonnen, vor Anker, die an verſchiedenen Landungsplätzen mit Oel

befrachtet wurden, und immer fuhren deren noch mehrere von Zeit zu Zeit ab und zu. Auch war eine große Anzahl Boote und Menſchen damit beſchäftigt, Oelkrüge und andere dergleichen Bedürfniſſe herbeizuſchaffen. Uebrigens kann der außerordentlich große Umfang dieſes einzigen inländiſchen Handelsartikels (denn das Meiſte davon wird im Lande ſelbſt verbraucht) ſo ziemlich zum Maaßſtabe dienen, um den einheimiſchen Handel und die Hülfsquellen des Bürmaniſchen Reichs hiernach zu beurtheilen.

An Ort und Stelle koſten 112 Pfund Oel ſieben Annas und ſieben Pies; im Haven zu Ranghong zahlt man im mittlern Preiße drei Sikka Rupieen, drei Annas und ſechs Pies für den Centner, oder für 504 Pfund in Hogſheads zu drei und ſechzig Gallonen, vierzehn Rupieen, ſieben Annas neun Pies, nach Abzug des Faſſes, oder für das bengaliſche Buzar Maund 2 Rupieen, 5 Annas, 8 Pies; da hingegen das Buzar Maund anderes Oel, das man aus Senfſaamen oder ſonſtigen Vegetabilien preßt, zu Panghong mit eilf Rupieen bezahlt wird.

Schließlich muß ich noch die Bemerkung beifügen, daß dieſes Oel ächtes Steinöl iſt, alle Eigenſchaften des Steinkohlentheers an ſich hat, und wirklich die nämliche Subſtanz iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Natur dasjenige für die Burmas im Innern der Erde bereitet, was die Europäer dem Erfindungsgeiſte des Lord Dundonald verdanken.

V.

Bemerkungen über einige Alterthümer auf der ſüdlichen und weſtlichen Küſte von Ceylan.

Vom Kapitän M'kenzie.

Die Inſel Ceylan, Selan-dive, oder Seran-déep, welche man verſchiedentlich für das Lanka des Ramayan gehalten hat (wiewohl die Hindus dieſem letzteren eine ganz andere Lage anweiſen) muß natürlicher Weiſe den wißbegierigen Forſcher veranlaſſen, in Betreff indiſcher Gegenſtände hier eine und die andere Unterſuchung anzuſtellen, da wir unlängſt dieſe Inſel unter unſere Botmäßigkeit gebracht haben, und ſich ihm folglich hiezu die ſchicklichſte Gelegenheit darbietet. Mein Aufenthalt auf der weſtlichen Küſte dieſer Inſel, dauerte freylich nur wenige Monate, und meine Ge-

Digitized by Google

ſchäfte waren von der Art, daß ſie mir (wenn ich auch wirklich im Stande geweſen wäre, dieſem ſchwierigen Unternehmen zu genügen) durchaus nicht geſtatteten, auf dergleichen Unterſuchungen viel Zeit und Mühe zu verwenden. Um jedoch den Aufträgen der aſiatiſchen Geſellſchaft wenigſtens einigermaßen zu entſprechen, und den Liebhaber indiſcher Alterthümer auf die Ueberbleibſel derer aufmerkſam zu machen, welche mir auf der ſüdlichen und weſtlichen Küſte dieſer Inſel zufälliger Weiſe zu Geſicht gekommen ſind, kann ich unmöglich der Verſuchung widerſtehen, ihr die nachſtehenden Bemerkungen zur genauern Erörterung vorzulegen.

Hoffentlich wird man es, in ſofern ſolches auf die traditionellen Nachrichten Bezug hat, daß in einem der frühern Zeitalter die See von den gedachten Küſten zurückgetreten ſey, nicht ganz unzweckmäßig finden, wenn ich hier einiger Kennzeichen erwähne, welche dieſe Vermuthung zu beſtätigen ſcheinen, und dem aufmerkſamen Beobachter äußerſt auffallen, wenn er, wie ich, ſich in der Nothwendigkeit befindet, eine Reiſe zu machen, welche ſich längs der flachen tiefliegenden Gegenden des unteren Karnatik beinahe auf fünfhundert Meilen erſtreckte. Hier zeigen ſich an mehrern Plätzen die unverkennbarſten Spuren, daß dieſe ganze Küſte ehemals von der See bedeckt war. Dahin gehören die Seeprodukte, welche man überall aus der Erde gräbt; die Seemuſcheln, welche man häufig in den Kalkſteinen findet, die wahrſcheinlich aus denſelben entſtanden ſind, und mit welchen ſie einerlei Maſſe ausmachen; ſo auch die

Digitized by Google

überall ebene Oberfläche des Bodens, auf welchem man nirgends einen alten Baum ſieht, außer in den Wäldern, die von den ältern Bewohnern dieſer Inſel angepflanzt wurden; dann die mancherlei Arten der Palmbäume, und eine Menge Geſtrüpp, das gewöhnlich nur auf ſandigem Boden wächſet. Gleich anfänglich kommen auf der Küſte von Marawar mehrere einzelne Stücke derſelben Korallen- oder Seegewächſe vor, dergleichen man in größern Quantitäten unweit Delft und auf einigen Inſeln an der Nordküſte von Ceylan, aus der Erde gräbt; denen man es anſieht, daß ſie ehemals mit andern von eben dem Stoffe in Verbindung ſtanden; und die, nach aller Wahrſcheinlichkeit, die Grundlage jener Sandbänke ausmachen, welche man die Adamsbrücke zu nennen pflegt, und die zwiſchen dieſer Inſel und dem feſten Lande mitten inne liegen. Auch findet ſich am äuſſerſten Rande der Küſte, dicht an der See, eine Schicht flachen kalkartigen Geſteins, das mit derſelben parallel läuft, und eine Art Kruſte bildet, die, allem Vermuthen nach, durchgehends aus verſteinerten Muſcheln von eben der Art beſteht, die ſowohl hier, als an der Küſte von Ceylan (wie ich zu Manar bemerkte) in ungeheurer Menge vorhanden ſind, und woraus der Sand an dem daſigen Geſtade wohl großentheils entſtanden ſeyn mag. Auch kömmt es mir ſehr wahrſcheinlich vor, daß die niedrigen Eylande unweit der Chanquefiſcherei, gewöhnlich die flachen Inſeln (Flatisles) genannt, die eine Art Kette bilden, welche mit jenem Theile der Küſte parallel läuft, ebenfalls aus dergleichen Muſcheln beſtehen.

Die Inſel Ramiſur, welche man, nach Feriſh-ta's Angabe, als die äußerſte Gränzlinie zu betrachten hat, bis wohin ſich in neuern Zeiten die Religion der Hinduer und die Eroberungen der aus Dekan entſproſſenen mahomedaniſchen Fürſten erſtrecken, liegt nahe bei dieſer Küſte, und iſt von derſelben nur vermittelſt eines Meerarms getrennt, der nicht über zwei Meilen breit und ſo ſeicht iſt, daß hier keine ſchwerbeladenen Schiffe vor Anker gehen können. Dieſe Inſel iſt niedrig, ſandig und unangebauet. Der Weg bis zu den Pagoden, die zu gewiſſen Jahreszeiten von einer unbeſchreiblichen Menge Pilgrimme beſucht werden, beträgt ungefähr acht Meilen. Sie ſtehen nicht weit vom Seegeſtade, und man hat vor denſelben einen ſteinernen Damm angelegt, der aber nicht ganz vollendet iſt. Ganz nahe dabei ſtehen die Häuſer der Braminen, die, wie gewöhnlich, viereckig gebauet ſind, und ſchnurgerade Straſſen bilden. Vor der Fronte dieſer reihenweiſe neben einander ſtehenden Häuſer, haben ſie Terraſſen von Lehm (Payals) aufgeführt, auf welchen man oftmals Gelegenheit hat ihre Weiber und Kinder zu ſehen, die hier im Schatten der hervorragenden Strohdächer der Ruhe pflegen. Merkwürdig iſt es, daß ſich dieſe Menſchenklaſſe durchgehends in allen Provinzen, welche ſich bis zum acht und zwanzigſten Grade nördlicher Breite, und noch weiter erſtrecken, durch ihre ſchöne Hautfarbe und Geſichtszüge, vor andern Völkerſchaften ſo vorzüglich auszeichnen, die in beiderlei Hinſicht ſo weſentlich von ihnen verſchieden ſind; wie z. B. die Tamuler, Telinganer, Kanarianer, Mahratten und Orier;

Digitized by Google

denn aus dieſen fünf Volksſtämmen mag wohl die Hauptmaſſe der urſprünglichen Bewohner der Halbinſel beſtanden haben, welche heutzutage ſowohl in Anſehung der Sprache als der Geſichtszüge, ganz von einander verſchieden ſind.

Die Pagoden *) ſind große viereckige Gebäude, haben aber weiter kein beſonderes Anſehen und ſind eben auch auf keine geſchmackvollere Art gebauet, wie die andern, welche man hin und wieder auf der daſigen Küſte wahrnimmt. Sie ſind, eben ſo wie jene, mit allerlei ſchnörkelförmigen Verzierungen überladen, haben eben ſolche pyramidenförmige Spitzen **) von Backſteinen, und lange Hallen an der Vorderſeite, denen wir uns aber nicht weiter nähern durften, als bis an den Eingang. Hier konnten wir durch mehrere offenſtehende Thüren bis in das Innere des Tempels ſehen, an deſſen äußerſtem Ende wir die Bildſäule des Gottes erblickten. Der Ort aber, wo man dieſelbe aufgeſtellt hatte, war zu dunkel (wiewohl hier bei hellem Tage eine Menge Lampen brannten) und zu weit von uns entfernt, als daß wir ihre Form und Geſtalt deutlich unterſcheiden konnten. Des Abends werden allemal in den innern Gängen und Gemächern eine große Anzahl kleinerer Lampen angezündet,

*) Auf Tamuliſch Coil, in der Tellingaſprache Dewul genannt. Das Wort Pagode kömmt in dieſen beiden Sprachen gar nicht vor.

**) Eine ſolche pyramidenförmige Spitze heißt auf Tamuliſch Coverum.

Digitized by Google

welches ſich ungemein ſchön ausnimmt. Die nämliche Zurückhaltung, welche die Braminen der ſüdlichen Gegenden in Betreff ihrer Tempel zu Tanjore, Seringam, und anderwärts, beobachten, verhinderte auch hier jede Art von Mittheilung. Dieſe Menſchen beſchäftigen ſich, wie man uns verſicherte, auf ihrer heiligen Inſel weder mit dem Feldbaue, noch andern Handarbeiten, ſondern leben bloß von dem, was ihnen die Milde der Andächtigen gewähret, und Niemand ſtöret ſie im ruhigen Genuſſe dieſer Almoſen, da ſie ringsum vom Meere umgeben, und gegen jeden feindlichen Ueberfall geſichert ſind. Einige benachbarte Rajahs und Häuptlinge der Polygars, verwenden jährlich ſehr anſehnliche Summen hieher. Der Vorhof oder vielmehr das Gebäude auf der Oſtſeite der Pagode, iſt mit den Bildſäulen eines dieſer Wohlthäter (eines Häuptlings *) der Provinz Tinivelly) ſeiner Miniſter und Höflinge geſchmückt, welche man hier auf beiden Seiten reihenweiſe, und zwar in ihrer damals üblichen Tracht, aufgeſtellt hat. Bei Verfertigung dieſer Statuen, hat man zwar auf die Kleidung und Zierrathen unglaublich viel Fleiß und Mühe verwendet, übrigens läßt ſich aber nicht viel zu ihrem Lobe ſagen, da es ihnen durchgehends an Symmetrie und Proportion fehlt. Die der vornehmern Perſonen ſind verhältnißmäßig größer als die andern, wie man ſolches überhaupt an allen Bildhauerarbeiten wahrnimmt, womit die Häuſer der Hinduer verzieret ſind. Unter den Figuren, welche man außen an den Wänden abgebildet ſieht,

*) Der Pulitaver.

kömmt häufig der Lingam vor. Auf der westlichen Seite ſtößt an das gedachte Viereck noch ein anderer langer Säulengang, der ebenfalls eine Menge Statüen enthält, die noch einen andern Häuptling nebſt ſeinem Gefolge vorſtellen, und auf einer ſteinernen Terraſſe zu beiden Seiten des bedeckten Ganges ſtehen, der nach dem innern Thore führt.

Dieſe heilige Inſel ſteht unter der Aufſicht einer Familie von Byragees (Andächtigen), deren Häuptling ſich nie verheurathen darf. Wenn derſelbe mit Tode abgeht, ſo folgen ihm ſeine Schweſtern, oder Seitenanverwandten, die allein das Recht haben, ſich zu verheurathen. Dieſe Einrichtung ſcheint mit jener viel Aehnlichkeit zu haben, die bei den Beherrſchern von Travankar und den Nairen eingeführt iſt. Der dermalige Aufſeher iſt ein Kind von ſechs bis ſieben Jahren, das ein ſchönes freundliches Anſehen und ſehr regelmäßige Geſichtszüge hat. Seine Kleidung und ſein Turban, waren wie die der Byragees, gelbroth gefärbt, und mit eben ſolchen Glaskorallen geſchmückt, wie dieſe Klaſſe von Bettelmönchen zu tragen pflegt. Dieſer junge Oberprieſter zeigte bei der Audienz, die er den hier angekommenen Europäern gleich nach ihrer Landung ertheilte, viel Anſtand und Würde. Sein Oheim, der eigentlich die Stelle ſeines Miniſters vertrat, ſtand neben ſeinem Seſſel, und erleichterte ihm die Mühe, ſeine Gäſte zu bekomplimentiren.

Von dieſer Pagode an, zieht ſich ein niedriger ſan=

Digitized by Google

diger Streif ungefähr zwölf Meilen weit gegen Oſten hin, und endigt ſich zuletzt in Geſtalt einer ganz ſchmalen Sandſpitze. Ungefähr eine Meile herwärts von dieſem Punkte, ſteht die Tſchauderie Tona-gooby*) ein Viereck, das aus mehrern einſtöckigen Wohnungen beſteht, in deren Mitte ein großer Hof befindlich iſt, und das man in der Abſicht aufgeführt hat, den Pilgrimmen Unterkunft zu verſchaffen, welche nach dieſem entlegentſten Theile der Inſel wallfahrten, um ſich hier von den Wogen des Oceans abſpülen zu laſſen, welches ſie nach ihren Religionsgrundſätzen, für die heiligſten und wirkſamſten unter ihren Ablutionen halten. In der gedachten Tſchauderie iſt beſtändig ein Bramine zugegen. Am Ende der vorerwähnten Sandſpitze ſteht ein Pfahl, an welchem man des Nachts Lichter befeſtigt; wir konnten aber nicht in Erfahrung bringen, ob ſolches aus einem religiöſen Beweggrunde, oder in der Abſicht geſchieht, den Seeleuten Signale zu geben. Dieſer ganze Strich von Ramiſerum ſieht völlig ſo aus, als wenn die See das ehemals darauf befindliche Erdreich weggeſchwemmt habe; denn nirgends erblickt man nur eine Hand breit fruchtbaren Boden. Als wir um ſieben Uhr des Morgens **) in unſer Boot eingeſtiegen waren, ſahen wir uns genöthigt, eine Zeit lang auf unſere Dienſtleute

*) Gooby bedeutet in der Tamuliſchen Sprache ebenfalls ſo viel als ein Tempel, und Tony heißt Waſſer. Es verdient bemerkt zu werden, daß man hier, ungeachtet die gedachte Sandſpitze ſo niedrig iſt, dennoch gutes Waſſer findet.

**) Den 6ten Januar 1796.

zu warten, weil ſie zuvor unter der Aufſicht der Braminen ihre Andacht verrichten und ſich in der See baden mußten. Endlich giengen wir unter Segel, um das Land der Halbgötter und Dewatas zu beſuchen; jetzt ſchwand der Signalpfahl, doch behielten wir noch die Adamsbrücke im Geſichte, von welcher wir unſern Lauf ſüdwärts richteten, bis wir dieſelbe ganz zuletzt nur noch daran erkennen konnten, daß ſich von Zeit zu Zeit die Wellen hier brachen; dann ſteuerten wir immer gen Oſten ſüdoſtwärts, bis wir um zwei Uhr Nachmittags Talmanar, die weſtliche Spitze von Manar, entdeckten. Die Küſte dieſer Inſel iſt zu Talmanar, wie überhaupt auf dieſer ganzen Seite, ſehr niedrig, und überall mit Bäumen, inſonderheit Kokosbäumen, und Buſchwerk, bedeckt, welches ſich bis an die Sandbank dicht an der Seekante erſtreckt.

Die Inſel Manar iſt nicht hoch, hat keine Anhöhen, und ſcheinet durchgehends aus aufgeſchichtetem Muſchelſande zu beſtehen, den hier die Meereswoogen zuſammengeſchlemmt haben, und auf welchem nachher eine Menge Bäume entſtanden ſind, unter welchen ſich beſonders der Kocosbaum auszeichnet. Sie iſt vom Ceylanſchen Continent, genau ſo wie Ramiſerum von der Seeküſte, vermittelſt eines Kanals abgeſondert, der ungefähr zwei Meilen breit ſeyn mag, aber nicht eher ſichtbar wird, als zur Zeit der Springfluth, weil der eigentliche Kanal, oder Seeſtrom, welcher ſich in mannichfaltigen Krümmungen bis an das Fort zieht, ſehr ſchmal und an der Barriere bei niedrigem Waſſer nicht

über dritthalb Fuß tief iſt. Ob dieſe enge Paſſage, und jene bei Pambam, etwa davon herrührt, daß die See, zur Zeit wo der Monſoon wechſelt, in ganz verſchiedenen Richtungen an der Küſte hinſtrömt, und dergleichen Veränderungen bewirkt, oder ob dieſe Inſeln, nebſt der Adamsbrücke, von den periodiſchen Winden und Strömungen aufgeworfen und gebildet wurden, welche auf die Sandſchichten wirkten, die ſich in dem engſten Theile des Kanals von Ceylan angehäuft hatten, dies wäre allerdings einer genauen Unterſuchung werth, die aber freilich eben ſo viel Zeit als Erfahrung vorausſetzt. Auf jeden Fall würde dieſelbe wenigſtens in ſofern von Nutzen ſeyn, als ſie Mittel an die Hand gäbe, die Kanäle zu vertiefen, oder zu verhindern, daß ſelbige nach geſchehener Vertiefung nicht wieder von den ſüdweſtlichen und nordweſtlichen Monſoons mit Sande zugefüllt würden. *)

Es würde vergebens ſeyn, wenn man ſich hier nach einigen Ueberreſten der frühern Bewohner umſehen wollte; denn man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Durchfahrt nach Ceylan, von der jenſeitigen Küſte, eine Menge auf einander folgender Eroberer gleichſam einlud, die

*) Baldeus erzählt, die portugieſiſche Flotte ſey durch dieſen Kanal entkommen, und dem Tewver, oder indiſchem Gouverneur ſey ein Mittel bekannt geweſen, die Paſſage nach Pambam zu öffnen, oder zu ſperren. Hierbei mag wohl ein Irrthum zum Grunde liegen, oder die portugieſiſchen Fregatten müßten eben nicht tiefer im Waſſer gegangen ſeyn, als leichte Schaluppen oder Jachten. S. 706.

Digitized by Google

Bewohner dieſer Inſel zu unterjochen. Wirklich beſtehen dieſelben heutzutage aus einer vermiſchten Raſſe von Portugieſen, Malabaren, Cingaleſen und einer kleinen Anzahl Lobbees, den Abkömmlingen eines arabiſchen Volksſtammes (der Mopillees auf der Malabar-küſte) welche ſich hier gröſtentheils vom Fiſchfang nähren. Es kamen mir auf dieſer Inſel verſchiedene jener Byraagees zu Geſichte, die man auf den niedrigen Landſtraßen der gegenüber liegenden Küſten ſo häufig antrifft, weil ſie beſtändig von Benares nach Ramiſur wandern, und an Bambusröhren eine Menge irdener Krüge auf den Schultern tragen, die mit Waſſer aus der heiligen Quelle, oder auch aus dem Fluſſe Ganga gefüllt ſind. Man erkennet dieſe Byraagees in weiter Ferne, an ihrem gelben pomeranzenfarbenem Anzuge. Die, welche ich hier antraf, ſagten, ſie wären im Begriff, eine berühmte Pagode in den innern Gegenden von Ceylan zu beſuchen; ich konnte aber nicht erfahren, ob ſie von Seiten der holländiſchen Regierung die gewöhnliche Erlaubniß erhalten hätten, über den Fluß zu ſetzen, oder ob ſie ſich auf gut Glück die Gelegenheit zu Nutz machten, um in unſern Booten hinüberzuſchiffen. Auf jeden Fall erhellet hieraus, daß zwiſchen den Bewohnern dieſer Inſel und jenen Fremdlingen noch immer eine gewiſſe Religionsverwandtſchaft ſtatt findet.

Manar iſt in der cingaleſiſchen Geſchichte deswegen merkwürdig, weil es der Königin Donna Magaretha zum Zufluchtsorte diente. Sie war der letzte

Sprößling des alten königlichen Stammes, und die Portugieſen ſchleppten ſie von da in das Innere von Ceylan, um ſich das Anſehen zu geben, als miſchten ſie ſich nicht in die Regierungsgeſchäfte. Endlich trieben ſie es aber ſo toll, und machten ſich ſo vieler Verbrechen ſchuldig, daß man ſie fortjagte. Nun legten die Holländer den Einwohnern ihr Joch auf, und führten zugleich ihre ſchändlichen Monopolien ein, vermöge deren ſie ihren Nebenmenſchen die Naturſchätze und koſtbaren Produkte dieſer berühmten Inſel vorenthalten. Von dieſer Zeit an wurde ſie in zwei Kirchſpiele vertheilet, deren jedes ſeine eigene Kirche hat. Das Fort iſt nach einem kleinen Maaßſtabe gebauet, viereckig und regulär, ziemlich ſo, wie es Baldeus, und nach ihm Valentyn, beſchrieben hat. In der Stadt giebt es nur wenige mit Ziegeln gedeckte Häuſer, die den Regierungsoffiziaten gehören, und eine kleine Anzahl niedriger Hütten, deren Dächer und Wände aus Cadjanblättern beſtehen, und die von Schiffleuten und Fiſchern bewohnt werden. Bei niedrigem Waſſerſtande, windet ſich zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande ein kleiner Strom hindurch; wenn aber die Flut eintritt, ſo ſieht die ganze zwiſchen beiden Ufern eingeſchloſſene Waſſerfläche, einem Meeresarm ähnlich, der zwei bis drei Meilen breit iſt, und durch welchen ſowohl Menſchen als Vieh von der Inſel nach dem feſten Lande hinüberwaden. Sonderbar nehmen ſich alsdann eine Art Reiher aus, und gewiſſe große Vögel, die zum Geſchlecht des Cyrus gehören, dann mitten in der See ſtehen und ihr Futter aufpicken.

Die jenſeitige Küſte von Ceylan iſt niedrig und mit Holz bewachſen. An den Ufern ſieht man überall Spuren, die von einer ungewöhnlichen Naturbegebenheit zeugen, wodurch einſt die ganze Inſel unter Waſſer geſetzt wurde. Dies läßt ſich jedoch mit der allgemein als wahrangenommenen Tradition, daß die See von den gegenüber befindlichen Küſten zurückgetreten ſey, nicht wohl zuſammen reimen. Sollen wir nun annehmen, daß die Meereswoogen zu der Zeit, als ſie von der Halbinſel zurücktraten, die tiefer liegenden Küſten dieſer Inſel bedeckten? Oder daß dieſe einander entgegengeſetzten Ereigniſſe zu verſchiedenen Zeiten auf einander folgten? Dies würde ſich gewiſſermaßen erklären laſſen, wenn man den Boden und die Erdſchichten der Provinz Wannie, oder des niedrigen mit Holz bewachſenen Landes im Norden von Ceylan, genau unterſuchte, und ſelbige mit dem niedrigen Lande des ſogenannten Payen Ghaut vergliche; denn Thatſachen und Verſuche, würden die Aehnlichkeit beider ins Licht ſetzen. Ich darf jedoch nicht unbemerkt laſſen, daß außer den fünf nördlichen Eylanden, der größte Theil deſſen, was ehemals das nördliche Ende der Inſel ausmachte, und heutiges Tages das Königreich oder Gouvernement Jaffnapatam genannt wird, eine niedrige Lage hat, und von mehrern ſeichten Kanälen durchſchnitten iſt, die es während der regnichten Jahreszeit in eben ſo viele Inſeln theilen.

Dieſes niedrige Land, welches den ganzen nördlichen Theil der Inſel ausmacht, iſt überall dicht mit Holz und

Buſchwerk bewachſen. Man nennet dieſen Landſtrich Wannie und ſchätzet deſſen Flächeninhalt auf neunhundert (engl.) Quadratmeilen. Die Waldung erſtreckt ſich quer durch von Weſten gen Oſten und Süden, bis an die Bergkette, welche die Grundfeſten des Landes mit einander in Verbindung ſetzet, dann mehrere kleine Anhöhen bildet, und ſich bis in die Gegenden bei Galle und Matura immer höher emporthürmt. Die Koppen dieſer Berge ſind den Seefahrern auf der öſtlichen Küſte unter den Benennungen Friar's-hood, Chimney, Elephant, u. ſ. w. ſehr gut bekannt. Unter denen auf der weſtlichen Küſte, zeichnet ſich vorzüglich der Adams-pik aus, welcher gegen Oſten, nach Colombo zu, ziemlich hoch über die andern hervorragt.

Von Manar aus entdeckt man keine dieſer Bergſpitzen. An der Seekante wird Reiß gebauet; die Wohnungen aber ſtehen einzeln, und werden auch nirgends, ob man ſie gleich in regelmäßige Ortſchaften eingetheilt hat, mit einander in Verbindung geſetzet. Die Reißpflanzungen erſtrecken ſich vier und zwanzig Meilenſweit, bis über Aripo hinaus, und man hat auf dieſem Striche Landes einige Kirchen erbauet. Von dort ziehen ſich die Waldungen und Gebüſche gegen die Seeküſte, und ſondern den nördlichen Diſtrict vier Tagereiſen weit von dem ſüdlichen ab, bis in die Gegend bei Chillaw, wo das Zimmet- oder Caneel-Land ſeinen Anfang nimmt.

Da ich vernommen hatte, daß bei Mantotte, auf der andern Seite von Manar, noch heutiges Tages

einige Alterthümer vorhanden wären, ſo ließ ich mich an den gedachten Ort führen, wo ehemals eine von Gentoos bewohnte Stadt geſtanden haben ſoll. Einige Erdauswürfe, die den Ueberbleibſeln der Dämme nicht unähnlich ſahen, womit ehedem in Carnatick die Waſſerbehälter eingefaßt waren, und verſchiedene Haufen zertrümmerter Backſteine, dies iſt Alles, was ſich hier von Ueberbleibſeln, und zwar nicht weit von der portugieſiſchen Kirche, vorfindet. Uebrigens konnten mir die Bewohner der daſigen Gegend wenig Auskunft ertheilen, und Alles ſelbſt aufzuſuchen, iſt in dieſen unwegſamen Wildniſſen, worin hin und wieder ſumpfichte Flecke vorkommen, beinahe nicht möglich. Von dem Palais, oder vielmehr von dem Hauſe des Rajah, oder an der Stätte, wo daſſelbe geſtanden haben ſollte, konnten wir, in dem mit vieler Mühe durchſuchten Gebüſche, nichts weiter wahrnehmen, als ein kleines Viereck, deſſen Wände von Backſteinen aufgeführt waren, das heutzutage nur noch vier Fuß hoch iſt, ehemals vier Gemächer enthielt, und genau ſo ausſieht, wie das Thor am Eingange eines groſſen von den Hindus erbauten Tempels, oder einer ſogenannten Pagode. Da der Abend herannahete, ſo konnten wir das Gebüſch nicht weiter unterſuchen. In neuern Zeiten hat man die Erde innerhalb dieſer Ruinen vielfältig durchwühlt, weil ſich die Sage verbreitet hatte, daß hier große Schätze vergraben lägen. Valentyn erwähnet einiger Goldmünzen *), welche

*) Auf meiner Rückreiſe von Galle, im März 1796, zeigte man mir zu Calture eine Silbermünze, deren man meh-

hier ausgegraben wurden, und die man für römiſche *) hielt.

Bildſäule des Coutt Rajah.

Den 30ſten März 1796. — Unweit Belligam, oder Belli=gam, zehn Meilen nordwärts von Matura, an der Landſtraße, welche durch die daſigen Wälder und Pflanzungen führet, ſteht die Statüe des Coutta Rajah, die man auf einem unförmlichen, unge=

rere, der Angabe nach über drei hundert Stück, vor etwa zwölf Jahren unweit Paſſan gefunden haben ſoll, einem Orte, welcher neun Stunden von Jaffnapatam, unweit der Seeküſte, und zwar an der Straße nach Trinkomallee, liegt.

*) Wenn der hierbei befindliche Lingam, der einzige dieſer Art, der mir je zu Geſicht gekommen iſt, wirklich hier gefunden wurde, ſo bleibt mir nicht der mindeſte Zweifel mehr übrig, daß einſt an dieſer Stätte eine indiſche Stadt ſtand. Die Inſchriften, aus welchen man hat ſchließen wollen, daß die gedachten Münzen römiſche ſeyen, ſind nicht mehr lesbar, und es iſt leicht möglich, daß man ſich in Anſehung der Buchſtaben geirrt hat. Uebrigens kann es allerdings ſeine Richtigkeit haben, daß vor wenig Jahren bei Nellore wirklich einige römiſche Geltſtücke gefunden wurden. Auch darf es uns eben nicht wundern, wenn Münzen, die von einer Nation herrühren, die einen ſtarken Handel nach Indien trieb, an einer Küſte ſich vorfinden, deren Producte von Alters her die Fremden ſo zu ſagen einluden, ſich hier niederzulaſſen. Der eigentliche Urſprung dieſer Niederlaſſungen läßt ſich jedoch nicht beſtimmt angeben.

Digitized by Google

ſähr dreißig Schuhe hohem Granitblocke, ausgehauen hat. Als ich mich bei einem angeſehenen Holländer zu Galle, genau nach der Stelle erkundigt hatte, wo dieſelbe anzutreffen ſey, ließ ich mich hinführen, und kam des Morgens ſieben Uhr daſelbſt an. Auf dem Wege nach Matura, ſteht dieſem Steine gegenüber, ungefähr zwanzig Fuß weit davon, noch ein anderer von der nämlichen Größe, und zwiſchen beiden hat man den Boden dergeſtalt ausgegraben, daß eine Vertiefung entſtanden iſt. Hier muß man ſich hinſtellen, wenn man dieſe Figur aus dem rechten Geſichtspunkte betrachten will. Sie iſt zwar in erhabener Arbeit ausgehauen, aber das Ganze ſteckt in einer mit dem Meißel ausgearbeiteten Vertiefung, ſo daß ſie von keiner Seite beſchädigt werden kann. Die Figur ſelbſt iſt vierzehn Schuh hoch, hat ein freundliches Anſehen, ein rundes volles Geſicht, große Augen, und eine geründete lange Naſe, jedoch keinen Bart, noch ſonſt etwas Charakteriſtiſches, woran man die Kaſten der Gentoo gewöhnlich erkennet. Ich fand es deswegen nöthig, dieſe Geſichtszüge genau anzugeben, weil die der Cingaleſen von jenen der Malabaren gänzlich verſchieden und an allen Statüen und Figuren, die man ſowohl in ihren Tempeln, als anderwärts aufgeſtellt ſieht, getreu beibehalten ſind.

Der Rajah, welchen die Figur vorſtellt, hält beide Hände in die Höhe, und zwar ſo, daß die Vordergelenke der Finger nebſt den Daumen einwärts gebogen ſind. Ihr Kopfputz iſt hoch und ſcheint mit Juwelen geſchmückt zu ſeyn. Am kleinen Finger der linken Hand

Digitized by Google

hat ſie einen Ring, und um die Arme Braçeletten. Oberhalb des Unterleibes iſt ſie mit einem Wehrgehänge umgürtet. Das Unterkleid, oder Vortuch, iſt mit einem Gürtel befeſtigt, von welchem Quaſten herabhängen, und geht viel tiefer herunter, als nach der gewöhnlichen Kleidungsart der Gentoo. Um den Hals geht ein Kragen; auch hat man ſowohl dieſen, als die Schultern, mit allerlei Zierrathen behangen; die Ohrengehänge gehen weit herab; Wehr oder Waffen hat dieſe Statue nicht an ſich

An Ort und Stelle ſagte man mir, dieſe Figur ſtelle einen Prinzen aus ältern Zeiten vor, der wegen eines Hautausſchlages Coutta Rajah genannt worden ſey. Sie ſey deswegen zum immerwährenden Andenken hier aufgeſtellt worden, weil er die Bewohner dieſer Inſel zuerſt mit dem Gebrauche der Kokosnuß bekannt gemacht habe, wovon ſich die Cingaleſen, beſonders die Sklaven und armen Leute, großentheils nähren. Zu Matura wird dieſe traditionelle Sage, den Coutta Rajah betreffend, faſt auf die nämliche Art, nur weitläuftiger und mit Hinzuſetzung mehrerer Nebenumſtände, erzählt. Man ſagt nämlich, er ſey der Sohn des ſouveränen Beherrſchers eines unabhängigen Landes geweſen, habe an einer bösartigen Hautkrankheit, einer Art Ausſatz gelitten, weshalb man ihn hier ans Land geſetzt und ſeinem Schickſale überlaſſen habe. Ein heiliger Einſiedler, welcher ſich hier in einem Walde aufgehalten habe, und der Genuß der Kokosmilch, hätten ihm wieder zu ſeiner Geneſung verholfen. Als er nachher in ſein Vaterland

zurückgekommen ſey, und ſeinen Landsleuten dieſe wunderähnliche Kurart erzählt habe, hätten ihn dieſe mit reichen Geſchenken verſehen, wieder hieher geſandt, um den heiligen Mann für ſeine Mühe zu belohnen, der aber nirgends mehr anzutreffen geweſen ſey. Zum immerwährenden Andenken dieſes merkwürdigen Ereigniſſes, ſey nachher die Statüe errichtet worden. Ich will die Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichte auf ſich beruhen laſſen; ſo viel aber hat ſeine Richtigkeit daß der Name Coutta Jedermann bekannt iſt, und allerdings mit einer oder der andern hiſtoriſchen Thatſache in Verbindung zu ſtehen ſcheint,

Tempel des Budhu zu Billigaam.

Den 30ſten März. — Als ich von der Statüe des Coutta Rajah eine Strecke Weges gegangen war, kam ich nach Villigaam, oder Billigaam, einem nicht unbedeutenden Orte, der nicht weit von einer an der daſigen Küſte befindlichen Bucht liegt. Die Häuſer ſtehen hier überall einzeln umher, und zwar unter Bäumen, und in Kokoswäldchen, ſo daß man nicht ſowohl ein Dorf, als vielmehr einen großen Wald, oder Garten, vor ſich zu ſehen glaubt. Da ich den Wunſch äußerte, hier einen Tempel zu beſehen, der in einigem Rufe ſteht, ſo führte man mich, nachdem ſich der Weg ungefähr eine halbe Meile weit bergan geſchlängelt hatte, auf eine kleine Anhöhe, die mitten in einem Walde lag, und deren Gipfel mit einer nicht gar hohen ſteinernen Mauer eingefaßt war, auf welcher man ein Gitterwerk angebracht

Digitized by Google

hatte. Am Thore, zu welchem wir auf einigen Stufen hinanſtiegen, wurden wir von den Prieſtern bewillkommt, die mich an die Thüre des Tempels führten. Sie giengen in bloßem Kopfe, und hatten ſich das Haar abgeſchoren. Ich bemerkte an ihnen keines von jenen Unterſcheidungszeichen, welche ſich die Hindus an die Stirn malen. Ihr Gewand beſtand aus einem dunkelbraunen Stücke Zeuch, welches ſie in weiten Falten um den Körper geſchlagen hatten, und das bis auf die Füße herabhieng. In ihren ſchwarzbraunen lebloſen Geſichtern, ſah man nicht die mindeſte Spur, woraus man auf höhere Einſichten, tiefes Nachdenken, oder Genie, hätte ſchließen können. Eben ſo wenig erblickt man hier jene ſanften freundlichen Phyſiognomieen, die von Abtödtung der Leidenſchaften, von Reſignation zeugen, und dergleichen man hin und wieder unter den Einſiedlern und Andächtigen aller Nationen antrifft. Weder ernſt noch ſcheu verriethen ihre Blicke bloß eine Art von Apathie, oder Gleichgültigkeit.

Von außen waren an dem Tempel keine Verzierungen angebracht. Rings um das Hauptgebäude zog ſich ein enger Gang, der nur eine einzige Thüre hatte, ſo daß die darin befindliche Luft äußerſt verdickt war. Dies, und der Oeldampf einiger Lampen, zugleich auch der aromatiſche Geruch einer Menge gelber Blumen, die man vor dem Götzenbilde auf einer Erderhöhung hingeſtreuet hatte, benahm mir den Athem, und hätte mir, als ich in das innerſte Gemach trat, beinahe eine Ohnmacht zugezogen. So wie man uns hinein führte,

Digitized by Google

wurde der Vorhang vor dem innern Heiligthume weggeſchoben, und nun ſahen wir auf einmal die koloſſaliſche Statüe des Budhu, die ausgeſtreckt auf der Seite lag, vor uns. Er hatte den Kopf in die eine Hand gelegt, die auf einem Polſter ruhte; die andere war an dem Körper hinab ausgeſtreckt. Sein ſafrangelbes Gewand war ganz einfach, und bedeckte ihn vom Halſe bis zu den Ferſen. Sein ganzer Schmuck beſtand bloß darin, daß er eine Art von Wehrgehänge trug, welches ihm quer über den Leib hieng. Dieſe Statüe war ungefähr achtzehn Fuß lang und gut proportionirt; ob ſie aber von Holz war, oder aus einer Compoſition beſtand, das mußten wir ununterſucht laſſen. Sie hatte ein rundes, freundliches Geſicht, und auf dem obern Theile des Kopfes ſah man einige mit ſchwarzer Farbe gemalte Löckchen, damit es das Anſehen haben ſollte, als ob ſie krauſes Haar hätte. So war das große Götzenbild beſchaffen, welches wir auf einer Art Terraſſe ausgeſtreckt vor uns liegen ſahen. Uebrigens bemerkten wir nicht, daß die Prieſter es anbeteten, oder ihm ihre Verehrung bezeigten, ob ſie gleich verſchiedene Lampen angezündet und eine Menge Blumen vor ihm hingeſtreuet hatten. In einem Winkel des nämlichen Gemachs, nahmen wir noch eine andere, jedoch kleinere Figur wahr, die mit untergeſchlagenen Beinen auf einer zuſammengerollten Schlange ſaß, die den Kopf über dieſelbe empor reckte, und ſie gleichſam beſchattete. Aus ihrem Anzuge und ihrem Geſichtszuge konnte man leicht ſchließen, daß ſie ebenfalls den Budhu vorſtellen ſollte. In der zweiten Ecke ſtand in natürlicher Größe eine Frauens-

perſon, die ſehr ſittſam und gar nicht übel ausſah, auf eben die Art gekleidet war, und in der einen Hand, welche ſie ausſtreckte, eine Lampe hielt. In der dritten ſtand die Statüe einer Mannsperſon, die, nach Ausſage der Prieſter, den Viſtnu vorſtellte; und in der vierten die des Rama Swamy, welche dunkelblau ausſah, mehrere Hände hatte, wie die indiſchen Gottheiten, und demnächſt auch mit Ringen, Halsbändern, Halsketten und andern dergleichen Zierrathen geſchmückt war, die man ſonſt nur an letztern wahrnimmt. Wie dieſe in Anſehung des Coſtums von allen andern ſo ganz verſchiedene Figur hieher gekommen ſeyn mochte, kann ich nicht ſagen, da ich keinen Dollmetſcher bei der Hand hatte, der mir ſolches erklären konnte. Indeß erhellet hieraus, daß die Verehrer des Budhu kein Bedenken tragen, auch den andern Avataren göttliche Ehre zu erweiſen. Der Gang, durch welchen man uns um das innere Gemach geführt hatte, war über und über voll Gemälde, die zwar ſchlecht gearbeitet, aber in mehrere Felder abgetheilt waren, und insgeſammt auf die Lebensgeſchichte des Budhu Bezug hatten. Letztere ſoll in einem großen Buche enthalten ſeyn, das der jedesmalige Mudelier des Ortes in Verwahrung hat. Eines dieſer Gemälde ſtellte den Budhu in der Stunde ſeiner Geburt vor; auf andern ſah man ſeine jugendlichen Abentheuer abgebildet, und einige dieſer letztern ſchienen von eben der Art zu ſeyn, wie die Jagdbeluſtigungen Kiſhens auf den Gefilden von Muttra. Auf dem einen erblickte man einen Jüngling, der tief im Walde mit einer Nymphe in einem ſehr ernſthaften Geſpräche be-

Digitized by Google

griffen zu ſeyn ſchien, indeß ein Affe, der ſich hinter den Zweigen eines Baumes verſteckt hatte, dieſe Unterredung verſtohlner Weiſe mit anhörte, und ſeine dieſerhalb empfundene Schadenfreude, durch Grinſen äußerte. Auf einem andern ſah man den Gott als einen Jünling dargeſtellt, der aus einer Schatulle ganze Hände voll Geld ſtiehlt, und ſie unter die Umſtehenden vertheilt, indeß ein alter Mann, der einen großen Schlüſſel in der Hand hat, mit leiſen Schritten herbeiſchleicht. Auf andern Gemälden ſah man Prozeſſionen abgebildet, Vorbereitungen zu großen Feſtins, Spenden, die unter arme Leute aus allerlei Nationen vertheilt wurden (welche man ſammt und ſonders ſehr deutlich an ihrer Tracht unterſcheiden konnte), auch ſonſt noch andere Gebräuche und Gewohnheiten, die bei dieſen Menſchen im täglichen Leben vorkommen. Ein großer weißer Elephant iſt die Hauptfigur, welche unter den meiſten dieſer Gruppen hervorſticht. Die Manier, oder das Coſtume dieſer Gemälde, war von jenem der Hindus, welche die Halbinſel bewohnen, gänzlich verſchieden, und offenbar von einem ganz andern Volke entlehnt, ob ſie gleich von Cingaleſen und Anhängern des Budhu verfertigt waren. Es fiel mir auf, daß ich auf dieſen Abbildungen Stühle, Tiſche, metallene Lampen, hohe Seſſel, und andere dergleichen Geräthſchaften wahrnahm, die bei den Bewohnern desjenigen Theils der Seeküſte von Ceylan im Gebrauche ſind, welcher dermalen unter der Herrſchaft der Europäer ſteht. Ich hatte zeither immer geglaubt, daß ſie dieſelben von ihren Oberherren entlehnt hätten; jetzt aber ſah ich ein, daß hiebei wohl eine Verbindung mit den

Digitized by Google

öſtlichen Völkerſchaften zum Grunde liegen könne, die ſich noch bis auf den heutigen Tag ſolcher Geräthſchaften bedienen, und daß dieſer Gebrauch, welcher den Hindus ganz fremd iſt, da ſich dieſe jederzeit auf Matten oder Teppiche ſetzen, welche ſie auf dem Boden ausbreiten, vielleicht nebſt andern Gewohnheiten und Religionslehren, aus China, Siam, oder Pegu, hieher gebracht ſeyn möge.

Außerhalb des Tempels, jedoch noch immer in deſſen Bezirke, ſtand ein maſſives Gebäude, mit einem Dache, das einer Kuppel nicht unähnlich ſah. Es war weder eine Thür noch ſonſt eine Oeffnung daran, und man ſagte uns, daß hier Budhu, oder vielmehr der heilige Elephant begraben liege.

Als ich den Wunſch äußerte, das Buch zu beſitzen, worin die Lebensgeſchichte des Budhu beſchrieben, und ſeine merkwürdigſten Thaten abgezeichnet wären, ließen mir die Prieſter durch einen jämmerlichen Dollmetſcher zur Antwort ertheilen, dieſes Buch könne unmöglich unter vierzehn Tagen abgeſchrieben werden; zugleich aber verſprachen ſie mir, daß die Copie der Hauptfigur fertig ſeyn ſolle, ſobald ich von Matura zurück käme.

Sie hielten Wort; denn als ich am 31ſten März des Abends wieder bei ihnen eintraf, überreichten ſie mir eine Skizze von der Hauptfigur, die den Budhu vorſtellte welcher ſie zugleich eine Erklärung in cingaleſiſcher Schrift beigefügt hatten.

Digitized by Google

Ungefähr eine Meile von Matura zeigte man uns einen andern dem Budhu gewidmeten Tempel, der tief im Walde und Geſtrüpp ſtand, womit die ganze Gegend weit und breit bewachſen war, und zwiſchen den hie und da erbaueten Häuſern der Einwohner, die mit Gärten und kleinen Pflanzungen eingefaßt waren. Man hatte die Vorderſeite dieſes Tempels, oder vielmehr Hauſes, mit Bäumen und Büſchen geſchmückt, die in voller Blüte ſtanden; unter andern auch mit einem Klump Bambus, die beſonders deswegen merkwürdig waren, weil ſie eine ſchöne hellglänzende Farbe hatten, mit ſchmalen grünen Streifen, die unten aus den Schoßknoten hervorrankten. Die Prieſter, welche überhaupt ſehr gefällig waren, erlaubten uns, einen Zweig abzuſchneiden, und mit zu nehmen, beſchenkten uns auch mit Blumen, unter welchen ſich die gelbe Moogry befand. Im Innern dieſes Tempels ſtand eine Bildſäule des Budhu, nebſt verſchiedenen kleinern Figuren, vor welchen man, wie in andern Tempeln, einige Lampen angezündet, und die Vorhänge dicht zugezogen hatte. So hatte man auch den Erdaufwurf, oder Altar, mit Blumen beſtreut, und die Wände mit allerlei Bildern bemalt. Die Kleidung der Prieſter war dieſelbe, die ich bereits weiter oben beſchrieben habe; das heißt, ſie beſtand aus einem pomeranzengelben Stücke Zeuch, welches ſie um den Leib wickelten. Wenn die Farbe verſchoß, ſah daſſelbe dunkelbraun aus.

Aus dem Erdgeſchoß führte man uns eine ſchmale Treppe hinan, und in das obere Zimmer. Hier ſahen wir

eine der unten befindlichen Figuren abgemalt, die eine Frauensperſon vorſtellte. In Ermangelung eines Dollmetſchers, konnten wir aber dieſerhalb keine weitere Erkundigung einziehen.

Die Oberprieſter, welche an dergleichen Tempeln angeſtellt ſind, wurden Terrinanie genannt; die der untern Klaſſen hießen Ganinnanra.

Ruinen eines Hindu-Tempels, oder Dewullum, auf der ſüdlichen Spitze von Ceylon Dewunder-head, oder Divi-noor, auf den Charten aber Dunder-head genannt.

Ungefähr drei Meilen von Matura, von wo ſich der Weg immer am Geſtade der Bucht hinzog, die von dem Vorgebirge nach Oſten zu gebildet wird, ſtiegen wir einen ſanften Abhang hinan, der mit Bäumen von allerlei Art, beſonders aber mit Kokosbäumen bekleidet war, und nachdem wir noch eine Meile Weges zurückgelegt hatten, kamen wir an einen runden cingaleſiſchen Tempel, von ungefähr hundert und ſechzig Fuß im Umfange und zwölf Fuß Höhe. Dieſer Tempel bildete eine Terraſſe, aus deren Mitte eine glockenförmige Wölbung emporſtieg, über welcher ein kleiner Kegel auf einem viereckigten Fußgeſtelle ruhte, ſo daß ich die Höhe des ganzen Gebäudes auf dreißig Fuß ſchätzte. Dieſe Terraſſe, zu welcher man durch eine Thür

eine Treppe hinangieng, war ringsherum von einer Bruſtwehr umgeben. Da wir uns derſelben gleich nach Sonnenaufgang näherten, ſo erblickten wir hier einige Cingaleſen und Cingaleſinnen, die um das Gebäude herumgiengen, ſich zum öftern gegen das Gewölbe verneigten und bückten, und unter freiem Himmel ihr Gebet verrichteten. Ehe wir noch die Treppe hinanſtiegen, hatten ſie ſich bereits entfernt. In einer Ecke der Terraſſe ſtand eine kleine Strohhütte, die hier ſehr unſchicklich angebracht war. Wahrſcheinlich diente ſie einem Prieſter zum Aufenthalte, der uns, wie gewöhnlich, mit vieler Höflichkeit bewillkommte. Wir ſahen hier weder Bildſäulen noch Inſchriften, oder ſonſt etwas Merkwürdiges, ausgenommen einen einzigen Granitpfeiler, der ganz am Ende ſtand, und auf welchem vielleicht des Nachts eine Lampe brannte. Wir bemerkten an dieſem Gebäude, das inwendig ganz ausgemauert ſeyn ſoll, weder Thüren, noch Fenſter, oder ſonſt eine Oeffnung, und man verſicherte, daß hier einer von den Zähnen des heiligen Elephanten begraben liege. Es war das im Großen, was das kegelförmige Gebäude in der Einfaſſung zu Billigaam im Kleinen iſt, und ſeine ſonderbare Form ſcheint von einem Altar, oder ſonſt einem Anhängſel eines Tempels des Budhu entlehnt zu ſeyn.

Als wir uns hier ein wenig umgeſehen hatten, führte man uns an das Geſtade von Dewunder-head, das keine vierzehnhundert Ruthen (Yards) von hier entfernt iſt, und zwar durch eine Allee, oder einen lichten Gang, im Walde, die allmählich bergabwärts gehet. Unterwegs

bemerkten wir einige Ueberbleibſel alter Gebäude, die mit den Tempeln in Carnatick eine ſo auffallende Aehnlichkeit hatten, daß wir uns veranlaßt fanden, ſie ſo genau zu unterſuchen, als ſolches in Zeit von einigen Stunden geſchehen konnte.

Dicht am Geſtade finden wir das erſte Gebäude, das wahrſcheinlich entweder unmittelbar zuvor, oder gleich nachher von den Glaubigen beſucht wurde, wenn ſie ihre Ablutionen in der See verrichteten, die nicht über vierzig Ruthen von da entfernt iſt. Das Hinabſteigen über das Seeufer iſt mit keinen Schwierigkeiten verbunden, obgleich die unten befindliche Küſte mit Granitmaſſen beſetzt iſt, die von den Wellen ſtark ausgewaſchen ſind. Es beſteht aus einem Säulengange von ſechzehn Granitpfeilern, deren jeder neun Fuß hoch iſt, von welchen aber nur die vier mittelſten regelmäßig zugehauen und ſowohl mit Fußgeſimſen als Kapitälen verſehen ſind. Dieſe Kolonnade ſteht in gerader Linie mit dem Wege, welcher die Anhöhe herab nach dem Tempel führt. Auf der nördlichen Seite ſtehen zwei ebenfalls mit Bildhauerarbeit verzierte Säulen, die mit den zwei mittlern des Säulengangs ein regelmäßiges Viereck bilden, in deſſen Mitte ſich eine dritthalb Fuß breite Oeffnung zeigt, die zwar auf beiden Seiten mit Steinen eingefaßt, aber beinahe ganz mit Erde zugefüllt iſt. Dies ſcheint das innere Heiligthum geweſen zu ſeyn, wo ehemals die Bildſäule des Gottes ſtand, den man hier anbetete, wovon aber heutiges Tages, eben ſo wie von dem Dache, keine Spur mehr vorhanden iſt.

Digitized by Google

Von hier giengen wir eine ſanfte Anhöhe hinan, und über die Trümmern einer Mauer, die vermuthlich vor Zeiten die Einfaſſung des großen Tempels ausmachte Dieſer iſt noch jetzt vermittelſt einiger einzelnen Pfeiler und aufrechtſtehenden Steine bezeichnet; aber Bildhauerarbeit iſt nirgends zu ſehen, bis man an den cingaleſiſchen Tempel gelangt. Faſt in gerader Linie demſelben gegenüber ſteht noch das innere Portal eines Hindu-Tempels, das aus zwei geraden Steinen beſteht, über welchen ein Querſtein liegt. An allen ſind auf der Vorderſeite eben ſolche Zierrathen ausgehauen, wie an denen im Innern der Pagoden an der Seeküſte. Die Mitte des Querſteins füllt ein abſcheulicher Fratzenkopf aus; die Seiten ſind mit einer Guirlande von Blättern eingefaßt, und ſeine Grundfläche ruhet auf Figuren, die in eben dem Style und Geſchmacke gearbeitet ſind.

Zur Linken des cingaleſiſchen Gebäudes bemerkt man noch mehrere Ruinen, die offenbar von andern Tempeln herrühren. Zu beiden Seiten der Stufen, die ehemals in die obern Stockwerke führten, ſtehen ſteinerne Elephantenköpfe; eine Verzierung, die an den Tempeln der Hindu eben ſo häufig vorkömmt, wie an den Eingängen der ägyptiſchen Tempel die Sphynxe.

Nicht weit davon iſt ein tiefer Brunnen, über welchem ein flacher Granitſtein liegt, der in der Mitte eine Oeffnung von ſechs Quatratzollen hat, welche ſich zwiſchen zwei

Digitized by Google

in den Stein gehauenen Fußabdrücken befindet. Die Hauptfigur, welche den übrigen Theil des Steins ausfüllte, iſt zwei Fuß tief weggehauen. Wahrſcheinlich war dieſer Brunnen ehemals von Gebäulichkeiten umgeben, die heutiges Tages nicht mehr vorhanden ſind. Wozu er gedient haben möge, läßt ſich durchaus nicht errathen; denn der Querſtein war viel zu ſchwer, als daß man ihn leicht bei Seite ſchaffen, und der Raum welchen er einnimmt, viel zu groß, als daß man Waſſer zu gewöhnlichem Gebrauch heraufziehen konnte. Die ausgehauenen Figuren auf demſelben, ſcheinen mit dem Lingam, oder Phallus, in einiger Verbindung zu ſtehen, und können vielleicht Aufſchluß in Betreff des Gegenſtandes geben, der einſt hier verehrt wurde.

Als ich dieſe Ruinen genau unterſucht hatte, ward ich beinahe bis zur Gewißheit überzeugt, daß hier vor Zeiten ein Tempel der Hindu ſtand, auf deſſen Trümmern nachher der cingaleſiſche Tempel in einem viel ſpäteren Zeitalter erbaut worden iſt. Die Religionsumwälzung, während welcher erſterer zerſtöret, und faſt jede darin vorhandene Spur der gottesdienſtlichen Verehrung vernichtet wurde, um einer andern Platz zu machen, würde ſich wahrſcheinlich in der cingaleſiſchen Geſchichte, wovon uns Valentyn in ſeinem Werke einen kurzen Auszug geliefert hat, unter dem Artikel Ceylan auffinden laſſen.

Der Name des Orts Divi-noor Dewalla,

Digitized by Google

ſcheint dieſe Vermuthung zu beſtätigen, und wenn man bedenkt, daß die Hinduer ihre der Andacht gewidmeten Gebäude vorzüglich an der See, am Waſſer, an den Quellen der Flüſſe, auf den Gipfeln merkwürdiger Anhöhen und Berge, und überhaupt an ſolchen Orten erbauen, wo ſie in gänzlicher Abgeſchiedenheit von der Welt leben, und ihrer Meinung nach, ſich durch ihre Ablutionen ein deſto größeres Verdienſt erwerben können; an ſolche Plätze, die ihnen, der weiten Entfernung wegen, Veranlaſſung geben, ihren Andachtseifer durch äuſſerſt beſchwerliche Wallfahrten an den Tag zu legen; wie zum Beiſpiel vermittelſt der Wallfahrten nach Jagarnat und Ramiſur, in die Wüſteneien von Purwuttum, nach Tripetty, zu den Quellen des Godavery bei Trimbuck Naſſer, und zu jenen des Kiſtna bei Baliſur; ſo darf es uns nicht befremden, daß ſie dem Mahadeo an den äußerſten Grenzen von Lankadeep, und ihrer bewohnbaren Welt, einen Tempel erbauten. Wir dürfen daher ohne Anſtand vorausſetzen, daß die Ablutionen auf dem entlegenſten Punkte von Ramiſur den Gegenſtand ihrer fernſten Wallfahrten ausmachten, als Revolutionen, von welchen uns heutzutage keine Nachrichten mehr übrig ſind, ſo wie die Ankunft eines fremden Volks, und die Einführung einer neuen Religion in Ceylan, ihnen nicht mehr erlaubten nach Devi-noor zu wallfahrten.

Bei ſo bewandten Umſtänden läßt ſich allerdings vermuthen, daß, ehe die ceylanſche Sprache aus Oſten hieher kam, ein oder der andere Dialekt der Hindus

Digitized by Google

die landübliche Sprache geweſen ſey. Einige neuere Holländer erzählen (wie Baldeus ſchon lange vor ihnen), die Einwohner Ceylans von Chilaw nordwärts und in der Gegend von Batacaloa, nach Oſten zu, redeten die malabariſche (oder tamuliſche) Sprache, da hingegen die Cingaleſen in den ſüdlichen Gegenden, und die Candier, in einer Sprache ſich ausdrückten, die aus Siam dahin gebracht worden ſey. Wenn man die Namen mehrerer in dieſer Inſel befindlichen Ortſchaften genau unterſucht, ſo ergiebt es ſich unverkennbar, daß ſolche aus verſchiedenen Mundarten der Hinduer abſtammen; und daß dieſe Sprache weit früher als jene im Gebrauche geweſen ſey, iſt vermöge der Analogie ſchon daraus zu ſchließen, daß man ſich ihrer bediente, dieſen Ortſchaften Benennungen beizulegen, die gewiſſe ihnen ausſchließlich zukommende Eigenſchaften bezeichnen. Dieſe Regel iſt in Indien, wo die Namen aller merkwürdigen Flüſſe, Flecken und Anhöhen, aus dieſer ihre Eigenſchaften oder ihre Geſchichte bezeichnenden Sprache entlehnt ſind, eben ſo anwendbar, wie im nördlichen und weſtlichen Europa, wo ſich die keltiſche Sprache auf dieſelbe Art zu erkennen giebt. Dies gilt beſonders in Großbrittannien, wo man die Ortſchaften der urſprünglichen Bewohner, von jenen, die ſpäterhin von den Römern, Sachſen, Dänen, Normannen und Germanen erbaut worden ſind, nach ihren verſchiedenen Benennungen ſehr genau unterſcheiden kann.

Der Häuptling des Dorfes, ein Cingaleſe, der

über die Entſtehung dieſer Ruinen keine Auskunft erthei⸗len konnte, erbot ſich, uns zu einem andern zu führen. Dem zu Folge giengen wir auf einem ſchmalen Fuß⸗ſteige, der ſich ungefähr drei Viertelmeilen weit durch die Waldungen ſchlängelte, eine Anhöhe hinan, wo wir eine kleine viereckige Pagode, oder Dewul vor uns ſahen, die von behauenen Steinen erbauet war, ein fla⸗ches Dach, und eine Thür, übrigens aber weder Pfeiler noch Schwibbögen hatte. Einige Zierrathen an den Kranzleiſten und an der Thür ausgenommen, war hier weiter keine Bildhauerarbeit wahrzunehmen; auch ſah man nirgends einen Altar, eine Bildſäule, oder ſonſt eine Decoration, woraus man allenfalls auf den Gegen⸗ſtand hätte ſchließen können, der ehemals hier göttlich ver⸗ehrt wurde; wiewohl in Anſehung ihres Urſprungs kein Zweifel eintreten kann, da ſie von behauenen Steinen und in einem eben ſo einfachen Styl gebaut iſt, wie einige kleine Pagoden in Carnatik.

Der gedachte Bauer konnte uns hierüber weiter keine Auskunft ertheilen, als daß der Erbauer dieſes Gebäu⸗des ein gewiſſer Galgami geweſen ſey, der mit den böſen Geiſtern in Verbindung geſtanden, und es mit deren Beihülfe aufgeführt habe. So ſchreibt man alle ſolche Werke, deren Entſtehung über die Kenntniß un⸗ſerer Zeitgenoſſen hinausgeht und ſich in frühern Zeiten verliert, in allen Ländern dem Beiſtande höherer Weſen zu, und dies erſtreckt ſich von der zwar mühſamen, aber unförmlichen Structur der ſogenannten Stonehenge,

bis auf die Tempel bei Ellora *) und die verhältniß=mäßig kleine Pagode eines Galgami.

Obgleich die Abbildungen des Lingam, der Kuh, und anderer Gegenſtände des bei den Hinduern einge=führten Gottesdienſtes, abſichtlich bei Seite geſchafft zu ſeyn ſcheinen, ſo zeigt doch die Simplicität des architec=toniſchen Styls dieſes Gebäudes, und ſeiner wenigen Verzierungen deutlich genug, daß ſolches allerdings auf Alterthum Anſpruch zu machen hat, und bei dieſer Gele=genheit zeigt ſich der Nutzen, welchen man davon hat, wenn die in Indien hin und wieder zerſtreuten Gegenſtände die=ſer Art gehörig klaſſificirt werden. Die neuern Tempel der Indier (worunter ich hauptſächlich die im obern und un=tern Carnatik verſtehe, die von denen in den nordweſtli=chen Gegenden von Dekan **), in Anſehung der Bau=art ganz verſchieden ſind) zeichnen ſich zwar durch einen neumodiſchen, mehr zuſammengeſetzten Styl aus, der ſich aber weit weniger mit den Regeln des guten Geſchmacks verträgt. An dieſen Gebäuden und ihren Coverums, oder gewölbten Decken, ſind eine ungeheure Menge klei=ner Säulen, Pfeiler und Kranzleiſten angebracht; man

*) Man ſehe die 2te Abhandlung in dieſem Bande.

D. H.

**) Es lohnte ſich wohl der Mühe, die Verſchiedenheiten, welche man an den Tempeln im oberen und unteren Karnatik und in den verſchiedenen Theilen von Dekan, in Anſehung der Bauart wahrnimmt, mit einander zu vergleichen, und ſie genau anzugeben.

Digitized by Google

erblickt darin eine Menge ſchlecht vertheilter Felder, die mit monſtröſen und unproportionirlichen Abbildungen ihrer Götter, oder vielmehr ihrer Artribute, ausgefüllt ſind; dies alles verunſtaltet ſie, und verurſacht, daß ihr Anblick auf jeden Europäer einen ſehr widrigen Eindruck macht, der daran gewöhnt iſt, bei Beurtheilung architectoniſcher Schönheiten die klaſſiſchen Regeln der Griechen als Norm anzunehmen.

Die neueren Tempel der Hindus zeichnen ferner ſich dadurch aus, daß ſie meiſtens von Backſteinen aufgeführt ſind, ausgenommen einige der größten, wie z. B. die zu Kanjeveram, Madura, Seringa und Ramiſur, die, nach ihrer Bauart zu urtheilen, wohl ebenfalls nicht gar alt ſeyn mögen. Die älteren Tempel *) ſind nicht mit jenen monſtröſen Bildern bemalt, deren ich ſo eben erwähnt habe, ſondern meiſtens ohne alle Verzierungen. Höchſtens enthalten ſie einige intereſſante Darſtellungen aus der Lebensgeſchichte des

*) Die verſchiedenen Gradationen des architektoniſchen Styls ſind überall bemerkbar, in den kleinen pyramidenförmigen Gebäuden, die oftmals nicht über ſechs Fuß hoch ſind, wie in den erſten unvollkommenen Darſtellungen des Mahadeo unter der Geſtalt eines unbehauenen Steins, dergleichen man noch hie und da unter Bäumen in freier Luft ſtehen ſieht. Die Figur Hanamunt's, des Beſchützers der Reiſenden, des Kriegsgefährten und Gehülfen des Rama, zur Zeit ſeiner berühmten Abentheuer auf der Inſel Lanka iſt auf gerade ſtehenden Steinen, dergleichen in Carnatik überall an den Wegen und bei den Dörfern ſtehen, in Relief ausgehauen.

Gottes, dem der Tempel gewidmet iſt; wie zum Beiſpiel die Abentheuer, welche Kriſhna zu beſtehen hatte, da er ſeinen Aeltern als ein kleiner Knabe davon gelaufen war; ſeine Jagdbeluſtigungen unter den Gopia, oder das Buttern des Oceans durch die Dewatas und Aſſoors. Dieſe Gemälde ſcheinen aber mehr dazu beſtimmt, eine oder die andere moraliſche Lehre anſchaulich darzuſtellen, als unmittelbare Gegenſtände gottesdienſtlicher Verehrung zu ſeyn. Sonach iſt zu vermuthen, daß die Gewohnheit, die Wände der Tempel mit einer Menge vielköpfiger und vielarmiger monſtröſer Figuren zu bemalen, erſt in jenem Zeitalter aufkam, wo die von Alters hergebrachte Simplicität der Religion bereits ausgeartet und ganz in Verfall gerathen war. Dieſer Umſtand kann uns Data an die Hand geben, gewiſſe Regeln zu abſtrahiren, wornach man ſich von dem Alterthum dieſer Tempel, nach vorgängiger Vergleichung der Bauart vergewiſſern kann, geſetzt auch, daß keine ſchriftlichen Nachrichten *) mehr aufzufinden ſeyn dürften. Dieſe Regeln, in Verbindung mit der ausgebreiteten Kenntniß, welche wir uns ſeit einiger Zeit von der Literatur der Hinduer verſchaft haben, würden nicht wenig dazu beitragen, die ältere Geſchichte dieſes Volks zu erläutern und zu beſtimmen, ob und in wie-

*) Wie die auf den Kupferplatten zu Conjeveram, wovon im dritten Bande der Asiatick Researches eine Ueberſetzung enthalten iſt, und dergleichen ſich vielleicht noch mehrere finden dürften, wenn einſt die Kupferplatten zu Purwuttum überſetzt werden.

fern es ſich rühmen darf, ſchon im graueſten Alterthume von den Künſten und Wiſſenſchaften einige Kenntniß gehabt zu haben; wenigſtens würde man hieraus erſehen, wie es von den erſten rohen Verſuchen in den Künſten allmählige Fortſchritte machte, und ſonach würde man im Stande ſeyn, über die älteſte Geſchichte des Menſchengeſchlechts ein ganz neues Licht zu verbreiten.

Alte Inſchrift auf einem Felſen zu Deogamme bei Caliture.

Auf dem Rückwege von Pointe de Galle nach Colombo, hinterbrachte mir ein holländiſcher Geiſtlicher von Caliture, einem fünf und zwanzig Meilen von Colombo entlegenem Orte, daß wenige Meilen von da eine Inſchrift an einem Felſen ausgehauen ſey. Da ich nun begierig war, ſie in Augenſchein zu nehmen, ſo machte ich in der Geſchwindigkeit eine Geſellſchaft zuſammen, um des andern Morgens auf dem Fluſſe bis zu einer, vor nicht gar langer Zeit angelegten Zuckerplantage zu fahren.

Dem zu Folge ſetzten wir uns mit Tagesanbruche in ein kleines Boot, und fuhren den Fluß Kaligonga hinab, der ſehr breit und tief iſt, und deſſen Ufer auf beiden Seiten bis an den Waſſerrand dicht mit Holz und Buſchwerk bewachſen ſind, ſo daß es nicht wenig Mühe koſtet, einen ſchicklichen Landungsplatz zu finden. Der Strom war ruhig, die Fluth begünſtigte unſere Fahrt

und als wir mit Beihülfe unſerer Ruder in der Geſchwindigkeit drei Meilen zurückgelegt hatten, befanden wir uns an dem Orte, wo wir uns vorgenommen hatten zu landen. Von da giengen wir über den neuangebauten Boden nach dem Hauſe des Pflanzers und der dazu gehörigen Mühle, die ungefähr eine halbe Meile weiter entfernt waren. Durch einige lichte Stellen im Walde, ſahen wir, daß die Gegend, da wo man ſie vom Holze geſäubert hatte, kleine Anhöhen bildete, die mit allerhand Bauholz, beſonders mit ungewöhnlich großen Jackabäumen *) und allerlei Kokosbäumen bewachſen waren, und eine ſehr reizende Anſicht gewährten. Die Betelpflanze, eine Menge Bäume, die in voller Blüthe ſtanden, und tauſenderlei Arten lieblich duftender Kräuter erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen. So wie man ſich von der ſandigen Küſte entfernte, beſonders aber auf den Anhöhen, ſah der Boden röthlicht aus. Außer der Zuckerpflanzung und einigen in den Niederungen angelegten Reißfeldern, war nirgends eine Spur von Feldbau zu ſehen; übrigens verſpricht aber das Land einen ſehr reichen Ertrag, wenn es dereinſt mehr vom Holze gereinigt und urbar gemacht wird. Gegen Oſten, nach Kandi zu, hatte man erſt ſeit kurzem einen ganz neuen Weg angelegt, aber Flecken, oder beiſammen ſtehende Häuſer, ſahen wir nirgends, wiewohl dergleichen, nach der Menge Leute zu urtheilen, die uns unterwegs begegneten, in der Nähe ſeyn mußten. Man hat auf der Pflanzung ein kleines niedliches Haus er-

*) *Jack - trees*, Artocarpus?

Digitized by Google

bauet, das der Aufſeher bewohnt, und nicht weit davon ſteht die Mühle, worin das Zuckerrohr zerquetſcht wird. Letzteres geſchieht durch drei cylinderförmige Granitſteine, welche ſenkrecht auf einer Platform ſtehen, und von Ochſen herumgetrieben werden, die man unterhalb derſelben davorſpannt.

Von da führte man uns durch Wälder und Kokospflanzungen zu einem Tempel des Budhu. Dieſer ſtand auf einem ebenen Flecke, das man an der Seite einer der erwähnten Anhöhen ausgehauen hatte, und war in Anſehung der Bauart weiter nicht merkwürdig. Er beſtand aus einem viereckigen Gebäude mit einem abhängigen Ziegeldache, und rings herum gieng eine Gallerie, die ebenfalls mit einem abhängigen Dache bedeckt war. Dieſe beiden Dächer, wovon das letztere viel tiefer angebracht war, als das erſtere, gaben dieſem zweiſtöckigen Gebäude das Anſehen eines chineſiſchen Hauſes, dergleichen man hin und wieder auf Gemälden wahrnimmt. Im innerſten Gemache erblickten wir, als der Vorhang weggezogen wurde, die Statüe des Budhu, die in eben der Attitüde, wie die zu Biligaam auf einem Ruhebette lag, nur daß ſie nicht ſo groß war, wie jene. Es brannten vor dieſer Statüe mehrere Lampen, und das Zimmer war ſtark von Blumendüften und Rauchwerk parfümirt. Die Wände waren, wie gewöhnlich, über und über mit Gemälden bedeckt, auf welchen man die Lebensgeſchichte des Gottes vorgeſtellt ſah; und in der Nähe ſtanden einige bequem eingerichtete Häuſer, worin die Prieſter

wohnten. Meine Hoffnung, hier in Betreff der vorerwähnten Inſchrift, und eines Bildniſſes, das, dem Vernehmen nach, an einem Felſen ausgehauen wäre, einige Nachricht einzuziehen, ſchlug fehl; und da meine Gefährten wegen der zunehmenden Tageshitze nicht weiter mit gehen wollten, ſo ſetzte ich meinen Weg allein fort, und vertraute mich der Führung eines Landmannes, der ſich anheiſchig gemacht hatte, mich an den verlangten Ort zu bringen. Als wir ungefähr anderthalb Stunden lang, ohne jedoch den Fluß anſichtig zu werden, durch den Wald gegangen und ſcharf drauf loßgeſchritten waren, kamen wir um 9 Uhr an den Ort, wo ein ungeheuer großer Steinblock, ungefähr funfzig Ellen (Yards) weit vom Ufer, im Kanal lag. Er war rings vom Waſſer umgeben, und an den Seiten war nicht das mindeſte zu ſehen, das mit einer Inſchrift einige Aehnlichkeit gehabt hätte. Als die Bauern der daſigen Gegend, deren Wohnungen überall im Walde zerſtreut waren, merkten, wornach ich mich umſah, ſo führten ſie mich wieder zurück, und auf ein Stück Feld, wo ein eben ſo großer Steinblock lag, der aus der nämlichen Maſſe beſtand. Er ſah über und über ſchwarz aus, welches vermuthlich davon herrührte, daß er immer unter freiem Himmel gelegen hatte. Nirgends zeigte ſich an demſelben eine Spur von Kunſt, ſondern er war ganz rauh und unbehauen. An der höchſten Stelle betrug ſeine Höhe nicht über vierzehn Fuß, und ungefähr zwanzig Fuß von derſelben, zeigten mir die Bauern an einem tiefern hervorragenden Theile die Ueberbleibſel verſchiedener Charaktere von ungleicher Größe, die ohne

alle Kunſt ausgehauen waren. Sie hatten durch die Länge der Zeit und die Witterung ſo ſehr gelitten, daß ich ſchwerlich im Stande geweſen ſeyn würde, ſie deutlich zu erkennen, wenn ich nicht auf den Einfall gekommen wäre, ſie mit Chunam (Kalkwaſſer) zu beſtreichen. Als ich dies gethan hatte, wurden die weißen Buchſtaben auf dem ſchwarzen Grunde lesbar, und ich nahm davon eine, wie mich dünkt, ziemlich richtige Abſchrift. Ueber die Veranlaſſung zu dieſer Inſchrift und die Geſchichte des Ortes, konnten mir die Bewohner der daſigen Gegend keine Auskunft geben; Alles was ſie nach Maaßgabe einiger unzuſammenhängenden Traditionen wußten, war dies, daß einsmals der Blitz hier eingeſchlagen habe, weswegen dieſer Stein Pelnucallu d. i. der zerſpaltene Stein genannt werde. Der Ort ſelbſt heißt Deo Gamme.

Anmerkung.

Noch ein anderer Aufſatz über die Inſel Ceylan und die Verehrung des Budh, oder Buddha, iſt der aſiatiſchen Geſellſchaft vom Lieutenant Mahony mitgetheilt worden *), der ſich eine Zeitlang auf gedachter Inſel aufgehalten und einen Auszug vom Maha Rajah Wallieh, ſonſt auch Rajah Wully Putter genannt, in die Hände bekommen hatte; einem hiſtoriſchen Werke, worin die Einführung der Religion Bud-

*) Dieſer Aufſatz ſteht ſchon im erſten Bande dieſer Beiträge zur Kunde von Indien, S. 96 u. ff. D. H.

dha's dem Prinzen Vijerajah und deſſen Nachfolgern zugeſchrieben wird, die im ſechſten Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung in einem aus Oſten gekommenen Schiffe an dieſer Inſel gelandet haben ſollen; zu welcher Zeit, ſagt man, dieſe nämliche Religion auch in Siam eingeführt wurde. Wirklich iſt dies die Zeitperiode, in welcher Goutama Buddha, derſelbe Buddha, welcher heutzutage als Gott verehret wird, nach Angabe der Cingaleſen, auf Erden erſchien; und da die Epoche ſeines Verſchwindens, mit welcher ſich ihre heilige Zeitrechnung anfängt, fünf hundert und zwei und vierzig Jahre vor Chriſti Geburt eintrat, ſo ſtimmt dies bis auf zwei Jahre mit derſelben Zeitrechnung überein, die in Siam eingeführt iſt, wie in Marsden's Aufſatze über die Chronologie der Hinduer gezeigt wird.

Herr Harington, der ſich im Jahr 1797 zu Colombo befand, hat die Papiere des Lieutenant Mahony, die nächſtens im Druck erſcheinen werden, mit einigen Anmerkungen begleitet, und ihnen unter andern nachſtehende, an Ort und Stelle in der Geſchwindigkeit aufgezeichnete, Beſchreibungen zweier, dem Buddha gewidmeten Tempel beigefügt. Der eine ſteht zu Calanee, bei Colombo; der andere, deſſen auch Capitän Mackenzie am Ende ſeines Aufſatzes erwähnt, zu Caliture.

Digitized by Google

Tempel zu Calanee.

Den 7ten Februar 1797. — Heute beſah ich einen Tempel des Buddha zu Calanee, ungefähr ſechs Meilen nordoſtwärts von Colombo. Die darin befindlichen Statüen ſind von Stein, und faſt die nämlichen, wie die im Tempel zu Budh Gya*), nämlich: Ein Mann in ſitzender Poſitur, deſſen linkes Bein auf dem rechten ruht, und der die linke Hand in der rechten hält. Sein rechter Arm und die Bruſt ſind entblößt; die linke Seite und der Unterleib ſind mit einem in Falten gelegten Gewande bekleidet, das vorn herabhängt. Das Geſicht iſt hübſch; es läßt ſich aber hieraus, eben ſo wenig als aus den Geſichtszügen, ein allgemeiner Schluß ziehen, da man an den zwei Bildſäulen, die in den hier befindlichen zwei Tempeln ſtehen, in dieſer Hinſicht einen merklichen Unterſchied wahrnimmt; denn die eine hat ein ſchönes rundes Geſicht, die andere hingegen ein ſchwärzeres und mehr ovales. Beide kommen darin überein, daß ſie lange Ohrengehänge und krauſes Haar haben; anſtatt aber, daß ſolches an letzterer in einen Knoten geſchlungen iſt, wie man es an der Statüe des Budh Gya ſehr deutlich wahrnehmen kann, tragen alle Statüen des Budh zu Calanee eine Art Tiare auf dem Kopfe, die faſt wie eine Hand, oder vielmehr wie die an einer Hand befindlichen fünf Finger,

*) Ein Ort bei Gya, in der Provinz Bahar, wo ein dem Budh gewidmeter Tempel ſteht, wie ehemals zu Kad-caſhee in Benares.

ausſieht, und Seeraſpooter genannt wird. In einem dieſer Tempel ſtanden drei Statüen dieſer Art in einem Glasſchranke, den mir der Gonni, oder dienſthabende Prieſter, um meine Neugierde zu befriedigen, mit der größten Bereitwilligkeit öffnete. Auch erlaubte mir derſelbe, ſo nahe hinzuzutreten, als ich es wünſchte, und muthete mir nicht einmal zu, meine Schuh auszuziehen, was doch in andern Gegenden von Indien durchaus gebräuchlich iſt. Vor dieſen Schrank, der an der nördlichen Seite des Tempels ſtand, und die ganze Wand bedeckte, hatte man einen hölzernen Tiſch hingeſtellt, auf welchem die Gläubigen, als der Mittag herbei kam, ihre Gaben opferten. Dieſe beſtehen gewöhnlich aus Blumen, Obſt oder Geld; denn Thiere dürfen ſchlechterdings nicht geſchlachtet werden. Der Lotos ſcheint die Lieblingsblume des Gottes zu ſeyn, wie ich aus den ſie umgebenden Abbildungen der Andächtigen ſchloß; auch bemerkte ich hier die Keyora und Goolacheen, zwei der wohlriechendſten Blumen in Indien. Abbildungen des Budh, und mehrere andere Geſtalten, unter welchen man mir den Honeeman, Brama und Viſhnu bemerklich machte, waren an den Wänden und an der Decke abgemalt, vorzüglich aber Budh, in mancherlei Attitüden, bald ſitzend, bald ſtehend, nebſt ſeinen Anhängern, deren jeder eine Nagiſur-Blume in der Hand hatte. Ingleichen auch ſechzehn Abbildungen von Daghopes (wovon weiter unten noch einiges vorkommen wird) welche die ſechzehn Tempel, oder vielmehr Denkmäler dieſer Art vorſtellen ſollen, die auf der Inſel Ceylan vorhanden

ſind. Der Götzentempel, den ich hier beſchreibe, wird ein Beehar (Collegium) genannt; er beſteht aus einem einzigen kleinen Gemach, das ein längliches Viereck bildet, iſt von gewöhnlichen Backſteinen, Kalk und Mörtel, aufgeführt, und mit Ziegeln gedeckt. Man giebt zwar vor, daß er vor undenklichen Zeiten erbaut worden ſey, aber nach der Bauart zu urtheilen, kann er eben nicht ſehr alt ſeyn. An ſeinem Aeußern ſah ich nichts, das einige Erwähnung verdient, und in Betreff ſeines Innern weiß ich ebenfalls weiter nichts anzuführen, als daß eine Lampe darin brennt, die man, wie mir wenigſtens geſagt wurde, nie ausgehen läßt, und daß bei gewiſſen Gelegenheiten vor die mittlere Hälfte des Gemachs ein Vorhang gezogen wird, um das Heiligthum vor den Augen der Profanen zu verbergen. Auf beiden Seiten des Thorwegs ſtehen zwei große Statüen, welche die Thürhüter des Gottes vorſtellen, in Niſchen, die in der Mauer angebracht ſind, und rund um ſie her ſtehen auch noch andere, deren jeder mit einer Keule bewaffnet iſt, und eine hohe Tiare auf dem Kopfe hat. In dem Gange, welcher aus dem erſten (obbeſchriebenen) Tempel, in einen zweiten führt, der eben ſo gebaut iſt, ſieht man zwei andere große Figuren in erhabener Arbeit, welche zwei Bedienten des Gottes vorſtellen, der hier verehrt wird. Der zweite Tempel enthält eine einzige Statüe des Budh, die eben ſo ausſieht, wie die in dem andern Tempel, nur daß hierbei die bereits angeführten Verſchiedenheiten mit in Betracht kommen, und der Umſtand, daß letztere ein wenig größer iſt; denn die Höhe dieſer ſitzenden Figur beträgt, nach

Digitized by Google

meinem ungefähren Ueberſchlage, ſechs Fuß, da hingegen jene nicht über fünf Fuß hoch zu ſeyn ſchienen; die eigentliche Höhe beider möchte wohl vier und fünf Fuß ſeyn. Neben dieſer Statüe iſt ein großer Elephantenzahn, den der König von Kandi hierher verehrt hat, im Boden befeſtigt, und ein kleiner eherner Elephant, nebſt einem Treiber von eben dem Metalle, machen die Verzierung eines Lampenſtocks aus. Die Lampe, welche auf demſelben ſtand, war verlöſcht, und im ganzen Tempel brannte nicht ein einziges Licht.

Beide ſo eben beſchriebene Beehars ſtehen auf einer Anhöhe, die mit Kokosnußbaumen, und andern Bäumen umgeben, und mit einer niedrigen Mauer eingefaßt iſt, die zugleich noch ein anderes Gebäude umgiebt, welches nordwärts von jenen liegt, und Daghope genannt wird, mit dem Zuſatze Wahunſee. Dieſes Gebäude, das von innen mit Erde ausgefüllt und von außen mit Backſteinen bekleidet iſt, hat eine beträchtliche Höhe, die nicht viel geringer als ſechzig Fuß ſeyn wird, und iſt beinahe ſo geformt wie ein Dom, mit einer darauf befindlichen Kuppel. Unter dieſem Tempelmonumente ſollen zwanzig Bildniſſe des Budh begraben liegen. Das Innere beſteht, oberwähntermaßen aus einem Erdhaufen, und die äußere, ohnehin nicht gar dicke Backſteinbekleidung, iſt ſtark vom Regen beſchädigt, und zum Theil zu Grunde gerichtet. Am Fuße der Anhöhe ſteht das Haus, worin die Prieſter wohnen, und deren ſind fünf. Sie ſind dazu beſtellt, täglich um Mittagszeit in dieſen Tempeln die gottesdienſtlichen Ver-

Digitized by Google

richtungen zu beſorgen, und ſo auch jährlich am Hauptfeſte in Byſaak, wo ſich hier eine außerordentliche Menge Pilgrimme einfinden ſollen. Die Prieſter werden Gonni genannt, und wenn ſie gelehrte Männer ſind, Taranaſhi, Rakhita, Buddha und Ghoſe Buddha, die mich herumführten, waren beiderſeits keine Braminen; auch ſagte man mir, wenn ich nicht unrecht verſtanden habe, daß auf dieſer Inſel überhaupt keine Braminen zu finden ſeyen. *) Beide waren gegen mich ſo zuvorkommend und höflich, als man es nur ſeyn kann, und wollten, als ſie mich mit Kokosnüſſen und Bananen bewirthet hatten, durchaus keine Bezahlung, oder ein Geſchenk von mir annehmen, ob ſie mir gleich ohne Widerrede erlaubt hatten, ihrem Gotte etwas Geld zu verehren.

Tempel zu Dogulbodda.

Den 10ten März. — Beſichtigt Dogulbodda Beehar, zwei Coß oſtwärts von Caliture. Dieſer Tempel hat ein Ziegeldach, iſt ein längliches Viereck mit einer Gallerie, die auf viereckigen Backſteinpfeilern ruht und mit Kokosblättern gedeckt iſt. Er ſteht auf einer Anhöhe und iſt mit Bäumen umgeben. Neben ihm,

*) Wahrſcheinlich giebt es aber deren zu Kandi, wo verſchiedene den Hindus zugehörige Tempel ſind; denn der jetzt regierende König, welcher von Tinevelly nach Karnatick kam, bekennet ſich zur rechten Lehre der Hindus, indeß die Maſſe ſeiner Unterthanen den Budh verehrt.

Digitized by Google

auf der Oſtſeite, ſteht ein dreidachichtes Gebäude, Beinamadoo genannt, das wie ein Taubenhaus ausſieht und mit Cajans gedeckt iſt. Die Prieſter leſen darin an Feſttagen und andern hierzu beſtimmten Verſammlungstagen, den Anhängern Buddha's deſſen Gebote vor. Kein Daghope *). Der Veehar, welcher in frühern Zeiten auf dieſem Platze ſtand, ward durch die Portugieſen zerſtört; den jetzigen hat Digumber Siddart Buddha erbauen laſſen, ein alter Prieſter, der ſeit nunmehro vierzig Jahren die Aufſicht darüber führt. Außer den beiden koloſſaliſchen Statüen der Thürhüter am Eingange, und verſchiedenen theils hiſtoriſchen, theils mythologiſchen Gemälden, an den Wänden der Gallerie, enthält dieſer Veehar eine koloſſaliſche, achtzehn Ellen (Cubits) lange Statüe des Buddha, die aus Erde und Mörtel beſteht. Sie ſtellt den Gott in der Lage eines Schlafenden vor. Er liegt auf ſeinem mit Lotusblättern geſchmückten Throne; ſein Haupt ruht auf dem rechten Arme, der auf einem Kiſſen liegt, und der linke Arm iſt der Länge nach auf dem linken Schenkel ausgeſtreckt. Er hat ebenfalls eine Tiare, auch Ohrringe und krauſes Haar, wie alle andere Sta-

*) Das maſſive Denkmal, deſſen ich im Vorhergehenden erwähnte, und das man auf der Kupfertafel Nro. 1. abgebildet ſieht. Es iſt ſonderbar, daß ſolches bei dem Tempel des Buddha fehlt, da es doch ſonſt als ein Nebengebäude zu jedem Veehar gehört. Ob übrigens zwiſchen dieſen Gebäuden und den ägyptiſchen Pyramiden eine gewiſſe Beziehung ſtatt findet, dies möchte ſich, in Ermangelung hinlänglicher Beweiſe, wohl ſchwerlich ausmitteln laſſen.

Digitized by Google

tüen, die mir bis jezt zu Geſicht gekommen ſind, und ſein Geſicht, das gar nicht übel ausſieht, iſt dunkelblau bemalt, da hingegen alle andere Statüen, die in dieſem Tempel ſtehen, ſchwarzgelbe Geſichter haben. Sein Mantel, der ihn faſt über und über (nur die rechte Bruſt ausgenommen) bedeckt, iſt gelb, die gewöhnliche Farbe des Sewara, obgleich die eine Statüe mit einem angethan iſt, der eine pomeranzengelbe Farbe hat, die ins Rothe fällt. Vor dieſer Statüe ſteht der Hauptaltar, auf welchem nicht nur Blumen verſchiedener Art lagen, ſondern auch ein Duzend kleiner eherner Gözenbilder ſtanden (von welchen mir der Prieſter, auf meine ausdrückliche Bitte, und nachdem ich zuvörderſt mein Opfer dargebracht hatte, eins zukommen ließ, welches er jedoch mit ſichtbarem Widerwillen that, der ſich nur auf wiederholtes Zureden der andern dabei gegenwärtigen Prieſter legte;) ingleichen ein ehernes Schreibzeug, mit verſchiedenen Bildniſſen, und ein zugedeckter Karandu (oder kleiner Daghope) oder etwas dem Aehnliches; denn da die Prieſter einander in die Ohren flüſterten, und ſich damit zu entſchuldigen ſuchten, ſie dürften es nicht öffentlich zeigen, weil es nur von Erz ſey, und folglich die Verehrung, welche die Glaubigen dafür hegten, vermindert werden könne, ſo ſchloß ich hieraus, daß es das nicht ſey, wofür man es ausgab.

Die obenbeſchriebene koloſſaliſche Statüe, deren Lage ſich von Norden gen Süden erſtreckt, nimmt die ganze weſtliche Seite des Tempels ein. Am nördlichen

Digitized by Google

Ende iſt noch eine Statüe des Buddha, die denſelben in ſitzender Poſitur vorſtellt, und faſt eben ſo ausſieht, wie die zu Calanee, nur daß um ſie her mehrere Zierrathen angebracht ſind. Auf jeder Seite ſtehen zwei Tieger, oder Leoparden, nebſt zwei großen Krokodillen, und oben darüber ein imaginäres Thier, Kimis genannt, das vorn an der Schnauze drei große Zähne und auf jeder Seite deren zwei hat. Dieſe bloß zur Zierde dienenden Figuren, haben, wie man mich verſicherte, nicht den mindeſten Bezug, weder auf die Perſon des Buddha, noch auf deſſen Lebensgeſchichte, und ſollten eigentlich an die Außenſeite des Tempels geſtellt werden, wo aber kein Platz mehr war. Zwei Figuren zu beiden Seiten dieſer Statüe, mit Kauries *) in den Händen, gab man für den Wiſchnu aus, der im Begriff ſey, den Buddha zu bedienen; ich zweifle aber an der Richtigkeit dieſer Erklärungsart, da am ſüdlichen Ende des Tempels, wo eine dritte Statüe des Buddha, in aufrechter Stellung wahrzunehmen iſt, ebenfalls eine Statüe ſteht, die, da ſie ganz ſchwarz ausſieht, und mit einer hohen Tiare geſchmückt iſt, offenbar den Wiſchnu vorſtellt, und dennoch kein Emblem, das auf Bedienung oder Aufwartung ſchließen läßt, in den Händen hat; wiewohl übrigens die Prieſter, ungeachtet ſie ihn in der Eigenſchaft eines Deryo anerkennen, durchaus behaupten wollen, daß er geringer als Buddha ſey, und bloß als ein ihm zur Bedienung zugeordneter Anhänger

*) Chowries, kleinen Porzellanſchnecken, die in Indien als Scheidemünze kurſiren.

in ſeinem Tempel aufgeſtellt werde. Es ſtehen hiernächſt auch noch einige andere Statüen Buddha's in dieſem nämlichen Tempel, die, da ſie ſich weiter durch nichts charakteriſiren, hier keine Erwähnung verdienen. Indeſſen kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß ich den Prieſtern, deren vier dabei zugegen waren, die Gleichförmigkeit des Kopfputzes, in Betreff des krauſen Haares bemerklich machte, und ſie fragte, ob ſolches nicht einen Habeſſinier bezeichne; worauf ſie aber einmüthig mit Nein antworteten, und einen ſichtbaren Abſcheu an den Tag legten. Zugleich wiederholte der Prieſter, welcher mich zuerſt herumgeführt hatte, nochmals die Erklärung, daß Buddha der Sohn des Rajah Sudodhana geweſen und zu Muggud deiſh (Bahar) geboren worden ſey, mit dem erläuternden Zuſatze, Buddha's Haar ſey deswegen kurz und kraus, weil er es ſich bei einer gewiſſen Gelegenheit mit einem goldenen Schwerdte abgeſchnitten habe, und zur Erinnerung dieſer Begebenheit werde er nie anders, als auf die eben erwähnte Art abgebildet. Weiter weiß ich nun nichts mehr von dieſem Tempel zu erzählen, ob ich ihn gleich erſt vor einer Stunde in Augenſchein genommen habe; außer daß darin einige Lampen brannten, die man, nach der Verſicherung der Prieſter, nie ausgehen läßt (woran ich aber aus gewiſſem Grunde zweifle), und daß die Decke mit einer Menge ſchlechtgetroffener Lotusblumen bemalt war, indeſſen an den Wänden, außer einer Blume, die mit der Nagiſur viele Aehnlichkeit hatte (oder vielleicht dieſelbe iſt) auch die Keyora prangte, die vor allen andern ihres Geſchlechts die lieblichſten Düfte verbreiten

und unter allen Produkten des Pflanzenreichs vorzüglich befliſſen zu ſeyn ſcheinen, dem Gotte ihre Opfer darzubringen.

Als ich Obiges zu Papier gebracht hatte, entſpann ſich mit Beihülfe eines Dollmetſchers zwiſchen mir und den vorerwähnten vier Prieſtern eine Unterredung über den Unterſchied zwiſchen einem Gominaſhy und Tatanaſhy; über die Art und Weiſe, wie dieſe Untergraduirten und Doctoren gewählt werden; über die Art ihrer Abdankung, wenn ſie wegen Heurathsluſt, Krankheit, oder irgend einer andern Urſache, dem geiſtlichen Stande entſagen; über Buddha's Lehre von einem künftigen Zuſtande und der Erſchaffung des Weltalls (denn in Anſehung des erſten dieſer zwei wichtigen Gegenſtände, hat er ſich deutlicher und beſtimmter ausgedrückt, als in Betreff des letztern; und endlich über die tägliche gottesdienſtliche Verehrung des Buddha und die demſelben gewidmeten Feſte. Wiewohl es nun weder Morgen, Mittag noch Abend war, an welchen drei Tageszeiten ſie eigentlich ihre Andacht verrichten, ſo waren doch die Prieſter gleich willig und bereit, mir die gebräuchlichen Ceremonien zu zeigen, und führten mich daher wieder in den Tempel, wo meine Neugierde volle Befriedigung erhielt. Zugleich bedauerten ſie es ſehr, daß ſie nicht im Stande wären, dieſelben Veranſtaltungen zu treffen, wie zu Kandi, wo das Poojah unter einer ſtarken Inſtrumentalbegleitung gefeiert werde. Auch machten ſie viel Rühmens von den Feierlichkeiten, die bei andern wichtigen Vorfällen gebräuchlich ſind; wie

z. B. am Geburtsfeſte und am Todestage des Buddha, den 15ten des Monats Vysaak; am Katick poojah, den 15ten Eel; am Aerndtefeſte, im Monat Doorootoo; und an andern Feſttagen, deren Anzahl ſich, ihrer Angabe nach, auf acht und vierzig belaufen ſoll; nämlich: am 8ten, 15ten, 23ſten und 30ſten Tage jeden Monats, oder vielmehr an den Tagen des Voll- und Neumondes, und zur Zeit des erſten und letzten Mondsviertels.

Digitized by Google

VI.

Ueber den Urſprung und die Lehren einiger muhammedaniſchen Sekten in Indien. *)

Von Colebrooke, Esquire.

Die Bohrahs, die in den Provinzen der indiſchen Halbinſel am zahlreichſten, aber auch in den meiſten groſſen Städten von Hindoſtan anzutreffen ſind, zeichnen ſich durch gewiſſe ihnen eigenthümlichen Gebräuche aus. Dahin gehört unter andern, daß ſie jedesmal, wenn ſie ihr Gebet verrichten, eine beſondere Kleidung anlegen, und dieſelbe täglich mit eigenen Händen waſchen müſſen. Ihre Neigung zum Handel, mit gänzlicher Hintanſetzung aller andern Erwerbsmittel, gehöret ebenfalls zu ihren Eigenheiten, weshalb man ſie als einen

*) Aus den Asiatick Researches, Vol. VII. S. 336 u. ff.

Digitized by Google

beſondern Gegenſtand des Nachforſchens, als eine eigene Sekte, betrachtet.

Die Unterſuchungen, welche ich ſelbſt in dieſer Hinſicht anſtellte, blieben geraume Zeit ohne gewünſchten Erfolg. Meine Gewährsmänner verwechſelten dieſen Volksſtamm mit den Ismailiahs, mit den Aliilahias, und ſogar mit der unzüchtigen Sekte der Cheeragh-kush. Die Nachrichten, welche man mir in Betreff ihres Urſprungs mittheilte, waren eben ſo irrig wie die, welche auf ihre Lehren Beziehung hatten. Endlich verwies mich aber ein gelehrter Sayyad auf das Mejaliſulmuminin, das den Nurullah von Schuster, einen eifrigen Schiah, zum Verfaſſer hat, der unter der Regierung Jehangir's wegen ſeiner Religionsmeinungen hingerichtet wurde. In der Stelle, welche ich weiter unten aus dieſem Werke anführen werde, beſchreibt der Verfaſſer die Bohrahs als Ureinwohner von Guirat, die dreihundert Jahre vor ſeiner Zeit, mithin jetzt vor fünfhundert Jahren, die muhamedaniſche Religion angenommen hätten.

Ich werde dieſer Stelle einige Auszüge aus demſelben Werke beifügen, worin eine Nachricht von ähnlichen Volksſtämmen enthalten iſt, mit welchen man vielleicht die Borahs zuweilen verwechſelt hat. Was die Ismailias betrifft, mit welchen ſie wirklich verwechſelt worden ſind, ſo muß ich hier anmerken, daß dieſe eine Sekte der Schiahs bilden, die ihre Benennung vom Ismail herleitet, dem älteſten Sohne und deſignirten

Nachfolger des Imam Jafer, der den Zunamen Sadik führte. Sie betrachten den Ismail als den rechtmäßigen Erben des Imamet, und halten die Succeſſion ſeines Bruders Muſa und der letzten fünf Imams für unrechtmäßig. Dieſe Sekte ſtand unter der ägyptiſchen Dynaſtie der Kaliſen in Flor, deren Stifter, Muhammed Mahadi, ſich das Anſehen gab, als wenn er vom Imam Ismail ſelbſt abſtamme. Auch ſpielte ſie eine ſehr glänzende Rolle unter einer Dynaſtie, die unmittelbar aus ihr ſelbſt hervorgieng, und an deren Spitze Haſan Sabah ſtand, der zugleich in Irak ein Fürſtenthum gründete.*) Es iſt möglich, daß dieſe Sekte noch jetzt in Syrien exiſtirt, aber in dem indiſchen Theile Aſiens, ſcheint ſie heutzutage nicht mehr bekannt zu ſeyn.

Die Aliilahias hingegen, ſind in Indien ſehr zahlreich geworden. Von dieſer Sekte ſagt der Verfaſſer des Dabiſtan, daß ſie zu ſeiner Zeit bloß zu Uzbil und Azbal, in der Berggegend bei Khata, die herrſchende geweſen ſey. Den Nachrichten zu Folge, die ich dieſerhalb eingezogen habe, ſoll ſie noch jetzt in einem Theile der Beſitzungen des Nawab Nizamu'l Mulo die Ober-

*) Siehe den Dabiſtan vom Mulla Mohſen Fani, und Herbelot's Bibliotheque Orientale. Wenn die induſtriöſen Bohrahs und die grauſamen Aſſaſſies wirklich aus dieſer Sekte entſproſſen wären, ſo würde dies in der Geſchichte der Menſchheit eine ganz neue und ungewöhnliche Erſcheinung ſeyn.

hand haben. Die ſonderbaren Lehren dieſer ketzeriſchen Sekte, ſollen, nach Mohſen Fani, in Folgendem beſtehen: „Die Aliilahias halten dafür, die himmli„ſchen Geiſter wären den Menſchen oft in körperlicher Ge„ſtalt erſchienen, weil ſie ſich ihnen auf keine andere Art „zeigen könnten. Gott ſelbſt habe ſich in menſchlicher „Geſtalt offenbaret, beſonders in der Perſon des Ali „Murteza, welchem dieſe Sektirer in der Geſtalt des „Ali Ullah, oder Ali God, göttliche Ehre erwei„ſen. Sie glauben an die Seelenwanderung, und ent„halten ſich, wie andere, welche dieſe Lehre für wahr „halten, von Fleiſchſpeiſen. Sie bilden ſich ein, daß „Ali Muteza, als er unſere Erde verlaſſen habe, in „die Sonne zurückgekehrt ſey, die weder mehr noch „weniger ſey, als er ſelbſt; weswegen ſie denn auch „die Sonne Ali Ullah nennen. Dieſe Sekte „läugnet die Authenticität des Koran, ſo wie er „jetzt exiſtirt. Einige halten ihn für ein untergeſchobe„nes Werk von Abubekr, Omar und Othman; „andere verwerfen ihn bloß deswegen, weil ihn der letzt„genannte Kalife herausgegeben hat. Die Mitglieder „dieſer Sekte ſcheinen in Betreff verſchiedener Glaubens„punkte nicht mit einander einverſtanden zu ſeyn; eine „ihrer Hauptlehren aber, die von keinem bezweifelt wird, „iſt die, daß ſich Gott in jedem Zeitalter der Welt in der „Perſon ſeiner Heiligen und Propheten offenbaret habe. „So war er, zum Beiſpiel, Adam, und nachmals Ah„med und Ali. Eben ſo glauben dieſe Sektirer an „die Transmigration Gottes in die Körper der Imams. „Einige behaupten, in dem jetzigen Zeitalter der Welt

„ſey die neueſte Offenbarung Gottes in der Perſon des „Ali Ullah geſchehen, und nach ihm, in deſſen preiß„würdiger Nachkommenſchaft; auch halten ſie den Mu„hammed für einen Propheten, der vom Ali Ullah „geſandt worden ſey. Als Gott, ſagen ſie, ſah, daß „Mahommed dem großen Werke, das er vollbringen „ſollte, nicht gewachſen war, ſo nahm er menſchliche „Geſtalt an, um demſelben Beiſtand zu leiſten. *)“

Nach Allem was ich in Erfahrung gebracht habe, ſehe ich keinen zureichenden Grund zu der Vermuthung, daß die Borahs in ihren Grundſätzen mit einer oder der andern dieſer Sekten übereinſtimmen, weder in Anſehung der Vergötterung Ali's, noch in ſofern, als ſie die Rechtmäßigkeit der Succeſſion der letzten ſechs Imams beſtreiten. Im Gegentheil kommen alle Nachrichten darin überein, daß dieſer Volksſtamm aus orthodoxen Sunnis und echten Schiahs beſteht; meiſtens aber aus Mitgliedern der letztgenannten Sekte. Dieſe und andere bekannte Umſtände beſtätigen daher folgende Nachricht, die Nurullah von Schuster in dem oberwähnten Werke von dieſem Volksſtamme ertheilt.

„Die Bohrahs ſind ein Stamm der Glaubigen, „der ſich größtentheils zu Ahmedabad und in deſſen „Umgebungen angeſiedelt hat. Ihre Seligmach[illegible]z im

*) Siehe den Dabiſtan, aus welchem dieſe Nachricht entlehnt iſt.

Digitized by Google

„Schooße der Religion, hatte vor ungefähr dreihundert „Jahren ſtatt, und zwar auf den Zuruf eines tugendhaf„ten und gelehrten Mannes, Namens Mullah Ali, „deſſen Grabmal noch bis auf den heutigen Tag in der „Stadt Cambayat zu ſehen iſt.

„Die Bekehrung dieſer Volksklaſſe ward auf folgende „Art von ihm eingeleitet: Da die Einwohner von „Gujrat Heiden waren, und unter der Leitung eines „bejahrten Prieſters, eines Unglaubigen ſtanden, in „den ſie ihr ganzes Vertrauen ſetzten, und deſſen Jün„ger ſie waren, ſo hielt es der Miſſionar für rathſam, „zuvörderſt als deſſen Schüler bei ihm in Dienſt zu treten, „ihn von der Wahrheit ſeiner Religion zu überzeugen, „und ſobald er dieſelbe angenommen hätte, die Bekeh„rung der andern Sektirer zu bewerſtelligen. Dem zu „Folge brachte er einige Jahre bei dieſem Prieſter zu, „erlernte ſeine Sprache, ſtudirte ſeine Wiſſenſchaften, „und machte ſich mit ſeinen Büchern bekannt. Nach und „nach brachte er dem immer mehr aufgeklärten Prieſter „die Glaubensartikel bei, und überredete ihn, ein Mu„ſelmann zu werden. Einige ſeiner Anhänger folg„ten dem Beiſpiele ihres alten Lehrmeiſters, und verän„derten ihre Religion ebenfalls. Als der Umſtand, daß „ſich der Prieſter bekehrt habe, dem Premierminiſter des „Königs bekannt wurde, der in jenem Lande regierte, „ſo beſuchte derſelbe den Prieſter, ließ ſich in aller De„muth von ihm belehren, und ward ein Moslem. „Der Miniſter, der Prieſter, und die übrigen Neube„kehrten, verheimlichten aber lange Zeit ihren Glauben,

„und ſuchten ihn, aus Furcht vor dem Könige, mög„lichſt zu verheelen.“

„Endlich ward die Nachricht von der Bekehrung des „Miniſters, dem Könige zu Ohren gebracht. Er begab „ſich eines Tages in ſeine Wohnung, und als er ihn „hier in der demüthigen Poſitur eines Betenden antraf, „entrüſtete er ſich ſehr über ihn. Der Prieſter errieth „ſogleich die Abſicht, in welcher ihn der König beſuchte, „und merkte, daß ſein Zorn von der Vermuthung her„rühre, daß er ſein Gebet herſage, und ſeine Andacht „verrichte. Durch göttliche Eingebung kam er ſogleich „auf den Einfall, dem Könige weiß zu machen, als „wenn er bloß deswegen auf der Erde liege, weil er in „einer Ecke ſeines Zimmers eine Schlange wahrgenommen „habe, gegen die er ſo eben die gewöhnlichen Beſchwö„rungsmittel in Anwendung bringe. Als nun der Kö„nig in jene Ecke des Zimmers hinblickte, ereignete ſich „wirklich der Fall, daß er hier eine Schlange gewahr wur„de, ſo daß die Entſchuldigung des Prieſters glaubwür„dig ſchien, und der Argwohn des Königs ſich legte.“

„Nach Verlauf einiger Zeit, nahm der König ſelbſt, „ganz in Geheim, den muhamedaniſchen Glauben „an; aus Staatsurſachen fand er es aber nicht für rath„ſam, die Geſinnungen ſeines Herzens öffentlich an den „Tag zu legen. Als aber ſein Ende herannahete, ſo „befahl er in ſeiner letzten Willensverordnung, daß ſein „Leichnam nicht, nach Art der Heiden, verbrannt wer„den ſolle.“

„Als nun nach deſſen Hinſcheiden Sultan Ze„fer, einer von den vertrauten Edelleuten des Sul„tan Firuz Shah. Souveräns von Dehli die Pro„vinz Gujrat eroberte, ſuchten einige gelehrte Männer, „die er zur Geſellſchaft bei ſich hatte, das Volk unter „allerlei Vorwand zu bewegen, die Religionsmeinungen „derer anzunehmen, welche die Traditionen in Ehren „halten.*) Dies hatte die Folge, daß einige Stämme „der Borahs ſich als Mitglieder in die Sekte der „Sünnet aufnehmen ließen.“

„Die Partei, welche noch heut zu Tage die Lehren „der Imamiyehs befolgt, beſteht aus beinahe zwei„tauſend Familien. Unter dieſen fehlt es nie an einem „frommen und gelehrten Manne, der in ſtrittigen Fällen „nach den Lehrſätzen der Imamiyehs den Ausſpruch „thut. Sie nähren ſich vom Handel und allerlei Hand„werken, wie ſchon der Name Bohrah beſagt, der „in dem zu Gujrat üblichen Dialect ſo viel als Kauf„mann bedeutet. Sie ſenden den fünften Theil ihres „Gewinnes an die Sayyads zu Medinah, und „zahlen ihre milden Beiträge regelmäßig an den Häupt„ling ihrer Gelehrten, der ſie alsdann unter die zu die„ſer Sekte gehörigen Armen als Almoſen vertheilt. „Dieſe Leute, groß und klein, ſind ſehr ehrlich, fromm „und mäßig. Sie haben beſtändig (wiewohl ihr Ver„brechen bloß darin beſteht, daß ſie der heiligen Familie „mit Liebe und Anhänglichkeit zugethan ſind) von Sei-

*) Die Sunnis oder orthodoxe Sekte.

Digitized by Google

„ten der ruchloſen Mörder *) welchen die obrigkeitliche „Gewalt anvertraut iſt, viele Verfolgungen auszuſtehen, „ſo daß ſie ſich oftmals nur mit Mühe vor ihnen ver- „bergen können.“

„Die Sadikiahs ſind ein Stamm der Gläubi- „gen in Hindoſtan, fromme Menſchen und Lehrjün- „ger des Sayyad Kabiru'ddia, der ſeine Abkunft „vom Ismail, dem Sohne des Imam Jafer her- „leitete. Sadikiahs nennet man ſie wegen des un- „beſcholtenen (ſadik) Rufes dieſes Sayyad. Dieſe „Benennung ſcheint zwar, nach den herkömmlichen Be- „griffen, auf den Abubekr Bezug zu haben: doch iſt „es wahrſcheinlich, daß die Sekte dieſen Namen deswe- „gen angenommen hat, um ſich deſto beſſer dahinter zu „verbergen. Indeß haben ſie hiervon noch nie den min- „deſten Nutzen gehabt. Im Gegentheil haben die hof- „färtigen Einwohner von Hind, welche Hinduer „ſind, und es mit dem Sohne der gottloſen Hind **) „halten, ihre Anhänglichkeit an die Sekte der Schi- „ahs entdeckt, und die Schmähungen wieder aufge- „wärmt, welche ſie ſchon vor fünfhundert Jahren gegen „die Ismailiyahs ausſtießen. Sie geben ihnen „boshafterweiſe ſchuld, ſie wären ruchloſe Menſchen; „und ſo haben ſie es von jeher gemacht. Sie erlauben „ſich gegen dieſen harmloſen Stamm alle mögliche Ge- „walthätigkeiten, und ſuchen ihn ganz von der Erde zu

*) Die Orthodoxen.

**) Hier iſt Hinda, die Mutter des Maviyeh gemeint.

„vertilgen. Kurz, ſie werfen den Stein der Verläum-„dung auf das Dach der Reputation und des guten Na-„mens dieſer bedauernswürdigen Menſchen, und haben „weder Furcht vor Gott, noch Achtung für ſeinen Pro-„pheten.“*)

„Kurz, es gehören zu dieſer Sekte bei dreißig tau-„ſend Perſonen, die ſich in den Provinzen Hindo-„ſtans, wie zum Beiſpiel in Multan, Lahor, „Dehli und Gujrat, niedergelaſſen haben. Die „meiſten nähren ſich vom Handel. Sie zahlen den fünf-„ten Theil ihres Gewinnes an die Nachkommen des „Sayyad Sabir, die ihre Prieſter ſind; und ſowohl „die Lehrer als die Schüler, die Prieſter wie die Layen, „ſind insgeſammt eifrige Schiahs. Gott behüte ſie „vor allem Uebel, und laſſe die Streiche ihrer Feinde „von ihnen abprallen!“

„Die Hazarehs von Kabul machen einen „Stamm aus, deſſen Mitglieder nicht zu zählen ſind. „Sie halten ſich in Kabul, Ghaznin und Kan-„d'har auf. Mehrere von ihnen ſind Schiahs, und „Anhänger der heiligen Familie. Der vornehmſte un-„ter den Häuptlingen der Schiahs iſt dermalen „Mirza Shadman, mit welchem die Gläubigen ſehr

*) In dieſem Tone zieht der Verfaſſer noch eine Zeitlang ge-gen die Sannis los; beſonders gegen Mulla Abdullah von Lahor, der den Titel Makhdumu'lmull führte. Man hat dies, als nicht zur Sache gehörig, hier weg-gelaſſen.

„wohl zufrieden ſind, und über deſſen Streifzüge die „Kharejis *) von Kabul und Ghaznin bitterlich „klagen.“

„Die Balah von Sind; von dieſen ſind viele ſehr „eifrige Schiahs. Sie ſelbſt nennen ſich Ali's Freunde, „und werden auch von allen Rechtglaubigen ſo genannt. „Sayyad Raju warf ſich zum Anführer dieſes Stam„mes auf; ſeine Nachkommen leben noch jetzt unter ih„nen, und beſorgen die Angelegenheiten dieſer Sekte.“

*) Dieſes Wort iſt hier als ein Schimpfwort gebraucht. Den Urſprung und die eigentliche Benennung dieſer Sekte erſieht man aus Herbelot's Bibliotheque Orientale.

Digitized by Google

VII.

Nachricht von einer erblichen lebenden Gottheit,

welche die Braminen in Puna und der umliegenden Gegend verehren. *)

Vom Kapitän Moore.

Die Geſandſchaftsreiſe im Jahr 1800 bot mir eine ſchickliche Gelegenheit dar, die Stadt Puna in Augenſchein zu nehmen, und ich ſäumte um ſo weniger, dieſelbe zu benutzen, da es mir darum zu thun war, mich nach einer ſonderbaren Familie zu erkundigen, die ſich der Prärogative rühmt, eine Incarnation des höchſten Weſens zu ſeyn, die vom Vater auf den Sohn forterben ſoll: und nachſtehender Aufſatz iſt das Reſultat meiner Forſchungen. Zeit und Umſtände kamen meinen

*) Aus den Asiatic Researches, Vol. VII. S. 381 u. ff.

Digitized by Google

Nachfragen ſehr zu ſtatten, und ich glaube aus ziemlich guten Quellen geſchöpft zu haben. Indeß muß ich im voraus erinnern, daß ich unmöglich die Glaubwürdigkeit eines jeden einzelnen Umſtandes verbürgen kann.

Murada Goſſeye, ein Bramine in Puna, erwarb ſich durch Enthaltſamkeit, Abtödtung des Fleiſches und Beten ſo ausgezeichnete Verdienſte vor andern ſeines Gleichen, daß der Allmächtige mit Wohlgefallen auf ihn herab ſah. Gunputty, der gewöhnlichſte Name unter hundert andern, den man dem Sri Ganeſa in dieſem Lande beizulegen pflegt, würdigte ihn daher einſtmals zu Chinchur*) mitten in der Nacht einer Erſcheinung, befahl ihm von ſeinem Lager aufzuſtehen, ſich zu baden, während dieſer Ablution den erſten beſten Gegenſtand, der ihm in die Hände gerathen würde, zu ergreifen, ihn feſt zu halten, und als der Gottheit geheiligt aufzubewahren. Der Gott hatte nämlich beſchloſſen, daß ein Theil ſeines heiligen Geiſtes die Perſon dieſes ſeines Lieblings erfüllen, und bis in das ſiebente Glied bei ſeinen Nachkommen bleiben ſollte, die er dazu beſtimmt hatte, die erblichen Bewahrer jener heiligen Subſtanz zu ſeyn, die weder mehr noch weniger als ein Stein war, unter welchem man ſich den Gott figürlicher Weiſe als gegenwärtig vorſtellen ſollte. Die-

*) Dieſer Ort wird ſonſt auch Chicur, Chicori und Chintijwur genannt. Die letztere Benennung mag wohl in orthographiſcher Hinſicht die richtigſte ſeyn.

ſer Typus wird noch jetzt mit aller möglichen Sorgfalt aufbewahrt, gehörig verehrt, und iſt von jener Zeit an immer der unzertrennliche Gefährte des heiligen Mannes gewesen, der ſich im Beſitze des göttlichen Erbtheils befand.

Dieſe Verkündigung geſchah im Jahr des Herrn 1640 und ſeit dieſer Zeit ſind ſechs auf einander folgende Generationen aus der Welt gegangen.

Heutiges Tages weiß man zwar nicht mehr ganz beſtimmt, wie weit ſich jenes von Gott verliehene Wirkungsvermögen Anfangs erſtreckt haben mag; es läßt ſich aber vermuthen, daß ſelbiges bloß auf die Macht Wunder zu thun beſchränkt geweſen ſey; ſo daß ſie z. B. im Stande waren, den Ausſatz und andere dergleichen Krankheiten zu heilen, mitunter das Gebet frommer und andächtiger Menſchen zu erhören, und unter gewiſſen Einſchränkungen zukünftige Dinge vorherzuſagen.

So viel iſt richtig, daß dieſe Wundergaben ihren erſten Beſitzern in weit reichlicherm Maaße mitgetheilt waren, als den letztern. — Die Braminen geſtehen offenherzig, daß dieſelben immer mehr und mehr ausarten, je weiter ſie von dem Lieblinge der Gottheit, in welchem ſie ſich zuerſt verkörperte, auf deſſen Nachkommen forterben, wiewohl es ihnen vielleicht möglich geweſen wäre, dieſe Ausartung zu verhüten. Es iſt daher zu vermuthen, daß die frühern Erben weit frappantere Wunder wirkten, als in neuern Zeiten geſchehen ſind. —

Digitized by Google

Indeſſen will man noch jetzt, wie ich in der Folge zeigen werde, gewiſſe Ueberbleibſel eines übernatürlichen Wirkungsvermögens bemerkt haben, das auf dem dermaligen Erben, Gabajee Deo, ruhen ſoll.

Das heilige Erbtheil iſt vom Vater zum Sohne auf folgende Art übergegangen.

Muraba Goſſeye hatte zu der Zeit, als ihm der Gott erſchien, nur einen einzigen Sohn, Chinto Mun Deo (der Erſte); und da er gleich nachher ein Sunna=aſſee ward, ſo zeugte er ſonſt keinen; mithin ward dieſem im Jahr 1650 das göttliche Vermächtniß zu Theil. Ihm folgte ſein älteſter Sohn Narrain Deo nach, der fünf und zwanzig Jahre hindurch Wunder wirkte, und bei ſeinem Abſterben dem Chinto Mun Deo (dem Zweiten) das göttliche Erbe hinterließ. Deſſen älteſter Sohn und Nachfolger Durnee Durr Deo, verſtarb im Jahre 1770, und von dieſer Zeit an, hat deſſen erſtgeborner Sohn Gabajee Deo die heilige Gabe beſeſſen und die Aufſicht über den geheiligten Stein geführt.

Der Stiftung zufolge, ſoll das göttliche Geſchenk nur ſieben Generationen hindurch fortdauern; wenn daher Bawa Deo, der nunmehrige präſumtive Erbe, dem es in der Folge der Zeit zu Theil werden ſoll, der einſt mit Tod abgeht, ſo wird die göttliche Incarnation, wofern ſie nicht durch ein außerordentliches Wunder fortgepflanzt wird, als eine Emanation Gottes in ihm erlöſchen.

Es ſcheint nicht, daß jeder Deo (denn ſo wird der jedesmalige Repräſentant dieſer Familie genannt) Wunder gethan habe. Man erzählt aber, daß der Stammvater dieſer eingefleiſchten Gottheit, wenn ich mich anders dieſes Ausdrucks bedienen darf, eins gewirkt habe, wodurch er der Familie die erſten weltlichen Güter verſchaffte, die ſie dermalen beſitzt.

Er gieng nämlich gleich nachher, als ſich die Gottheit ihm einverleibt hatte, und er noch äußerſt arm war, durch Panowla, einem Flecken bei Chinchoor, wo die Pataleen *) des Orts wohnte, die ſchon ſeit mehrern Jahren verheurathet war, gern einen männlichen Erben gehabt hätte, und ganz verzweifeln wollte, daß ſie keinen bekam. Sie klagte dem heiligen Manne ihr Anliegen, der ſolches Gott in ſeinem Gebete vortrug, und es dahin brachte, daß ihr Wunſch erfüllt ward. Zur Dankbarkeit ſchenkte ſie ihm ein Stück Feld bei Panowla, deſſen Ertrag ein Jahr in das andere auf dreiundert Rupieen geſchätzt wird. Mit dieſem Stücke Feld ward in der Folge ein Tempel bei Chinchoor beliehen, welcher dieſes Geſchenk, das mehrere Jahre hindurch ſein ganzes Eigenthum ausmachte, noch jetzt beſitzt.

Von dem nächſtfolgenden Erben iſt kein Wunder bekannt, wenigſtens nicht aufgezeichnet worden.

*) Die Frau des Patel.

Hingegen hat Narrain Deo, der dritte in aufſteigender Linie von dem jetzt exiſtirenden Deo, ein deſto gröſſeres und auffallenderes Wunder gewirkt. Zu ſeiner Zeit fielen nämlich die Mongolen, von Hydurabat aus, in die Beſitzungen der Maratten ein, und verheerten Alles mit Feuer und Schwerdt. Als ſie Puna geplündert und in die Aſche gelegt hatten, kam eine Streifpartei nach Chinchoor, um hier zu brandſchatzen. Deo fertigte ſie aber mit ſpitzfindigen Worten ab, und wollte ſchlechterdings von nichts hören; denn er verließ ſich auf den Beiſtand des göttlichen Weſens, das in ihm wohnte. Die intoleranten Muhammedaner ſpotteten über dieſen Aberglauben, und erboten ſich, dem Deo ein Nuzur zu ſenden, in der Abſicht, ihn lächerlich zu machen. Deo ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen, und nahm ſeine Zuflucht zum Gebet; die hämiſchen Zeloten aber putzten ein Geſchenk auf, das dem äußern Anſcheine nach, ganz ſo ausſah, wie es ſich für einen ſolchen Mann ſchickte, überſandten ihm ſolches durch einige Deputirte, und unter einem großen Zulauf von Menſchen, die ſich den Spaß machen wollten, den Empfang mit anzuſehen. Jenes Geſchenk beſtand bloß aus Kuhfleiſch. Wie groß aber war das Erſtaunen und die Beſtürzung der Frevler, als die Mulden aufgedeckt wurden, und ſie nun, anſtatt jenes Gräuels, eine Menge der ſchönſten Blumen erblickten, welche die Hinduer für heilig halten.

Wie vom Donner gerührt ſtanden ſie da, und ſtaunten dieſes Wunder an. Erſt kamen ſie in der Abſicht,

ihr Geſpötte zu treiben; jetzt konnten ſie nicht von der Stelle, ohne ihr Gebet zu verrichten. Von nun an enthielten ſie ſich aller Unanſtändigkeiten, und dachten: Siehe, das iſt der Finger Gottes!

Dieſe ſo unverkennbare Dazwiſchenkunſt einer höhern Macht, flößte den ſtörriſchen Gemüthern der Muhammedaner ganz andere Geſinnungen ein. Um ihr Vergehen wieder gut zu machen, belehnten ſie den Tempel mit Ländereien, Ortſchaften u. ſ. w. die im mongoliſchen Gebiete lagen, und nicht zu ihren erſt unlängſt gemachten Eroberungen gehörten, ob ſie gleich nicht weit von Chinchoor entfernt waren. Die Einkünfte davon, welche jährlich ſieben und zwanzigtauſend Rupieen betragen, bezieht dieſer Tempel noch bis auf den heutigen Tag.

Ein anderweitiges aus Enaam = Ländereien beſtehendes Lehen, in der Gegend bei Chinchoor, das jährlich dreizehntauſend Rupieen einbringt, wurde dieſem nämlichen Tempel zu verſchiedenen Zeiten von einem der letztverſtorbenen Päſhwa vermacht; ob aber ſolches ebenfalls auf Veranlaſſung eines Wunders geſchah, oder nicht, darüber kann ich keine Auskunft ertheilen. Die Braminen betrachten aber dergleichen Geſchenke ſchon an und für ſich als Wunder; in ſofern nämlich der edle Trieb des Wohlthuns von göttlicher Eingebung herrührt. Die Einkünfte von dieſen drei Lehen bezieht der Tempel noch jetzt, und ſie machen deſſen ſtändige Einkünfte aus. — Die Ausgaben, die zur Beſtreitung der

Digitized by Google

mildthätigen Werke des Deo, wie z. B. zur Unterhaltung der gottesdienſtlichen Gebäude, zur Nahrung und zum Unterhalte der Braminen, auch anderer ſowohl armer als heiliger Leute, erforderlich ſind, ſollen in den letztverfloſſenen Jahren ein Lak,h Rupieen betragen haben. Sie werden zum Theil von den zufälligen Geſchenken beſtritten, welche die andächtigen Pilgrimme nach Verhältniß ihres Glaubens, ihrer Hoffnungen, und ihrer Mildthätigkeit, zum Opfer darbringen, belaufen ſich aber in Allem nicht höher als auf fünftauſend Rupieen; und das Deficit, von mehr als einem halben Lak,h Rupieen muß folglich auf eine wunderbare Weiſe zuſammengebracht werden.

Im Vorbeigehen muß ich hier anmerken, daß es nichts Ungewöhnliches iſt, daß ein Mann, der im Rufe der Heiligkeit ſteht, ſich für bettelarm ausgiebt, nicht eine einzige Rupie im Vermögen zu haben ſcheint, und jedes Anerbieten ausſchlägt, dem ungeachtet monatlich einige tauſend Rupieen mit freigebiger Hand ausſpendet. Ein Mann dieſer Art hält ſich unter andern zu Murgur auf, einem Flecken, der ungefähr fünf und zwanzig Meilen nordwärts von Darwar liegt. — Herr Uthoff und ich, wir waren im Jahr 1792 daſelbſt anweſend, hatten aber damals von dieſer Freigebigkeit, die man allgemein für ein Wunder hält, noch nichts vernommen.

Dieſe Geſchenke, welche man dem Deo zu Chinchoor in Natur darbringt, ſind folgende: Die Land-

leute verehren ihm Getraide, Manufakturwaaren, Zeuge, u. ſ. w. die Reichen geben ihm Geld, und was ihnen ſonſt beliebt. Alle dieſe Geſchenke werden in den Magazinen aufbewahrt, nachdem ſie zuvörderſt von den Dienern des Tempels einregiſtrirt worden ſind. Der Dewan, die Chabdors, die Rechnungsführer, alle Braminen, kurz, alle die, von denen der Deo bedient wird, müſſen dazu beitragen; nur ſeine Palankinträger ſind davon ausgenommen.

So verdienſtlich und ehrenvoll es aber auch iſt, dieſem heiligen Manne Dienſte, wenn auch nur Frohndienſte zu leiſten, ſo bequemen ſich doch die Braminen nicht leicht von freien Stücken, ihn während einer Reiſe auf ihren Schultern zu tragen, da ſolches eben ſo beſchwerlich als uneinträglich iſt. Wo Prieſter die Stelle der Frohnvögte vertreten, da läßt ſich natürlicher Weiſe nicht erwarten, daß ſie die ſchwerſten Arbeiten übernehmen werden.

Der Deo iſt ex officio das, was man einen Dewanna nennet; dieſes Wort aber läßt ſich in vorliegendem Fall, wie in ſo manchem andern, nicht wohl durch Narr überſetzen. Er weiß nicht das aller mindeſte von dem, was in der Welt vorgeht, und bekümmert ſich auch nicht darum. Man ſagt, er ſey durchaus nicht im Stande, ein vernünftiges Geſpräch zu führen, laſſe ſich auf weiter nichts ein, als auf Rede und Antwort und benehme ſich dabei wie ein ungezogenes Kind. Manche Fragen in Betreff künftiger Dinge, beantwortet er, je nachdem

es ihm der Geiſt eingiebt, mit Ja oder Nein; über andere erklärt er ſich auf eine zweideutige Art, oder auch vermittelſt freundlicher oder zorniger Gebärden; und zuweilen ſchweigt er ganz ſtill und ſcheint dergeſtalt in Betrachtung vertieft, daß er den Supplikanten, der auf Antwort wartet, nicht einmal bemerkt. Dies ſind die Data, woraus man nachher den Schluß zieht, ob und in wiefern der Allmächtige das Flehen derer, die ihm ihr Anliegen vortragen, erhören werde, oder nicht.

Die gewöhnlichen Verrichtungen des Deo ſind eben nicht ſonderlich von denen verſchieden, womit ſich andere heilige Männer beſchäftigen; das heißt, er ißt und trinkt, hält ſich ſeine Weiber u. ſ. w. wie es die andern Braminen auch machen. Einige wollen behaupten, daß er nie krank werde; andere hingegen ſind der Meinung, daß er eben auch, wie andere Menſchen, körperlichen Schwachheiten unterworfen ſey. Zu verwundern wäre es eben nicht, wenn er immer geſund bliebe und ein hohes Alter erreichte, da er eine ſehr regelmäßige Lebensart führt und nie von Kummer oder Sorgen beunruhigt wird.

Da der Funke der Gottheit immer nur auf den älteſten Sohn forterbt, ſo folgt, daß dieſer ebenfalls ein Narr ſeyn müſſe, wie es auch wirklich von jeher der Fall war. Als ich den Braminen die Frage vorlegte; ob denn, wenn der älteſte Sohn ohne männliche Erben ſterbe, und folglich der zweite zum Beſitz des göttlichen

Erbtheils gelange, dieſer bei dem Antritte deſſelben ebenfalls ein Dewanna werden müſſe? gaben ſie mir, nachdem ſie hierüber eine Zeitlang nachgedacht hatten, zur Antwort: Dieſer Fall hat ſich noch nie ereignet. Gott iſt der Stifter dieſes Bündniſſes, und es ziemt dem Menſchen nicht, ſich um die Mittel zu bekümmern, wodurch daſſelbe zu Stande gebracht wird.

Alle die zu dieſer Familie gehören, führen den Zunamen Deo, wenn ſie auch noch ſo weitläuftig mit einander verwandt ſind. Es fehlte mir an Veranlaſſung, mich zu erkundigen, ob die zu derſelben gehörigen Frauensperſonen vor andern geachtet werden; ich vermuthe aber das Gegentheil, da ich nie hörte, daß ſich vornehme und angeſehene Männer darum bewerben, ſie zu heurathen. Was die Mannsperſonen anlangt, ſo ſcheint es, als wenn dieſe, nur die regierende Familie ausgenommen, in keinem gar großen Anſehen ſtänden.

Der Genealogie dieſer Familie bis zu ihrer heiligen Stammwurzel nachzuſpüren, dürfte ſich ſchwerlich der Mühe verlohnen, wenn es ſich auch wirklich ins Werk ſetzen ließe. Wir wollen daher nicht weiter zurückblikken, als auf die unmittelbaren Vorfahren, des dermaligen Deo. Er, Durnee Dur Deo, ſonſt auch Durnee Dur Bawa genannt, hatte vier Söhne (keine einzige Tochter) mit ſeiner erſten Frau, Namens Aakah, gezeugt, die 1780 in ihrem fünf und ſechzigſten Jahre ſtarb,

und zwar zehn Jahre nach ihrem Manne, der nahe an die Achtzig war.

1. Sabajee Deo, geboren 1740.

2. Gunnaba Deo; geboren 1750, geſtorben 1795.

3. Muraba Deo; geboren 1755; wohnt jetzt zu Ranjangow und iſt Oberprieſter am daſigen Tempel.

4. Pappajee Deo; geboren 1760; wohnt jetzt zu Djoor und iſt hier Oberbramin.

Sabajee Deo heurathete 1) die Abba,ee, die ihm 1775, als ſie zwanzig Jahre alt war, ſeinen einzigen Sohn Baba Deo gebar, und, ohne je wieder in die Wochen zu kommen, in ihrem ſechs und zwanzigſten Jahre ſtarb. 2) die Abba,ee, welche noch jetzt lebt, bereits das fünf und dreißigſte Jahr erreicht hat, und unfruchtbar iſt.

Baba, oder Bawa Deo, verheurathete ſich 1) mit der Neeroba,ee, die 1780 geboren wurde, auch noch lebt, und mit welcher er eine einzige Tochter gezeugt hat, die 1797 auf die Welt gekommen iſt; 2) mit einer Perſon, die ich nicht zu nennen weiß, die aber 1784 geboren ſeyn ſoll. — Hier endet der älteſte Zweig dieſer Familie.

Gunnaba Deo, der zweite Sohn, hatte zwei Söhne, die, wie ihre Mutter, zu Seedatab leben. Ihre Namen ſind mir nicht bekannt.

Digitized by Google

Muraba Deo, der dritte Sohn, hatte nicht mehr als eine Frau, mit welcher er nur einen Sohn zeugte, deſſen Name mir aber nicht beifällt. Dieſer hatte im J. 1798 ſein achtzehntes Jahr erreicht, als er ſich am Fußgeſtelle der Bildſäule ſeines Gottes zu Ranjanjow den Kopf einrannte, und zwar wegen einer Beſchimpfung, die ihm oder dem Tempel, von Seiten einer zu Sindia's Truppen gehörigen Partei widerfahren war. Seine hinterlaſſene Wittwe lebt noch, hat aber keine Kinder, ob ſie gleich zu Ranjangow mit ihm kopulirt worden iſt. — Hier endet die dritte Seitenlinie.

Bappajee Deo, der vierte Sohn, hat nur eine Frau, Namens Gungaba,ee, welche noch am Leben und ungefähr fünf und dreißig Jahre alt iſt. Sie haben zwei Söhne: 1) den Baaow Deo, um das Jahr 1786; und 2) den Nanna Deo, geboren im Jahr 1787. Beide leben noch jetzt zu Djoor. Dem älteſten Sohne ſtarb ſeine Frau im Jahr 1799, nachdem ſie ihm 1797 ſeinen Sohn, Namens Heerum Deo, geboren hatte, der noch lebt. Er hat ſich zwar wieder verheurathet, ſeine Frau iſt aber erſt acht Jahre alt. Nanna Deo hat eine Frau von zwölf Jahren, aber kein Kind.

Der Tempel dieſes Pappajee Deo, zu Djoor, beſitzt Enaam-Ländereien, die jährlich viertauſend Rupieen einbringen, und ihm von dem jetzigen Päſhwa wegen gewiſſer Wohlthaten vermacht wurden, die ihm auf die Vorbitte des heiligen Mannes zu Theil geworden ſeyn ſollen.

Sabajee Deo verfügt ſich wenigſtens dreimal des Jahres, an gewiſſen hierzu beſtimmten Tagen, nach Moorishwur, einer anſehnlichen Stadt, die nur wenige Meilen über Jejooree hinaus liegt. Eine detaillirte Beſchreibung der Umſtände, die mit dieſer Reiſe vergeſellſchaftet ſind, und ſelten abwechſeln, wird dazu dienen, den Charakter dieſes Mannes ins Licht zu ſetzen, und zu zeigen, wie weit ſich die Achtung erſtreckt, in welcher er bei ſeinem Volke ſteht.

Einer von dieſen Tagen iſt der zweite Maug, der dieſes Jahr dem ein und dreißigſten Januar entſpricht. Der Deo reiſet in aller Frühe von Chinchoor ab, und ſobald der Páſhwa von ſeiner Annäherung benachrichtigt wird, geht er ihm nebſt ſeinen Hofbeamten entgegen; gewöhnlich des halben Weges, bis an eine Anhöhe, Gunniskunda genannt, die ungefähr zwei Meilen von da und von der Stadt liegt. Der Deo läßt ſich in einem Palankin tragen (wenigſtens thut dies der jetztlebende) und es wird ihm ein Elephant nachgeführt, den ihm der letztverſtorbene Páſhwa = Madhu Ra,o, geſchenkt hat. Sein Gefolge beſteht aus etwa zwölf ſeiner Hausgenoſſen, zu Pferd, und ungefähr hundert Bedienten, zu Fuß. Wenn er nicht weit mehr von Páſhwa entfernt iſt, ſo ſteigt er aus ſeinem Palankin, ſetzt ſich auf einen Teppich, und ſtellt den heiligen Stein, den er, in einem Käſtchen verwahrt, überall bei ſich führt, neben ſich hin. Der Páſhwa ſpringt nun ebenfalls aus ſeinem Palankin, oder ſteigt von ſeinem Elephanten ab, legt die Hände zuſammen, wie ei-

ner der ſein Gebet verrichtet, wirſt ſich vor ihm nieder und küßt ihm die Füße. Der Deo bleibt ſitzen, läßt nicht einmal das gewöhnliche Salaam von ſich hören, hebt aber beide Hände in die Höhe, ſtreckt ſie flach vor ſich hin, und macht damit eine Bewegung als ob er den Päſhwa einſegne. Zugleich giebt er ihm durch ein Zeichen zu verſtehen, daß er ſich ſetzen dürfe. Der Päſhwa und einige vornehme Perſonen, wie z. B. Imrit Ra,o Chimna Appa, und noch ein Paar andere nehmen ſodann, jedoch in einiger Entfernung, auf dem Teppich Platz. Es erfolgen von beiden Seiten zwei bis drei Fragen und eben ſo viele Antworten, worauf der Deo dem Päſhwa und ſeinen Begleitern eine Quantität Reiß und Dal, eine Kokosnuß, oder ſonſt eine Kleinigkeit, zum Geſchenke macht. Der Päſhwa nimmt dies eigenhändig in Empfang; macht eine demüthige Verbeugung, und entfernt ſich. Der Deo ſetzt ſich wieder in ſeinen Palankin, und der Päſhwa nebſt ſeinem Gefolge, begleiten ihn bis an die hölzerne Brücke, unweit der Stadt. Wenn ſie an den Ort kommen, wo der Palaſt ſteht, macht ſich der Päſhwa bei Seite, denn der Deo kehrt weder hier noch bei irgend einem Sterblichen ein, ſondern logirt in dem Zelte, das an gewiſſen Stationen für ihn aufgeſchlagen wird. Die erſte dieſer Stationen iſt zu Tiur, einer anſehnlichen Stadt, ungefähr zehn bis zwölf Meilen von Puna; die zweite iſt Rajwarry, ein großes Dorf, oder vielmehr ein Flecken, gerade über dem Ghaut durch welches der Weg nach Jejooree und Meritſch geht. An dieſen beiden Orten giebt der Deo allen Braminen, die daran

Theil nehmen wollen, ein Gaſtmahl. Des andern Tages begiebt er ſich nach Moorishwur, wo er ſich zwei bis drei Tage lang in ſeinem Zelte aufhält; und hier ereignet ſich der merkwürdigſte Umſtand der auf dieſer ganzen Reiſe vorfällt. Er läßt nämlich an einem gewiſſen hierzu beſtimmten Tage hier eine gewiſſe Quantität Reiß abſieden, die bloß durch göttliche Eingebung beſtimmt wird, denn der Deo handelt nie nach überdachten Grundſätzen, ſondern thut bloß das, wozu ihn der Geiſt in dem eben vorhandenen Augenblicke antreibt. Je nachdem nun dieſe Quantität Reiß, gleichviel übrigens, ob ſolche ein Kundi, anderthalb, zwei, dritthalb oder drei Kundis beträgt (denn bei dieſen Quantitäten hat es gewöhnlich ſein Verbleiben) hinreichend oder unzulänglich iſt, die, welche denſelben verzehren, zu ſättigen, oder nicht zu ſättigen, nach eben dem Verhältniſſe beurtheilt man die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des nächſtfolgenden Jahres.

Wenn nun, zum Beiſpiel, ein Kundi Reiß abgeſotten wird, um ſolches unter tauſend Menſchen von gewöhnlichem Appetite zu vertheilen, und es finden ſich vier tauſend Menſchen ein, die an dieſer Mahlzeit Theil nehmen, ſo müſſen ſie demungeachtet ſatt werden, wenn der Allmächtige Willens iſt, eine geſegnete Aerndte zu beſcheeren; ja, wenn ein ungewöhnlich fruchtbares Jahr bevorſteht, ſo muß dieſe Mahlzeit nicht nur überflüſſig zureichen, ſondern ſogar noch etwas Reiß übrig bleiben.

Wenn man hingegen für tauſend, oder eine noch geringere Anzahl Menſchen, drei Kundis Reiß abſie-

Digitized by Google

det, ſo werden dieſe, wenn ſie auch Alles rein aufgezehret haben, dennoch nicht ſatt, wenn Gott in ſeinem Zorn einem Lande mit Unfruchtbarkeit drohet.

In der Nacht, die auf dieſen Tag folgt, wird das Thun und Laſſen des Deo bis auf die geringſte Kleinigkeit beobachtet; denn da man Alles, was der Deo ſpricht oder thut, für eben ſo viele tranſitoriſche Aeußerungen hält, wodurch der Allmächtige ſeinen Willen zu erkennen giebt, ohne daß der Deo hiervon etwas weiß, oder zuvörderſt darüber nachgedacht hat, ſo zieht man hieraus eben ſo viele Verkündigungen zukünftiger Begebenheiten. Schläft er die Nacht hindurch ruhig, ſo prophezeiht man, die Nationalruhe werde ebenfalls durch nichts unterbrochen werden; bemerkt man aber im Schlafe, oder in den Augenblicken des Erwachens, einige Unruhe an ihm, ſo wähnt man, daß dem Gemeinweſen ein ähnliches Schickſal bevorſtehe. Springt er, wie es zuweilen zu geſchehen pflegt, in voller Wuth von ſeinem Lager oder Sitze auf, und greift nach einem Schwerdte, oder Spieße, oder macht er ſonſt einige Bewegungen, die einen Kampf, oder ein Gefecht anzudeuten ſcheinen, ſo prophezeiht man Krieg, und hält dafür, daß bei dem Ausbruche deſſelben gewiſſe Umſtände eintreten werden, die ſich aus dergleichen Bewegungen abſtrahiren laſſen. — Alle dieſe Umſtände, werden von gewiſſen Perſonen, die von der Regierung ausdrücklich dazu beſtellt ſind, mit möglichſter Genauigkeit notirt, ſorgfältig erwogen, und mit Beifügung glaubwürdiger Zeugniſſe an die Behörde berichtet.

Digitized by Google

Folgendes iſt das Wunder, deſſen ich weiter oben als eines ſolchen erwähnte, das Gabajee Deo gewirkt habe. Es iſt das einzige, von dem ich je hörte, die außerordentliche Freigebigkeit ausgenommen, die noch bis dieſe Stunde fortdauert, und von den Braminen ebenfalls für ein Wunder ausgegeben wird. Denn, der Umſtand, daß Jemand im Beiſeyn anderer Leute nie einige Nahrung zu ſich nimmt, iſt wohl nicht als ein Wunder zu betrachten, und würde zu tauſenderlei Betrügereien Veranlaſſung geben, wenn man ihn dafür gelten ließe.

Ein allgemein bekannter Sahukar in Puna, Namens Trimbuk Das war ſeit mehreren Jahren mit einer ekelhaften, abſcheulichen Krankheit behaftet, die man hier Kura nennet. Sie äußert ſich in weißen Flecken, von der Größe einer Rupie, die den ganzen Körper bedecken, und wovon einige größer, andere kleiner ſind. Man will zwar behaupten, es ſey dies kein eigentlicher Ausſatz, es liegt aber deutlich am Tage, daß ſich dieſe Krankheit auf keine andere Art klaſſifiziren läßt. Trimbuk Das war ganz abſcheulich durch dieſes Uebel verunſtaltet und betrübte ſich um ſo mehr darüber, da ſchlechterdings kein Arzneimittel anſchlug; endlich ward er aber auf die Fürbitte des Gabajee Deo davon befreit, nachdem dieſer die Frömmigkeit des Kranken ziemlich lange auf die Probe geſtellt hatte. Dieſer mußte nämlich ſieben bis acht Jahre hindurch alle Monate, an einem gewiſſen hierzu beſtimmten Tage, unausbleiblich bei dem heiligen Manne ſich einfinden.

Digitized by Google

Auf dem Rückwege nahm er dann allemal das Waſſer mit nach Hauſe, womit er und andere andächtige Perſonen dieſem Gottmenſchen die Füße abgewaſchen hatten, und bediente ſich deſſen, um einzelne Theile ſeines Körpers, oder auch den ganzen Leib, darin zu baden. Sein Glaube und ſeine Frömmigkeit hatten die Folge, daß er wieder genaß, vom Ausſatze gereinigt wurde, und nunmehro wieder ein ſtattliches Anſehen hat. Dieſes Wunder hat ſich nur erſt vor wenig Jahren ereignet.

Obiges iſt das Reſultat meiner Forſchungen, die ich in Betreff des zu Chinchoor befindlichen Deo angeſtellt habe. Ich will dieſer langweiligen Nachricht jetzt nur noch die Beſchreibung eines Beſuchs beifügen, den wir ihm am 20ſten Januar 1800 abſtatteten.

Ich glaubte nicht anders, als daß Chinchoor eben ſo eine Bettlerherberge ſey, wie Jejooree; hierin aber hatte ich mich geirrt, denn man ſieht gleich auf den erſten Blick, daß die Einwohner dieſer Stadt ſehr fleiſſig und arbeitſam ſind. Die Häuſer ſind gut gebaut, die Straßen reinlich, die Kramläden hinlänglich mit Waaren angefüllt, und der Feldbau rings um die Stadt ſcheint im beſten Zuſtande zu ſeyn. Die Stadt ſelbſt hat eine ſehr anmuthige Lage am linken Ufer eines ziemlich großen Fluſſes, und ſoll an fünf tauſend Einwohner enthalten, worunter dreihundert Braminenfamilien. Wir kamen am frühen Morgen hier an, beſahen die vornehmſten Tempel, die ganz nahe am Fluſſe ſtehen, hiernächſt auch die Umgebungen der Stadt, und

verzehrten alsdann im Hauſe eines Braminen unſer Frühſtück, das aus Milch, Obſt und Brod beſtand. Einige unſerer Reiſegefährten befanden ſich hier eben nicht zum beſten, weil ſie nicht gewohnt waren mit Pferden und Kälbern in Geſellſchaft zu ſeyn, und weil noch überdies das ganze Haus voll Rauch war. Unſere Geſellſchaf beſtand aus dem Obriſten Lord Beresford, meinem Collegen Herrn Lovett, einem Braminen, der unſer alter Freund und Reiſegefährte war, und es auf ſich genommen hatte, uns dem Deo vorzuſtellen, dann aus noch einem Braminen, der bei dem Deo die Aufwartung hatte, und mit welchem ich in der Abſicht Bekanntſchaft machte, die in vorliegendem Schreiben enthaltenen Nachrichten einzuziehen, und endlich aus einem Bruhmucharee von Benares, der unſer ſtäter Reiſegefährte war, und ſich keine beſſere Geſellſchaft wünſchte.

Um neun Uhr benachrichtigte man uns, der Deo, welcher unſern Beſuch im Geiſte vorhergeſehen hätte, habe ſein Gebet geendigt, und wünſche uns zu ſehen. Dem zu Folge machten wir uns auf den Weg, giengen durch einen Hof, der mit einer Mauer eingefaßt und mit einem befeſtigten Thorwege verwahrt war, und ſetzten uns in einer Art Vorſaal, der aber ziemlich klein war, auf Teppiche. In dieſem Saale war eine kleine, nur zwei Fuß breite und drei Fuß hohe Thür, die in ein Zimmer führte, worin der Deo, ſagte man uns, gewöhnlich ſich aufhielt. Durch dieſe Thür läßt man Niemand eingehen, als die Braminen. Nach Verlauf

von zwei bis drei Minuten, gienh die Thür auf, und dicht dabei ſaß der heilige Mann, wenn es erlaubt iſt, ihn ſo zu nennen, auf einem etwas erhöheten Sitze, über welchen man einen Shawl gebreitet hatte. Ein ähnlicher Shawl bedeckte den Kopf und die Schultern des heiligen Mannes. Wir alle ſtanden ſogleich auf, machten ein ſehr ehrerbietiges Salaam, und überreichten unſere Geſchenke, welche darin beſtanden, daß jeder eine Kokosnuß gab, nebſt einer Handvoll Rupieen, ungefähr dreißig Stück. Der Deo ſtellte ſich anfänglich, als ob er weder uns noch das Geſchenk wahrnähme, welches auf der Stelle von dem Braminen, der eben die Aufwartung hatte, bei Seite geſchafft wurde. Bald darauf aber ſah er uns mit großen Augen an, und ſchien uns ſehr aufmerkſam, jedoch mit ſtierem Blicke, zu betrachten. Gleich nachher ſchüttelte er den Kopf, runzelte die Stirn, ſah ſtarr zur Erde, und dann wieder auf uns. Jetzt unterbrachen die Braminen das Stillſchweigen, und ſagten denen, die eben den Dienſt hatten, wer wir wären (denn man nahm für bekannt an, das der Deo ſelbſt bereits alles wiſſe, was uns und unſere Verhältniſſe betreffe). Nun nahm der Deo ſelbſt das Wort. Er verlangte, wir ſollten ihm unſern Namen ſagen; dies thaten wir nicht nur, ſondern ertheilten ihm zugleich Auskunft, in Betreff unſers Geſchäfts. Nämlich: Wir überbrachten ein Schreiben von Seiner Majeſtät dem Könige von Großbritannien an Sri Munt (den Päſhwa) und da wir daſſelbe am vorhergehenden Tage abgegeben, und nunmehro dem Maharai (denn ſo muß der Deo, wenn man mit ihm ſelbſt ſpricht, genannt werden) unſern Re-

ſpeckt bezeigt hätten, ſo ſey uns in dieſem Lande weiter nichts zu thun übrig, als dem Doulut Ra,o Sendh, ena unſern Beſuch abzuſtatten, und ſodann ohne Zeitverluſt nach Bombay zurückzukehren. — Der Deo ſchien einige Minuten nachzudenken, und richtete zuweilen ſeine Augen, worin ich jedoch keinen ſpähenden Blick wahrnahm, bald auf uns, bald auf andere Gegenſtände. Hierauf ſagte er einem Braminen etwas ins Ohr, und dieſer verlangte, wir ſollten dem Deo, je nachdem es uns beliebe, eine oder mehrere Fragen vorlegen, die auf die Zukunft Bezug hätten, und er werde ſie uns wahrſcheinlich enthüllen. Einen Antrag dieſer Art hatten wir uun freilich nicht vermuthet; indeß waren wir gleich mit der Frage fertig, wie der jetzige Krieg zwiſchen England und Frankreich ausfallen, und wann er ſeine Endſchaft erreichen werde. Dieſe Frage war dem Deo ins Ohr geziſchet, und er ertheilte auf dieſelbe Art die Antwort. Jetzt ſagte der Bramine mit lauter Stimme, die Engländer würden in dieſem Kriege zuverläſſig den Sieg davon tragen, und in Zeit von einem halben Jahre werde der Krieg ſeine Endſchaft erreichen. Aus Beſorgniß, vielleicht auf eine oder die andere Art gegen die Etiquette zu verſtoßen, hielten wir mit weitern Fragen zurück.

Der Bruhmucharee hatte ſchon vorher, als wir ihm unſere von dieſer erblichen lebenden Gottheit eingezogene Nachrichten mittheilten, ſein Erſtaunen und Mißfallen darüber geäußert, und betrug ſich bei dieſem Beſuche nicht mit dem Ernſte und Anſtande, den man ſonſt

an den Braminen gewohnt iſt. Er wollte durchaus nicht an die Wunderkraft glauben, die man dem Deo zuſchreibt. Er verlange, ſagte er, augenſcheinliche Beweiſe, daß er dieſe Gabe wirklich beſitze; auch könne er ſich nicht eher überzeugen, daß ein prophetiſcher Geiſt in ihm wohne, bis ſeine Weiſſagungen in Erfüllung gegangen wären. Dies, und beſonders der erſtere Zweifel, bot nun Gelegenheit dar, ihn durch allerlei Einwürfe in Verlegenheit zu ſetzen, da er nicht geahnet haben mochte, wie ſehr er ſich bloß gab: denn er geſtand offenherzig, daß er nie ein Wunder mit angeſehen habe, und äußerte doch zugleich, daß er an mehrere glaube. Da er auſſerordentlich neugierig war, ſo begehrte er zu wiſſen, wie die Perſonen, die zunächſt bei ihm ſtanden, ſich nennten, und da dieſe zur regierenden Familie gehörten, mithin den Zunamen Deo führten, ſo fieng er an, darüber zu ſpötteln, und trieb es ſo arg, daß wir uns ins Mittel legen mußten, um ſeinen Hang, alles lächerlich zu machen, wenigſtens einigermaßen zu beſchränken.

Als wir ungefähr zwanzig Minuten ſo da geſeſſen hatten, baten wir um Erlaubniß, uns beurlauben zu dürfen, und während der Zeit, daß man die Geſchenke herbeiholte, die beim Abſchiede dargereicht werden, ließ uns der Deo ſagen, wir möchten uns Etwas von ihm ausbitten. Da nun eine Höflichkeit die andere werth war, ſo baten wir Seine Heiligkeit, auf unſer Vaterland in Gnaden herabzuſehen, und ſowohl für unſere Landsleute überhaupt, als auch insbeſondere für uns, zu beten.

Digitized by Google

Dies ward uns gewährt, und zwar in ſolchen Ausdrücken, woraus ſich allenfalls der Schluß machen ließ, daß eben dieſe Gnadenbezeigungen und Fürbitten nicht wenig dazu beigetragen hätten, England und den Engländern zu der Größe und Nationalglückſeligkeit zu verhelfen, deren ſie ſich heutiges Tages zu erfreuen haben. Bei ſo bewandten Umſtänden, blieb uns nichts weiter übrig, als daß wir uns in dieſer Hinſicht zu beharrlichem Wohlwollen empfahlen.

Beim Weggehen ſollte jedem von uns, ſelbſt den Bruhmucharee nicht ausgenommen, eine kleine Quantität Reiß und Spezereiwaaren verabreicht werden. Wir machten eine Verbeugung und giengen unſers Weges.

Der Deo ſchien, unſers Erachtens, nichts weniger als ein Deewana zu ſeyn. Sein Geſicht hat Ausdruck und iſt gar nicht häßlich; ſeine Augen verrathen eine gewiſſe Kühnheit, und ſeine Hautfarbe fällt ſtark ins Weiße. Er ſcheint ein Mann von fünf und funfzig Jahren zu ſeyn, iſt aber, wie man uns verſichert einige Jahre älter. Dem Anſehen nach (denn er erhob ſich nie von ſeinem Sitze) iſt er mittlerer Statur.

Wir bekamen bei dieſer Gelegenheit auch ſeinen Sohn, den Bawa Deo, zu ſehen, der in eben dem Zimmer, worin ſich der Deo befand, jedoch in einiger Entfernung von ihm, unter den Braminen ſaß. Er iſt ein korpulenter,

Digitized by Google

ziemlich ſtupid ausſehender junger Menſch, von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, der, ungeachtet ſeiner ſchwarzen Farbe, gar kein übles Anſehen hat. Von unſerm Salaam nahm er nur in ſo fern Notiz, als es ihm Veranlaſſung gab, uns oberflächlich anzugaffen. Der Sohn ſah einem Deewana, im eigentlichſten Wortverſtande, weit ähnlicher, als der Vater.

Bald hätte ich vergeſſen, des Umſtandes zu erwähnen, daß der Bruhmucharee wärend dieſes Beſuchs eingeladen wurde, das Symbol der Gottheit, den heiligen Stein, in Augenſchein zu nehmen, ob man es gleich bedenklich fand, uns denſelben ebenfalls zu zeigen, wie wir es doch Anfangs erwartet hatten. Wir beſtanden auch nicht darauf; der Bruhmucharee aber wollte durchaus nicht von der Stelle, wenn uns nicht ebenfalls die Erlaubniß ertheilt würde, dieſen Stein zu beſehen. Endlich brachten wir es aber doch ſo weit, daß er ohne uns hingieng. Als er zurück kam, erzählte er uns, dieſer Typus ſey ein ganz gewöhnlicher Stein, von drei oder vier Seers, ſähe roth aus, ſey mit Oel geſalbt, u. ſ. w.

In der Einfaſſung, oder dem Feſtungswerke, wie man es nennen könnte, in welchem der Deo ſich aufhält, zeigte man uns ein großes Zimmer, und oben darüber noch ein anderes, in welchem der Deo die Braminen ſpeiſet. Dieſe beiden Zimmer ſollen zweitauſend Mann faſſen. Das eine, worin wir uns umſahen, war

wirklich ſehr groß, und man erzählte, daß es Hurry Punk entweder erbaut, oder wenigſtens eine große Menge Menſchen darin geſpeiſt habe.

Hier zogen wir unſere Schuhe wieder an, die wir beim Eintritte in dieſes Heiligthum hatten ablegen müſſen, und ſetzten nun unſern Stab weiter.

Digitized by Google

VIII.

Reiſe zweier Muhammedaner auf dem Indiſchen Oceane im neunten Jahrhunderte.

Aus der Arabiſchen Handſchrift überſetzt von Abbi Renaudot.

Mit Anmerkungen begleitet von D. Robertſon und Campbell. *)

Vorerinnerung des engliſchen Herausgebers.

D. Robertſon macht in ſeiner Historical Disquiſition concerning ancient India (p. 118) über nachſtehende Erzählung einige Bemerkungen, und nennet dieſelbe

„Bericht von einer Reiſe aus dem perſiſchen Meerbuſen gegen Oſten; verfaßt

*) Ueberſetzt aus: *Clarke's* (James Stanier) Progreſs of maritime discovery etc. 4. London, 1803. m. Kpfrn.

Digitized by Google

von einem arabiſchen Kaufmanne, im Jahre 851 der chriſtlichen Zeitrechnung, ungefähr zweihundert Jahre nach der Unterjochung Perſiens durch die Kaliſen; nebſt einem erläuternden Commentar von einem andern Araber, der ebenfalls die öſtlichen Gegenden von Aſien bereiſet hatte."

Die Reiſe, nebſt den Bemerkungen des Abu Zeid al Haſan von Siraf, ward zuerſt von dem franzöſiſchen Abbé Renaudot im Jahr 1718 ans Licht geſtellt, und zwar unter dem Titel: „Anciennes Relations des Indes et de la Chine, de deux Voyageurs Mahométans, qui y allerent dans le neuvieme Siècle; traduites de l'Arabe avec des remarques sur les principaux endroits de ces Relations." *) — Da Renaudot in ſeinen Bemerkungen die Literatur und Politik der Chineſen mit ganz andern Farben ſchildert, als die Jeſuiten, die ihren Beſchreibungen aus übertriebe-

Erſter Band, Anhang, S. 217 bis 253. — Das franzöſiſche Original von *Renaudot* iſt ſehr ſelten geworden. Der teutſche Herausgeber dieſer Sammlung hat vor etwa 25 Jahren in Frankreich Gelegenheit gehabt, es flüchtig durchzuleſen. Derſelbe hat auch einige Anmerkungen beigefügt, die ſich wie die gegenwärtige, von denen des engl. Herausgebers durch die Buchſtaben D. H. unterſcheiden.

D. H.

*) Paris 1718, in 8. D. H.

Digitized by Google

nem Enthuſiasmus einen zu blendenden Anſtrich gaben, ſo beſtrebten ſich zwei eifrige Miſſionarien, die Glaubwürdigkeit dieſer Nachrichten wegzuläugnen, und behaupteten geradezu, die Verfaſſer derſelben wären nie in China geweſen. *) Auch in England ward die Authenticität dieſer Nachrichten von einigen Gelehrten in Zweifel gezogen, weil Renaudot in Betreff der von ihm überſetzten Handſchrift, weiter keine Notiz gab, als daß er dieſelbe in der Bibliothek des Grafen von Seignelay aufgefunden habe. Da ſie nun von dieſer Zeit an Niemanden zu Geſichte gekommen war, ſo nahmen jene Zweifel immer mehr und mehr zu, bis es endlich ſo weit kam, daß man den Abbé Renaudot für einen Betrüger erklärte. Nach langem Nachſuchen gelang es endlich Herrn de Guignes, die nämliche Handſchrift, worauf ſich Renaudot bezieht, unter Colbert's Manuſcripten zu entdecken, die man, wie ſolches in Frankreich (zum Glück für die Literatur) mit den meiſten von Privatleuten hinterlaſſenen Sammlungen zu geſchehen pflegt, der königlichen Bibliothek einverleibt hatte. Es ſcheint, das ſie im zwölften Jahrhunderte verfaßt worden iſt. **) In Ermangelung der franzöſiſchen Ausgabe von Renaudot's Werke, muß ich mich allein an die engliſche Ueberſetzung halten. ***) Die Erzählung der beiden

*) *P. Premare*, Lettr. édifiantes et curieuses, Tome XIX. p. 420 etc. *P. Parennin*, ibid. Tome XIX p. 158 etc.

**) Journal des Savans Décembre, 1764, p. 315 u. ff.

***) Die ſich in *Harris's* Collection etc. Vol. I. p. 521 u. ff. befindet. Dieſe engliſche Ueberſetzung iſt auch im J. 1733 beſonders gedruckt zu London in 8. erſchienen. D. H.

Digitized by Google

reiſenden Araber, wird in mehrern Punkten von ihrem Landsmann Maſſudi beſtätigt, der hundert und ſechs Jahre nachher einen Aufſatz über die Univerſalgeſchichte ſchrieb, dem er den ſonderbaren Titel beigelegt hat: Goldene Wieſen und Edelſteingruben. *) Dieſer nämliche Schriftſteller entwirft zugleich von dem Zuſtande Indiens im zehnten Jahrhunderte ein Gemälde, woraus man ſehr deutlich abnehmen kann, daß die Araber ſchon damals von dieſem Lande eine ſehr ausgebreitete Kenntniß hatten. Seiner Beſchreibung zu Folge, war die indiſche Halbinſel in vier Königreiche getheilt. Das erſte beſtand aus den Ländern die am Indusſtrome und an den Flüſſen liegen, die ſich in denſelben ergießen. Die darin befindliche Hauptſtadt hieß Multan. Die Hauptſtadt des zweiten Königreichs war Canoge, **) und nach den Ruinen zu urtheilen, welche noch heutiges Tages davon übrig ſind, ſcheint dieſelbe einen ſehr großen Umfang gehabt zu haben. ***) In der Abſicht, uns von ihrer außerordentlich ſtarken Bevölkerung einen Begriff beizubringen, erzählen die indiſchen Geſchichtſchreiber, ſie habe nicht weniger als dreißigtauſend Kramläden enthalten, worin Betelnüſſe verkauft worden wären, und ſechzigtauſend Banden Spielleute und Sänger, die an die Regierung eine gewiſſe Abgabe

*) Maſſudi mit dem Beinamen Kothbeddin, ſchrieb um das J. 947 und ſtarb zu Kahira im J. 957.

**) Oder Kenaug. D. H.

***) *Rennel's* Memoirs, p. 54. D. H.

bezahlt hätten. *) Das dritte Königreich war Kaſchemire. Maſſudi iſt meines Wiſſens unter allen Schriftſtellern der erſte, der dieſes indiſchen Paradieſes erwähnt und eine zwar kurze aber richtige Beſchreibung davon entworfen hat. Das vierte iſt das Königreich Guzerate, welches er als das größte und mächtigſte ſchildert. Auch ſtimmt er mit den beiden reiſenden Arabern darin überein, daß er den Regenten dieſes Reichs den Titel Balhara beilegt. Was Maſſudi von Indien erzählt, iſt um ſo merkwürdiger, da er dieſes Land ſebſt beſucht hatte. **) Maſſudi beſtätigt dasjenige, was die beiden reiſenden Araber von den außerordentlichen Fortſchritten erzählen, welche die Indier in der Aſtronomie gemacht haben ſollen. Seiner Verſicherung nach, ward unter der Regierung Brahmans, des erſten Monarchen in Indien, ein Tempel mit 12 Thürmen erbauet, welche die zwölf Zeichen des Thierkreiſes vorſtellten; auch ſah man darin alle Geſtirne auf eben die Art abgebildet, wie ſie am Himmel erſcheinen. Unter dieſer nämlichen Regierung ward das berühmte Sind = Hind zu Stande gebracht, welches das Hauptwerk zu ſeyn ſcheint, das die Indier bei ihren aſtronomiſchen Kenntniſſen zum Grunde legen. ***) Ein anderer

*) Feriſhta nach Dow's Ueberſetzung, im erſten Bande S. 32.

**) Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliotheque du Roi, T. I. p. 9. 10.

***) Notices etc., T. I. p. 7.

Digitized by Google

arabiſcher Schriftſteller, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte, theilt Indien in drei verſchiedene Theile. Der nördliche enthält alle jene Provinzen, die am Hindus liegen. Der mittlere erſtreckt ſich von Guzerate bis an den Ganges. Der ſüdliche, welchen er Comar nennet, fängt bei dem Vorgebirge Comorin an. *)

Auszüge
aus
den Reiſen zweier Muhammedaner auf dem Indiſchen Oceane, im neunten Jahrhunderte. **)

Einleitung des Herausgebers.

Die natürlichſte, leichteſte und ſicherſte Methode, wodurch man ſich eine vollſtändige Kenntniß der Entdekkungen verſchaffen kann, die in Oſtindien gemacht worden ſind, iſt unſtreitig die, daß man die beſten Beſchreibungen der Reiſen, welche nach jenen Gegenden unternommen wurden, nach eben der Ordnung lieſt, in welcher ſie auf einander folgten; denn ſonach erläutern

*) Notices etc., T. II. p. 46.

**) Aus der Collection etc, von Harris Vol. I. p. 521 ff.

Digitized by Google

ſie einander als eben ſo viele Commentare, überliefern ſie die Geſchichte merkwürdiger Orte und Perſonen, ohne den Leſer irre zu führen, und zeigen ſie uns nicht nur den Umſtand, worin ſich die darin vorkommenden Länder zu verſchiedenen Zeiten befanden, ſondern zugleich auch die Art und Weiſe, wie die Kenntniß dieſer Länder immer mehr und mehr durch die Bemühungen derer vervollkommnet wurde, welche dieſelben in der Abſicht beſuchten, dasjenige was ſie daſelbſt ſahen und hörten, zum Nutzen ihrer Nebenmenſchen und der Nachwelt bekannt zu machen. Von allen dieſen Weltgegenden betreffenden Reiſeberichten, welche ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben, ſind diejenigen, welche in folgenden Blättern vorkommen, unſtreitig die älteſten, und ſowohl in dieſer als mancher andern Hinſicht außerordentlich merkwürdig. Zu deſto beſſerem und deutlicherem Verſtändniſſe, will ich jedoch dem geneigten Leſer zuvor einige intereſſante Nachrichten mittheilen, die den berühmten franzöſiſchen Kritiker betreffen, welcher ſie überſetzte und öffentlich bekannt machte, worauf ſodann eine kurze Ueberſicht der Materialien folgen ſoll, die er uns in der Abſicht verſchafft hat, um hiernach die Verfaſſer ſelbſt zu beurtheilen, ſo wie die Beſchaffenheit ihrer Aufſätze, die Umſtände welche denſelben zu beſonderer Empfehlung gereichen, die Gründe ſie für ächt zu halten, und die Glaubwürdigkeit, welche ſie in dieſem Betrachte allerdings verdienen.

Euſebius Renaudot war der Mann, der dieſe ehrwürdigen Ueberbleibſel des Alterthums aus der Dunkel-

heit, worin ſie Jahrhunderte hindurch begraben lagen, hervorzog, und ſie in franzöſiſcher Sprache mit überaus ſchätzbaren Anmerkungen und Abhandlungen von ſeiner eigenen Arbeit begleitet, herausgab. Er ſtammte aus einer Familie, die einige ſehr angeſehene Gelehrten unter ihre Mitglieder zählte. Sein Großvater, Theophraſtus Renaudot, war der erſte Redacteur der Gazette françaiſe, die im J. 1631, unter dem Schutze des Cardinals Richelieu, ihren Anfang nahm. Sein Vater war erſter Leibarzt bei dem damaligen Dauphin, einem Sohne Ludwigs des Vierzehnten. Er ſelbſt widmete ſich vorzüglich dem Studium der Gottesgelahrtheit und der orientaliſchen Sprachen. Unfehlbar würde er ſich dadurch zu den vornehmſten geiſtlichen Aemtern und Würden emporgeſchwungen haben, wenn ihn nicht ſeine außerordentliche Beſcheidenheit, und ſein entſchiedener Hang zum Privatleben, davon abgehalten hätten. Bei Hofe hatte man frühzeitig ein Augenmerk auf ihn gerichtet; denn ſein einnehmendes Betragen gereichte ihm bei den vornehmſten Miniſtern eben ſo ſehr zur Empfehlung, als ihn ſeine gründlichen Kenntniſſe den Gelehrten ſeines Zeitalters werth machten.

Im Jahr 1689 wählte man ihn zum Mitgliede der Académie francaiſe, und 1691 ward er auch in die Académie des Inſcriptions et des Belles Lettres aufgenommen. Im Jahr 1700 begleitete er den Cardinal Noailles nach Rom, und begab ſich mit ihm ins Conclave, nach deſſen Beendigung Clemens der Neunte auf den päbſtlichen Thron gelangte. Renau-

dot wurde von dieſem Pabſte ſo ſehr geſchätzt, daß ihn derſelbe, nach der Abreiſe des Cardinals, noch ſieben bis acht Monate bei ſich in Rom behielt, und ihm durchaus eine Präbende aufdringen wollte, die aber der beſcheidene Mann ausſchlug; wiewohl übrigens ſeine häuslichen Umſtände von ſolcher Beſchaffenheit waren, daß er ſie ohne alles Bedenken hätte annehmen können.

Auf ſeiner Rückreiſe nach Frankreich, behielt ihn der Großherzog von Toskana einen ganzen Monat zu Florenz, und räumte ihm ein Logis in ſeinem eigenen Pallaſte ein. Während ſeines daſigen Aufenthaltes ernennte ihn die Akademie della Crusca zu ihrem Mitgliede; worauf ihn der Großherzog, nachdem er ihn reichlich beſchenkt hatte, auf einem ſeiner Schiffe nach Marſeilles bringen ließ.

Nach ſeiner Zurückkunſt in Frankreich, ließ er verſchiedene gelehrte Werke drucken, und unter andern, im Jahr 1713, die Geſchichte der Patriarchen zu Alexandria, vom heiligen Markus an, bis faſt zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts; nebſt einem Anhange, der die Geſchichte der Muhammedaner in Aegypten enthielt, die er mit den Zeugniſſen ihrer eigenen Schriftſteller belegte. Dieſes Werk erwarb ihm von Seiten der Gelehrten ſehr große Lobſprüche. Im Jahr 1716 gab er in zwei Quartbänden die Geſchichte der orientaliſchen Liturgieen heraus, die nicht minder geſchätzt ward; und 1718 beſorgte er die Ausgabe dieſer Reiſen und Wan-

Digitized by Google

derungen, die ebenfalls mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurden. Hiernächſt hat man ihm auch ſonſt noch verſchiedene Aufſätze und Abhandlungen zu danken, die von vieler Gelehrſamkeit zeugen. Sein anhaltendes Studieren, welches er viele Jahre hindurch ununterbrochen fortſetzte, hatte einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit. Den erſten September 1720 gieng er im vier und ſiebzigſten Jahr ſeines Alters mit Tode ab, und hinterließ den Ruf eines der größten Gelehrten und ſcharfſinnigſten Kritiker ſeines Zeitalters.*)

Was die erſte dieſer Reiſen betrifft, ſo läßt ſich nicht beſtimmt angeben, von wem ſolche eigentlich herrührt, weil ſogleich zu Anfange ein Stück daran fehlt; doch ſieht man es ihr deutlich genug an, daß ſie im Jahr der Hedſchra 237 (nach Chriſti Geburt 851) geſchrieben wurde. Die zweite iſt eigentlich weiter nichts, als ein Commentar, oder eine erläuternde Abhandlung über die erſtere, und ſcheint den Abu Zeid al Haſan, von Siraf, zum Verfaſſer zu haben, welcher ſie allem Vermuthen nach um das Jahr der Hedſchra 303 (nach Chriſti Geburt 915) zu Papier brachte. Beide ſind daher wenigſtens zwei hundert Jahre älter, als alle andern Nachrichten, welche man damals von jenen Gegenden hatte. Die eine wie die andere iſt aus einer Originalhandſchrift überſetzt, welche ſich in der Bibliothek des Grafen von Seignelay vorfand, und der

*) Histoire de l'Académie des Inscriptions, Tome V. p. 384.

man ihr Alterthum ſchon an den Schriftzügen anſah, in welchen ſie geſchrieben war. Der deutlichſte Beweis aber, daß dieſelbe im Jahr der Hedſchra 619 (nach Chriſti Geburt 1173) aufgeſetzt wurde, liegt in dem Umſtande, daß am Ende derſelben einige von der nämlichen Hand niedergeſchriebene Bemerkungen vorkommen, die den Umfang der Mauern und Feſtungswerke der Stadt Damascus, zu den Zeiten des Sultans Nureddin, und einiger andern unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehenden Städte, betreffen, und worin der Verfaſſer als ein damals noch lebender Augenzeuge ſpricht. Da nun dieſer Monarch noch in eben dieſem Jahre ſtarb, ſo ergiebt ſich hieraus, daß das gedachte Manuſcript zwiſchen fünf und ſechshundert Jahre alt ſeyn müſſe.

Eben ſo gewiß iſt es auch, daß in keinem dieſer beiden Werke das mindeſte vorkömmt, woraus man nur den leiſeſten Verdacht ſchöpfen könnte, als wären ſie vielleicht in neueren Zeiten untergeſchoben worden; im Gegentheil ſind alle darin enthaltene Thatſachen von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie ſich leicht mit andern Geſchichtsbüchern vergleichen und prüfen laſſen, mithin zu eben ſo vielen Beweiſen dienen, daß dieſe Berichte genuin und authentiſch ſind. Was den Hauptwerth derſelben ausmacht, iſt dies, daß ſie eine ausführliche Beſchreibung von Sina enthalten, die über vierhundert Jahre früher niedergeſchrieben wurde, als die Reiſen des Marco Polo *), den man, ehe dieſe Reiſeberichte ans Licht

*) Marco Polo kam im Jahr 1295 von ſeinen Reiſen zurück.

traten, für den älteſten Schriftſteller hielt, der über dieſen Gegenſtand geſchrieben habe.

Der erſte dieſer beiden Aufſätze, fängt ſich ohne allen Zuſammenhang an; weil in der Originalhandſchrift eine oder zwei Seiten fehlen. Wahrſcheinlich enthielten ſie den Namen des Verfaſſers, ſeines Vaterlandes, und die Veranlaſſung zu ſeiner Reiſe. Um ſo mehr iſt es daher zu bedauern, daß ſie verloren giengen.

I.

Von dem Meere Herkend und den darin befindlichen Inſeln.

Das dritte der Meere, welche wir namentlich anführen müſſen, iſt das Meer Herkend. *) Zwiſchen

*) Unter dem Meere Herkend, verſteht unſer Autor, nach aller Wahrſcheinlichkeit, das Meer bei den Maldiviſchen Inſeln, das nach Angabe der morgenländiſchen Geographen, dieſen Theil des indiſchen Oceans von dem Meere Delarowi trennt, das eigentlich nichts anderes iſt, als der Meerbuſen, den die Alten Sinus Magnus nannten. Die orientaliſchen Schriftſteller reden gewöhnlich von den Sieben Meeren; dies mag aber wohl nur in figürlichem und nicht in geographiſchem Sinne zu verſtehen ſeyn. Dieſe Meere, den Ocean nicht mit gerechnet, welchen ſie Bab-Mabit nennen, ſind folgende: Das Sineſiſche Meer, das Indiſche Meer, das Perſiſche Meer, das Meer

Digitized by Google

dieſem Meere und dem von Delarowi, liegen eine Menge Inſeln, deren neunzehn Hundert ſeyn ſollen, welche dieſe beiden Meere von einander abſondern, *) und

von Kolzuma, oder das rothe Meer, das nach einer Stadt benannt worden iſt, welche man für das Clysma der Alten hält, dann das Meer von Rum, oder das Griechiſche, richtiger das mittelländiſche Meer, das Meer Al-Chozor, oder das Kaſpiſche Meer, und das Meer von Pont, oder der Pontus Euxinus. Dies ſind aber die Namen noch nicht alle, welche ſie dieſen Meeren beilegen; denn ſie nennen oft das Indiſche Meer das Griechiſche, und das Perſiſche Meer das Meer von Baſſora; auch geben ſie dieſen Meeren noch außerdem ganz beſondere Namen. (Die Araber hielten damals das Meer von Herkend für einen großen Binnenſee zwiſchen Oſtafrika und Indien, und glaubten, die Südſpitzen von Aſien und Afrika hiengen zuſammen. M. ſ. Sprengel's Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen. S. 156. — A. d. H.)

*) Man darf ſich nicht wundern, daß die Araber von dieſen Inſeln keine genauere Kenntniß hatten, da es uns noch bis auf den heutigen Tag daran fehlt. Der Leſer wird vielleicht glauben, die Anzahl derſelben ſey zu hoch angegeben, eigentlich hat ſie aber unſer Autor vermindert, als vergrößert; denn nach Angabe der glaubwürdigſten Schriftſteller ſollen deren an die zwölf tauſend ſeyn. (Die bloßen Klippen mitgerechnet.) Man will behaupten, dies ſey die eigentliche Bedeutung der aus der Malabariſchen Sprache entlehnten Benennung Male Dive, d. i. tauſend Inſeln, in ſo fern man nämlich eine runde Zahl ſtatt der wahren angenommen habe. Doch laſſen wir dies dahin geſtellt ſeyn!

Digitized by Google

von einer Königin regiert werden. *) Bei dieſen Inſeln findet man Ambra, ſowohl in großen Klumpen, als auch in kleineren Stücken, die wie loßgeriſſene Pflanzen ausſehen. Dieſer Ambra wächſt auf dem Meeresgrunde, wie die Pflanzen auf dem Erdboden, und wenn das Meer ſtürmiſch iſt, ſo wird er durch das Toben der Wellen vom Boden loßgeriſſen, und wie Erdſchwämme, oder Pilze, ans Geſtade geworfen. **) Es giebt auf dieſen Inſeln viele Palmbäume, welche Kokosnüſſe tragen; und ſie liegen eine, auch wohl vier Meilen, von einander ab, und ſind ſammt und ſonders bewohnt. Der Reichthum ihrer Einwohner beſteht in Muſcheln, womit ſogar die Schatzkammer der Königin angefüllt iſt. Man ſagt, es gäbe nicht leicht geſchicktere Arbeiter, als dieſe Inſelbewohner; und ſie verfertigen aus den Faſern der Kokosnüſſe Hemden, die aus einem einzigen Stücke beſtehen, ingleichen auch Mäntel und andere Kleidungsſtücke. Von eben dieſem Baume bauen ſie auch Schiffe und Häuſer, wie ſie denn überhaupt in allen Arten von

*) Dies ſtimmt nicht mit den Nachrichten überein, die uns ſpäterhin von den Maldiviſchen Inſeln bekannt geworden ſind; vorausgeſetzt, daß der Verfaſſer in obiger Stelle zu verſtehen geben wollte, dieſe Inſeln würden jederzeit von einer Frauensperſon regiert. Zu ſeiner Zeit kann ſich vielleicht einmal der Fall ereignet haben, daß eine Frauensperſon der anderen ſuccedirte, ſo wie z. B. in England die Königin Eliſabeth auf die Maria folgte.

**) Dies geben jedoch die heutigen Naturforſcher nicht zu, die den Ambra für ein animaliſches Produkt erklären.

D. H.

Handarbeiten ungemein viele Geſchicklichkeit beſitzen. Ihre Muſcheln fiſchen ſie aus dem Meere, wenn ſie ſich auf der Oberfläche des Waſſers zeigen; alsdann werfen ſie nämlich Zweige von Kokosnußbäumen in das Meer, woran ſich die Muſcheln feſtſetzen. In ihrer Mundart nennen ſie dieſelben Kaptaje.

Jenſeits dieſer Inſeln, in dem Meere Herkend, liegt Serendib*) oder Ceylan, die vorzüglichſte von allen jenen Inſeln, welche Dobijat genannt werden. Sie iſt ringsum von dem Meere umgeben, und an der Küſte werden Perlen gefiſcht. In dieſem Lande iſt ein Berg, Rahun genannt, auf deſſen Gipfel **) einſt Adam geſtanden, und auf einem Felſenſtücke eine ſeiner Fußtapfen hinterlaſſen haben ſoll, die ſiebzig Ellen lang iſt; und zur nämlichen Zeit, ſagt man, habe Adam mit dem andern Fuße im Meere geſtanden. In der Nähe dieſes Berges giebt es Gruben, worin man Rubinen, Opale und Amethyſten findet. Dieſe Inſel, die einen

*) Von den alten Taprobana genannt. Meines Wiſſens ſind nie einer Inſel ſo mancherlei Namen beigelegt worden, wie dieſer; warum ſie aber in dem uralten Werke des Cosmas Indicopleuſtes Sielendiba genannt wird, iſt leicht zu erklären. Dieſes Wort hat nämlich eine Griechiſche Endung. Da nun anſtatt des v oftmals ein f oder ein b geſetzt wird, ſo iſt Sielendiba eben ſo viel als Sielendive, d. i. Sielen-Eiland. Daher die neuere Benennung, wie man ſie gewöhnlich zu ſchreiben pflegt, nämlich Ceylan. (Richtiger Selan. D. H.

**) Adamspik noch jetzt genannt. D. H.

ſehr großen Umfang hat, wird von zwei Königen beherrſcht; und man findet hier Aloeholz, Gold, Edelſteine und Perlen, die an der Küſte gefiſcht werden; ingleichen eine Art großer Muſcheln, deren man ſich ſtatt der Trompeten bedienet, und die ſehr geſchätzt werden.

In dieſem nämlichen Meere, und zwar nach Serendib zu, liegen auch noch andere Inſeln, deren Anzahl aber nicht ſo beträchtlich iſt, wiewohl ſie einen großen Umfang haben, und noch zur Zeit wenig bekannt ſind. Eine dieſer Inſeln, Namens Ramni *) wird von verſchiedenen Fürſten beherrſcht, die ſehr viel Gold beſitzen. Es giebt hier Kokosbäume, welche die Einwohner mit Nahrung verſehen, und mit Oel, womit ſie den Körper bemalen und einſalben.

Dieſe Inſeln ſcheiden das Meer Herkend von dem Meere Shelahet, und über dieſelben hinaus giebt es noch andere, welche Najabalus genannt werden, und ziemlich ſtark bevölkert ſind. Wenn man an dieſen Inſeln vorüber fährt, kommen die Einwohner in ihren Fahrzeugen herbei, und bringen Ambra und Kokosnüſſe, welche ſie gegen Eiſen vertauſchen; denn Kleidungsſtücke haben ſie nicht nöthig, da hier die Witterung weder außerordentlich warm noch kalt iſt. Ueber dieſe beiden Inſeln hinaus, kömmt man in das Meer Andaman:

*) Einige arabiſche Erdbeſchreiber nennen dieſe Inſeln Rami. (Auch Lameri, ohne Zweifel das heutige Sumatra.)

D. H.

die Einwohner an der daſigen Küſte freſſen Menſchenfleiſch, und zwar ganz roh. Sie haben weder Barken, noch andere Fahrzeuge; wenn ſie dergleichen hätten, ſo würden ſie alle Reiſenden, welche ſie übermannen könnten, wegſchleppen und auffreſſen. Wenn die Seefahrer in dieſen Gewäſſern durch widrige Winde zurückgehalten werden, ſo ſind ſie oft genöthigt, an dieſer von Barbaren bewohnten Küſte vor Anker zu gehen, um friſches Waſſer einzunehmen; und bei dieſer Gelegenheit büßen ſie gewöhnlich einige von ihren Leuten ein. *)

Weiter hinwärts liegt eine gebirgige und noch zur Zeit unbewohnte Inſel, auf welcher, der Sage nach, einige Silberadern zu finden ſeyn ſollen; da aber dieſelbe außer dem Windſtriche liegt, welchen die Schiffe gewöhnlich zu halten pflegen, ſo haben ſich ihrer viele vergebens darnach umgeſehen, wiewohl ſie an einem ſehr hohen Berge kennbar iſt, welcher Kaſhenai genannt wird. Einſt ereignete ſich der Fall, daß ein Schiff, welches in dieſer Breite ſegelte, jenen Berg wahrnahm, und darauf loßſteuerte; und als es nicht weit mehr vom Lande war, ſetzte es ein Boot aus, worin ſich einige Leute befanden, welche Holz fällen ſollten. Da nun dieſe Leute ein Feuer anmachten, floß geſchmolzenes Silber her-

*) Nichts iſt gewiſſer, als daß ſolche Erzählungen von Menſchenfreſſern, genau unterſucht, leeres Geſchwätz ſind, das nicht den mindeſten Grund hat. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß dieſer Charakter den Bewohnern jener Inſeln in den neueſten Berichten aus Indien beigelegt wird.

aus, welches zum augenſcheinlichen Beweiſe diente, daß hier eine Ader von dieſem nämlichen Metalle vorhanden ſeyn müſſe. Sie nahmen daher ſo viel Erde, oder vielmehr ſo viel Erz an Bord, als ſie fortbringen konnten; da ſie aber ihre Fahrt weiter fortſetzten, ſo wurden ſie von einem ſo heftigen Sturme überfallen, daß ſie zur Erleichterung des Schiffs, ihr ſämmtliches Erz in das Meer werfen mußten.

Von jener Zeit an, hat man ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, dieſen Berg wieder aufzuſuchen; er iſt aber bis auf den heutigen Tag noch nicht entdeckt worden. — Kurz: es giebt in dem Meere eine ſolche Menge Inſeln, daß ſich ihre Anzahl mit Worten nicht ausdrükken läßt. Einige ſind für die Seeleute ganz unzugänglich, und andere ſind ihnen gar nicht bekannt. In dieſen Gewäſſern ereignet ſich oft der Fall, daß plötzlich über dem Schiffe eine weißlichte Wolke erſcheint, und einen ſchmalen Streif, oder vielmehr eine Röhre, herabſenkt, welche bis auf die Oberfläche des Waſſers reicht, das ſodann, wie von einem Wirbelwinde im Kreiſe herumgetrieben wird. Wenn nun ein Schiff dieſer Waſſerhoſe zu nahe kömmt, ſo wird ſolches augenblicklich verſchlungen. Endlich zieht ſich die Wolke wieder in die Höhe, und verurſacht einen ganz entſetzlichen Regen. Uebrigens weiß man nicht, ob ſolche Wolken das Waſſer einſaugen, oder was es ſonſt damit für eine Bewandniß hat. Alle dieſe Meere ſind heftigen Stürmen unterworfen, welche verurſachen, daß das Waſſer ſo ſehr aufwallt, als wenn es auf dem Feuer kochte. Alsdann

werden die Schiffe von den Wellen an die Inſeln geworfen, und mit unbeſchreiblicher Wut in Stücken zerſchmettert. Zu eben der Zeit werden eine Menge Fiſche, von allen Arten und Gattungen, mit ſolcher Gewalt an die Klippen längs der Seeküſte geſchleudert, daß ſie auf der Stelle todt bleiben. Der Wind, welcher gewöhnlich auf dem Meere Herkend wehet, kömmt oftmals aus einer ganz andern Himmelsgegend, z. B. aus Nordweſten, und verurſacht dennoch auf dieſem Meere eben ſo heftige Bewegungen, wie das, welches wir ſo eben beſchrieben haben; und dann wird der Ambra vom Meeresgrunde loßgeriſſen, beſonders da, wo das Waſſer ſehr tief iſt; und je tiefer es iſt, deſto beſter iſt der Ambra.

Auch hat man in Betreff dieſes Meeres die Bemerkung gemacht, daß ſelbiges, wenn es von Sturmwinden aufgeregt wird, wie Feuer glänzt, und daß man ſich hier vor einer Art Fiſche, Lockham *) genannt, ſehr in Acht zn nehmen hat, weil dieſe gern Menſchen wegſchnappen. — — — —

(Hier fehlt ein Theil des Manuſcripts, worin der Verfaſſer ſeine Gedanken über den Handel nach China geäußert hat, ſo wie es zur damaligen Zeit mit ihm ſtand, und über die Urſachen, wodurch er in Abnahme gekommen war. Hierauf fährt er folgender Maaßen fort:)

*) Dieſer Fiſch iſt wahrſcheinlich kein anderer, als der Haifiſch, der an allen indiſchen Seeküſten häufig angetroffen wird.

Digitized by Google

2.

Vom Handel nach China. — Schiffahrt. — Ebbe und Fluth. Siraf. — Kalabar. — Kaukam u. ſ. w.

— — Unter andern ſind die Feuersbrünſte, welche zu Kanfu *) ausbrechen, nicht die unbedeutendſten. Kanfu iſt der Haven für alle Schiffe der Araber, welche nach Sina handeln, und es kömmt hier oft Feuer aus, weil die Häuſer meiſtens von Holz gebauet und mit Schilf gedeckt ſind. Ueberdies gehen hier viele von den ab und zu fahrenden Schiffen zu Grunde, oder ſie werden geplündert, oder ſie müſſen ungewöhnlich lange in den Seehäven liegen bleiben, oder ſie ſind genöthigt, ihre Waaren außerhalb des Landes, das den Arabern unterworfen iſt, zu verkaufen, und eine andere Ladung an Bord zu nehmen. Kurz, die Schiffe befinden ſich in der Nothwendigkeit, eine Menge Zeit über der nothwendigen Ausbeſſerung zu verlieren, anderweitiger Urſachen ihres verzögerten Aufenthaltes nicht zu gedenken.

Soliman der Kaufmann, **) erzählt, zu Kanfu, als dem vornehmſten Handelsplatze, ſey, mit Genehmi-

*) Ohne Zweifel Kanton oder Kantong. D. H.

**) Was dieſen Soliman den Kaufmann betrifft, ſo hatte der Verfaſſer vermuthlich auf dem verloren gegangenen Blatte einige Nachricht von ihm ertheilt; was aber den

gung des Kaiſers von China, ein Mahommedaner als Richter über diejenigen angeſtellt, die ſich zu ſeiner Religion bekennten, und dieſem Richter wären alle Mohammedaner unterworfen, die ſich in jenen Gegenden einfänden.

Was nun die Plätze betrifft, von welchen die Schiffe abgehen, und jene, wo ſie anlegen, ſo verſichern mehrere Perſonen, daß in Betreff dieſer Fahrt folgende Ordnung ſtatt finde: Die meiſten chineſiſchen Schiffe nehmen ihre Ladung zu Siraf*) ein, wo ſie zugleich die Waaren, welche von Baſra, oder Baſſora, Oman, und

Muhammedaniſchen Conſul anlangt, ſo iſt dies ein äußerſt merkwürdiger Umſtand, der zum Beweiſe dienet, daß die Muhammedaner ſchon ſeit geraumer Zeit einen regelmäßigen und nach einem gewiſſen Plane eingerichteten Handel nach Sina getrieben haben mußten, was wir aus allen anderen Nachrichten gewiß nie erſehen hätten.

*) Es iſt äußerſt ſchwer, die von unſerm Verfaſſer angegebene Reiſeroute in jenem fernen Zeitalter genau wieder auszumitteln; beſonders deswegen, weil man in der Folge mehreren Orten ganz andere Benennungen beigelegt hat, zum Beweiſe kann unter andern der große Seehaven Siraf dienen, der auf keiner einzigen Charte zu finden iſt. Indeß ergiebt ſich aus einigen anderen arabiſchen Schriftſtellern, daß er ſechzig Meilen von Schiray entfernt war, daß er am perſiſchen Meerbuſen lag, und daß ſich, nachdem er in Verfall gerathen war, der Handel nach der Inſel Ormuz zog. (Nach Ibn Haukal, S. 183, war Siraf eine berühmte alte Handelsſtadt, welche eine Menge indiſcher Waaren, Zucker, Pfeffer, Sandelholz u. ſ. w. einführte.) D. H.

andern Seehäven, kommen, wieder ausſchiffen; und dieſes thun ſie deswegen, weil dieſes Meer den Sturmwinden ausgeſezt und an mehrern Plätzen voll Untiefen iſt. Von Baſra bis nach Siraf ſind hundert und zwanzig Meilen; und wenn die Schiffe an letzterm Orte geladen haben, ſo nehmen ſie auch noch friſches Waſſer daſelbſt ein, und ſegeln von da nach einem Platze, Maskat genannt, der am äußerſten Ende der Provinz Oman liegt, und ungefähr zweihundert Meilen von Siraf entfernt iſt. An der öſtlichen Küſte dieſes Meeres, zwiſchen Siraf und Maskat, liegt ein Ort, welcher Naſis Bani al Safak, und eine Inſel, die Ebn Kahowan genannt wird; und in dieſem Meere giebt es Felſen, genannt Oman, und eine Meerenge, Namens Dorbur, zwiſchen zwei Felſen, durch welche ſich noch nie ein chineſiſches Fahrzeug gewagt hat, obgleich die Schiffe anderer Völker hindurch fahren. Dieſe beiden Felſen, welche Koſſir und Howare genannt werden, ragen kaum über die Oberfläche des Waſſers hervor. Wenn die Schiffe über dieſe Felſen hinaus ſind, ſo ſteuern ſie nach einem Orte, Shitu Oman genannt, und nehmen zu Maskat friſches Waſſer ein, welches aus Brunnen geſchöpft wird; auch verſorgen ſie ſich hier mit Vieh aus der Provinz Oman. Von da richten die Schiffe ihren Lauf nach Indien, nachdem ſie zuvörderſt zu Kaukam-mali angelegt haben; und die Fahrt von Maskat bis an dieſen Ort, kann man mit günſtigem Winde in Zeit von einem Monate zurücklegen.

Digitized by Google

Dieſer Ort iſt ein Kränzplatz und das Hauptarſenal in der Provinz gleiches Namens. Die Schiffe der Chineſen laufen hier ein, und liegen in aller Sicherheit vor Anker. Man findet hier Gelegenheit friſches Waſſer einzunehmen; und die Chineſen müſſen tauſend Drachmen Zollgebühren entrichten; andere zahlen aber nur einen Dinar, oder höchſtens zehn Dinars. Von Maskat bis nach Kaukam-mali dauert die Fahrt nur einen Monat; und wenn ſich die Schiffe hier mit friſchem Waſſer verſehen haben, ſo laufen ſie in dem Meere Herkend ein, und wenn ſie darüber hinweg geſegelt ſind, ſo berühren ſie einen Ort, der Lajabalus heißt, und deſſen Einwohner kein arabiſch verſtehen, noch ſonſt eine Sprache, die bei den Kaufleuten im Gebrauche iſt. Sie tragen keine Kleider, ſind weiß, und ſchwach auf den Beinen.

Von da ſteuern die Schiffe nach Kalabar, welches der Name eines Königreichs iſt, das auf der Küſte rechter Hand jenſeits Indien liegt. Bar bedeutet in der Sprache dieſes Landes eine Seeküſte, und es iſt von dem Königreiche Zapage abhängig. Die Einwohner kleiden ſich in ſtreifige Gewänder von der Art, welche die Araber Fauta nennen; und ſie ziehen nur eins auf einmal an, wes Standes und Ranges ſie übrigens ſeyn mögen. An dieſem Orte nehmen die Schiffe gewöhnlich friſches Waſſer ein, das ſie aus Brunnen ſchöpfen, die Zufluß an friſchem Quellwaſſer haben; denn dieſes iſt ihnen weit lieber, als das Waſſer aus Ziſternen und Teichen. Kalabar iſt ungefähr ſo weit als eine Fahrt von vier

Digitized by Google

Wochen beträgt, von einem Orte entfernt, welcher Kau-kam genannt wird, und faſt an der äußerſten Gränze des Meeres Herkend liegt. Nach Verlauf von zehn Tagen erreichen die Schiffe Betuma, und nach anderweitigen zehn Tagen gelangen ſie auf die Höhe von Kadrange.

Es verdient bemerkt zu werden, daß man auf allen indiſchen Inſeln und Halbinſeln Waſſer findet, ſobald man die Erde aufgräbt. An letztgenanntem Orte iſt ein ſehr hoher Berg, der keine andern Bewohner hat, als nur entlaufene Sklaven und andere Flüchtlinge. Von da treffen die Schiffe nach einer Fahrt von zehn Tagen in Senif ein. Hier finden ſie friſches Waſſer, und eben daher kömmt das aromatiſche Holz, welches wir Hud al Senefi nennen. Hier regiert ein König; die Einwohner ſind ſchwarz, und tragen zwei ſtreifige Gewänder. Wenn hier die Schiffe friſches Waſſer eingenommen haben, ſetzen ſie ihre Fahrt fort, und kommen zehn Tage nachher zu Sanderfulat an, einer Inſel, wo ſie wieder friſches Waſſer finden. Alsdann ſteuern ſie durch das Meer Sanji und immer weiter bis an die Thore von China; denn ſo nennet man gewiſſe Felſen und Untieſen in jenem Meere, die eine ſchmale Straße bilden, durch welche die Schiffe paſſiren müſſen. Sie haben einen Monat nöthig, um von Sanderfulat nach China zu ſegeln, und bringen volle acht Tage zu, ehe ſie von jenen Felſen abkommen.

Wenn nun ein Schiff durch dieſe Thore paſſirt iſt, ſo

Digitized by Google

läuft es mit der Flut in einen Meerbuſen ein, der trinkbares Waſſer enthält, und läßt in dem vorzüglichſten Haven von China die Anker fallen, welches der von Kanfu iſt. Hier findet es überall friſches Waſſer, ſowohl in Quellen als Flüſſen, wie in den meiſten chineſiſchen Städten.

In dieſem Haven wechſeln Ebbe und Flut *) in Zeit von vier und zwanzig Stunden zweimal mit einander ab; jedoch mit dem Unterſchiede, daß von Baſra bis zur Inſel Bani Kahouan, die Flut allemal eintritt, wenn der Mond ſeine volle Höhe erreicht hat, und die Ebbe, wenn er auf oder unter gehet; da hingegen von Bani Kahouan bis ganz an die Küſte von China das Meer jederzeit flutet, wenn der Mond aufgeht, und ebbet, wenn er beinahe ſeine volle Höhe erreicht, ſo wie umgekehrt das Waſſer allemal ſteigt, wenn er untergeht, und wieder fällt, wenn er ſich ganz unter dem Horizonte verliert. — —

(Hier ſcheint unſer Autor ſeine Erzählung zu unterbrechen, und aus dem Vorhergeſagten, was jedoch in der Hauptſache von neuern Schriftſtellern beſtätigt wird, Veranlaſſung zu nehmen, die Sitten und Gebräuche der

*) Es iſt nicht nur höchſt wahrſcheinlich, ſondern es hat ſogar, wie aus der ganzen Erzählung unſers Autors hervorgeht, ſeine vollkommene Richtigkeit, daß dies der Haven von Kanton ſeyn muß. Der unordentliche Eintritt der Flutzeit beweiſet dies ſattſam. Zugleich erſieht man hieraus, daß die Araber mit dergleichen Dingen nicht ſo ganz unbekannt waren, wie man gemeiniglich glaubt.

Digitized by Google

Indier und Chineſen mit einander zu vergleichen, und ſeinem Aufſatze auch ſonſt noch allerlei fremdartige Dinge einzuſchalten.)

Die Indier und Chineſen ſtimmen darin überein, daß es in der Welt nur vier große Könige gäbe, die dieſe Benennung verdienen. Sie alle halten den König (Kalif) der Araber für den erſten, für den, der ganz unſtreitig unter allen Königen der mächtigſte, reichſte, und in allem Betracht vortrefflichſte ſey, weil er der Regent und das Oberhaupt einer ſehr ausgebreiteten Religionspartei iſt, und folglich von keinem andern übertroffen werden kann.

Der Kaiſer von China eignet ſich den nächſten Platz nach dem Könige der Araber zu; auf dieſen folgt der König der Griechen, und endlich der Balhara. König der Moharmi al Adoe, d. i. die ſich die Ohren durchbohren. *)

*) Dieſer Balhara, oder Monarch der Völker, die ſich die Ohren durchboren, worunter offenbar die Indier zu verſtehen ſind, war allem Vermuthen nach der Samorin, oder Kaiſer von Kalikut, der, nach dem Zeugniſſe der älteſten portugieſiſchen Schriftſteller, ſechs hundert Jahre vor der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, in Indien als eine Art Kaiſer anerkannt wurde.

(Hier irrt ſich offenbar Herr Robertſon, aus deſſen Historical disquisition Herr Clarke, unſer brittiſcher Herausgeber, dieſe Note entlehnt hat. Denn der Balhara war König von Guzarate, und ſeine Hauptſtadt Nahal-

Der Balhara iſt der erhabenſte Regent in ganz Indien, und alle andern Könige räumen ihm dieſen Vorzug ein, obgleich jeder in ſeinem Reiche unumſchränkter Herr iſt. Wenn er Geſandten an ſie ſchickt, ſo werden dieſelben, aus Reſpekt für ihn, mit ganz außerordentlichen Ehrenbezeigungen empfangen. Dieſer König theilt, nach Art der Araber, ſehr koſtbare Geſchenke aus, hält eine große Anzahl Pferde und Elephanten, und beſitzt einen großen Schatz an baarem Gelde. Dieſer beſteht zum Theil aus jenen Silberſtücken welche man tatariſche Drachmen nennet, und die eine halbe Drachme mehr wiegen, als die arabiſchen Drachmen. Das Wappen des Fürſten iſt darauf geprägt, und ſie ſind mit der Zahl ſeiner Regierungsjahre bezeichnet, welche ſich mit dem letzten ſeines Vorfahren anfängt.

Sie berechnen ihre Jahre nicht nach der mahomedaniſchen Zeitrechnung, wie die Araber, ſondern nach den Regierungsjahren ihrer Könige. Die meiſten dieſer Re-

warah, jetzt zerſtört, wie ſchon aus der Abhandlung des Herrn Chambers in den Asiatic Researches, Vol. I. S. 167 erhellt. Schon Abulfeda hat angemerkt, daß Gebirge das Reich des Balhara von Malabar trenne. Auch Renaudot beſtritt die Meinung, als ob der Balhara und der Samorin einerlei Perſon geweſen wären. Nahalwarah iſt im J. 1024 von den Arabern zerſtört worden; nachher ward Champaner die Hauptſtadt von Guzarate und jetzt iſt es Amedabad. M. ſ. hierüber Sprengel's Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen, S. 195. — D. H.)

genten erreichen ein hohes Alter, und mehrere haben länger als fünfzig Jahre regiert; und die Einwohner des Landes glauben, dieſe Verlängerung ihres Lebensziels und ihrer Regierung werde ihnen deswegen zu Theil, damit ſie für die menſchenfreundlichen Geſinnungen belohnt würden, welche ſie gegen die Araber hegen. In der That ſind dieſe Fürſten vor allen andern den Arabern mit herzlichem Wohlwollen zugethan, und ihre Unterthanen meinen es eben ſo freundſchaftlich und gut mit uns.

Balhara *) iſt kein eigentliches Nennwort, ſondern ein bloßer Zuname, der allen dieſen Königen beigelegt wird, und es iſt von eben der Art, wie ehedem das Wort Kosroes und einige andere. Das Land, welches unter der Herrſchaft dieſes Fürſten ſteht, nimmt ſeinen Anfang bei der Provinz Kamkam **), und erſtreckt ſich zu Lande bis an die Gränzen von China. Rings um daſſelbe her, liegen die Beſitzungen mehrerer andern Könige, die ihn von Zeit zu Zeit bekriegen; er ſelbſt aber zieht nie gegen ſie zu Felde.

*) Dieſer Umſtand kann zu einem anderweitigen Beweiſe dienen, daß unter dem hier erwähnten Monarchen der Kaiſer von Kalikut zu verſtehen iſt; weil er nicht bei ſeinem eigentlichen Namen, ſondern bloß bei ſeinem Zunamen genannt wird. Wenn es möglich wäre, den wahren Urſprung dieſer Wörter ausfindig zu machen, ſo würde ſich unfehlbar ergeben, daß Balhara und Samorin einerlei Bedeutung hatten. (Ein ſehr ſchiefer Schluß! D. H.)

**) Jetzt die Küſte Konkan. D. H.

Digitized by Google

Auf dieſes Königreich folgt noch ein anderes, das ein Binnenland, mithin von der Küſte entfernt iſt, und Kaſchbin genannt wird. Die Einwohner ſind Weiße, und durchbohren ſich die Ohren. Sie beſitzen Kameele, und ihr Land gleicht einer Wüſte, und iſt voll Berge. Weiter hinwärts an der Seeküſte, kömmt man in das Königreich Kitrange, welches ſehr arm iſt. Es hat aber eine Bucht, in welcher das Meer eine große Menge Ambra an das Land wirft. Die Einwohner ſind auch mit Elephantenzähnen und Pfeffer verſehen; dieſen eſſen ſie aber wenn er noch grün iſt, weil ſie nur eine kleine Quantität einärndten. Außer den ebenerwähnten Königreichen, giebt es auch noch andere, deren Anzahl ſich nicht genau angeben läßt. Zu dieſen gehöret das Königreich Mujet, deſſen Einwohner Weiße ſind, die ſich nach Art der Chineſen kleiden. Ihr Land iſt voll Berge mit weißen Gipfeln, und von ſehr großem Umfange. Man findet hier eine außerordentliche Menge Moſchus, der unter allem, den man irgendwo antrifft, der beſte ſeyn ſoll. Die Einwohner ſind mit allen benachbarten Ländern in Krieg verwickelt.

Ueber Mujet hinaus, liegt das Königreich Mabed. *) Es giebt darin mehrere Städte, und die Ein-

*) Es würde vergebliche Mühe ſeyn, den Leſer mit bloßen Vermuthungen in Betreff dieſer Länder zu behelligen, deren Namen uns gar nicht bekannt ſind. Alles was wir davon wiſſen, iſt dies, daß ſie zwiſchen dem Kap Komorin und Sina lagen.

Digitized by Google

wohner haben viele Aehnlichkeit mit den Chineſen, mehr noch als die, von Mujet; denn es ſind bei ihnen Statthalter, oder Verſchnittene angeſtellt, die auf dieſelbe Art regieren, wie die in den chineſiſchen Städten. Das Land Mabed gränzt an China, und ſteht in gutem Vernehmen mit dem ſineſiſchen Kaiſer, iſt ihm aber nicht unterworfen. Die Mabedaner laſſen ihm alljährlich durch ihre Geſandten Geſchenke überbringen, und er ſchickt ihnen ebenfalls Geſandten und Geſchenke zu. Ihr Land hat einen ſehr großen Umfang; und wenn die Geſandten von Mabed nach China kommen, ſo werden ſie ſorgfältig bewacht, und man erlaubt ihnen durchaus nicht, in dieſem Reiche ſich umzuſehen, aus Furcht, ſie möchten vielleicht mit dem Vorhaben umgehen, es zu erobern, welches ihnen nicht viele Mühe koſten würde, da ſie ein ſehr mächtiges Volk ſind, und ihr Land nur durch Berge und Felſen von China getrennt iſt.

Man ſagt, es wären in China über zweihundert Städte, denen die Gerichtsbarkeit über mehrere andere Städte zuſtehe. In jeder iſt ein Gouverneur und ein Verſchnittener, oder Statthalter angeſtellt. Eine dieſer Städte iſt Kanfu, die über zwanzig andere die Gerichtsbarkeit ausübt, und wo alle Schiffe, die nach China kommen, vor Anker gehen müſſen.

Man prägt hier eine Menge Kupfergeld, von der Art, welche die Araber Falus nennen. Die Könige haben, wie andere, ihre Schatzkammern, die aber bloß mit dieſer kleinen Münzſorte gefüllt ſind, die im ganzen Lande

kurſiret; denn, ob ſie gleich Gold, Silber, Perlen, Seide und koſtbare Stoffe, im Ueberfluß beſitzen, ſo betrachten ſie doch alle dieſe Dinge bloß als Mobiliar vermögen und Kaufwaaren, und Kupfergeld iſt die einzige Kurrentmünze. *) Aus dem Auslande beziehen ſie Elfenbein, Kupfer in Klumpen, Weihrauch, Schildkrötenſchalen, und Hörner von Einhörnern, womit ſie ihre Gürtel verzieren. Ihre Viehzucht beſteht aus einer Menge Laſtthiere, Pferde, Eſel, und Dromedare; arabiſche Pferde haben ſie aber nicht.

Es giebt in ihrem Lande eine ſehr ſchöne Erdart, woraus ſie allerlei Geſchirr verfertigen, das ſo fein wie Glas iſt, und eben ſo durchſichtig. **) Wenn Kauffahrteiſchiffe hier ankommen, ſo nehmen die Chineſen

*) Von dieſen geringhaltigen ſineſiſchen Kupfermünzen ſprechen mehrere alte, beſonders arabiſche Schriftſteller, unter andern auch Makrizi. Dieſe Münze iſt noch jetzt in Sina und den indiſchen Ländern gangbar, welche von ſineſiſchen Handelsleuten beſucht werden. Sie heißt aber jetzt Pattis, Pitjes oder Kippings und wird nur noch zur Bezahlung kleiner Bedürfniſſe gebraucht. Zehen ſolcher Münzen machen in Sina einen Kandarin = 6 Pfennige ſächſ. Auf der Oſtküſte von Java werden 410 derſelben auf einen ſpaniſchen Piaſter gerechnet. D. H.

**) Dies iſt wohl die älteſte Nachricht, die wir von dem ſineſiſchen Porzellan in Schriftſtellern vorfinden. Die Araber Scherif Edriſi und Bakvi, auch Marco Polo ſprechen davon. D. H.

gleich ihre Ladungen in Beſchlag *) und laſſen ſie in die Magazine ſchaffen, wo ſie ſo lange liegen müſſen, bis das letzte mit Kaufmannsgütern beladene Schiff ankömmt, welches oft ein halbes Jahr, und wohl noch länger dauert. Alsdann ziehen ſie von jedem Waarenartikel drei Zehntel, oder dreißig Procent ab, und ſtellen das Uebrige dem Kaufmanne wieder zu. Wenn etwas darunter iſt, das dem Kaiſer anſteht, ſo haben ſeine Beamten das Recht, ſolches vor allen andern, wer es immer ſeyn mag, an ſich zu kaufen, und es im höchſten Preiſe zu bezahlen. Dieſer Handel wird auf der Stelle, ohne daß dabei die mindeſte Ungerechtigkeit vorfällt, zu Stande gebracht. Gemeiniglich kaufen ſie den Kampher auf, wovon ſie das Man, nach dem laufenden Preiſe, mit fünfzig Fakuges bezahlen, und ein Fakuge gilt ſo viel wie tauſend Falus, oder Kupfermünzen. Wenn ſich der Fall ereignet, daß der Kaiſer den Kampher nicht haben will, ſo wird er wieder um die Hälfte des Preiſes verkauft.

Sie entrichten von ihren Ländereien keine Abgaben, zahlen aber eine Kopfſteuer, die jedoch bloß von den Mannsperſonen erhoben wird, und zwar nach Maaßgabe ihres Standes und ihrer Erwerbsmittel. Wenn ſich Araber, oder andere Fremdlinge, in dieſem Lande niederlaſſen, ſo werden ſie von den Chineſen nach Ver-

*) Dieſe Verfahrungsart der Chineſen gegen die Kaufleute, ſtimmt ſowohl mit ältern als neuern Nachrichten genau überein.

hältniß ihrer Vermögensumſtände beſteuert. Wenn Theurung eintritt, und die Lebensmittel ſelten werden, ſo öffnet der König ſeine Getraidemagazine, und verkauft alle Arten von Proviant weit wohlfeiler, als ſie auf den Marktplätzen zu bekommen ſind, ſo daß bei den Chineſen keine Theurung von langer Dauer ſeyn kann. Die Geldſummen, welche durch die Kopfſteuer zuſammengebracht werden, fließen in die Staatskaſſe; und ich glaube ganz gewiß, daß von der Kopfſteuer nur allein zu Kanfu täglich fünfzigtauſend Dinars in den Schatz niedergelegt werden, wiewohl dieſe Stadt bei weitem keine der größten in China iſt.

Ferner behält ſich der Kaiſer die Einkünfte von den Salzwerken und von einem gewiſſen Kraute, das ſie mit warmem Waſſer trinken, vor, und welches in allen chineſiſchen Städten in Menge verkauft wird, ſo daß es viel Geld einträgt. Sie nennen dieſes Kraut Tſcha d. i. Thee *), und es iſt ein Staudengewächs, buſchichter als der Granatapfelbaum, giebt auch einen lieblichern Geruch von ſich, hat aber einen etwas bittern Geſchmack. Der Gebrauch iſt der, daß ſie es in Waſſer kochen, welches ſie auf dieſes Blatt gießen; und dieſes Getränk ſoll für allerlei Krankheiten gut ſeyn. — Alle Gelder, welche in die Staatskaſſe kommen, beſtehen aus dem

*) Dies iſt wahrſcheinlich die älteſte vorhandene Nachricht vom Thee. Derſelbe wird noch jetzt von mehreren orientaliſchen Völkern Schah oder Sah genannt. D. H.

Digitized by Google

Kopfgelde, der Salzſteuer, und der Abgabe von dieſem Blatte. *)

In jeder Stadt hängt über dem Haupte des Regenten, oder des Gouverneurs eine kleine Glocke an der Wand; und an dieſem Glöckchen iſt ein Strick, welcher drei Meilen weit reicht, und über die Landſtraße weggehet, damit Jedermann hinzukommen kann. Wenn man nun an dem Stricke zieht, ſo fängt die Glocke über dem Haupte des Gouverneurs an zu läuten, und dieſer befiehlt ſogleich, daß die Perſon, welche die Gerechtigkeit verlangt, vor ihn gebracht werde; worauf ihm der Kläger ſein Anliegen ſelbſt vorträgt. Dieſer Gebrauch iſt durchgehends in allen Provinzen eingeführt.

Wenn Jemand Willens iſt, von einem Orte zum andern zu reiſen, ſo muß er zwei Päſſe mitnehmen; den einen vom Gouverneur, den andern vom Verſchnittenen, oder Statthalter. In dem Paſſe des Gouverneurs, wird ihm die Erlaubniß ertheilt, ſeine Reiſe anzutreten; auch iſt darin ſein Name verzeichnet, ſo wie die Namen ſeiner Reiſegefährten, ihr Alter, und ihre Angehörigen; denn in China muß Jeder, er ſey nun ein Eingeborner, Ara-

*) Hieraus erhellet, daß das Theetrinken weit früher in China eingeführt war, als man gemeiniglich glaubt. Wenn ſolches nicht lange vor jenem Zeitpunkte, in welchem unſer Reiſebeſchreiber dieſes Land betrat, daſelbſt im Gebrauche geweſen wäre, ſo würde man gewiß nicht auf den Einfall gekommen ſeyn, eine Abgabe davon zu erheben.

Digitized by Google

der, oder ſonſt ein Ausländer, Alles treulich anzeigen, was auf ihn und ſeine häuslichen Verhältniſſe Bezug hat, und es findet hievon nicht leicht eine Ausnahme ſtatt.

Der Paß des Verſchnittenen, oder Statthalters, macht die Quantität Waaren, oder die Geldſummen namhaft, die der Fremde, und diejenigen welche ihm Geſellſchaft leiſten, bei ſich haben. Dies geſchieht deswegen, damit man ſich an den Gränzörtern darnach richten kann, wo dieſe zwei Päſſe unterſucht werden; denn, ſo wie ein Reiſender hier ankömmt, wird ſogleich protokollirt, daß der und der, ein Sohn des und des, von der und der Familie, an dem und dem Tage, in dem und dem Monate, des und des Jahres, in der und der Geſellſchaft hier durchpaſſirt ſey. Dadurch verhütet man daß Niemand Geld, oder Effekten, die er andern entwendet hat, fortſchaffen kann, und daß Niemand verloren gehet; denn ſobald Etwas geſtohlen wird, oder ein Reiſender unterwegs mit Tod abgeht, erfährt man ſogleich, welche Bewandniß es damit hat, und daß Vermißte wird dem Kläger, oder deſſen Erben, wieder zugeſtellt. *)

Die Chineſen ſtellen in allen ihren Städten auf öffentlichem Markte einen Stein hin, der zehn Ellen hoch

*) Dieſe nämliche Einrichtung war in älteren Zeiten auch bei den Indiern eingeführt. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß die Chineſen ihre Polizeianſtalten zum Theil von den Indiern entlehnt haben.

iſt. Auf dieſem Steine ſind die Namen aller Arten Arzneimittel eingehauen, nebſt dem Preiſe, um welchen man ſie bekommen kann. Wenn nun arme Leute Arzneimittel nöthig haben, ſo melden ſie ſich bei der Schatzkammer, wo ihnen ſo viel ausgezahlt wird, als die Arznei koſtet.

In China werden (wie gedacht) keine Abgaben von Ländereien erhoben, ſondern der Unterthan zahlt bloß eine gewiſſe Geldſumme, je nachdem er reich und begütert iſt. Wenn ein Kind männlichen Geſchlechts auf die Welt kömmt, ſo wird deſſen Name ſogleich in die königlichen Bücher eingetragen, und wenn es das achtzehnte Jahr erreicht, zahlt es zum erſtenmale Kopfgeld. Wenn aber ein Mann ſein achtzigſtes Jahr zurückgelegt hat, ſo iſt er nicht nur von dieſer Abgabe frei, ſondern er bekömmt noch überdies aus dem öffentlichen Schatze eine Art von Penſion. Die Chineſen ſagen nämlich, dies geſchähe deswegen, weil es die Dankbarkeit erfordere, ihn in ſeinen alten Tagen für dasjenige einigermaaßen zu entſchädigen, was ſie in ſeinen jüngern Jahren von ihm empfangen hätten.

In Indien iſt der Gebrauch eingeführt, daß man einen Menſchen, der wegen eines Verbrechens angeklagt wird, worauf die Todesſtrafe ſteht, zuerſt fragt, ob er die Feuerprobe aushalten wolle; und wenn er dieſe Frage bejahet, ſo macht man ein Eiſen glühend, ſo daß es über und über roth wird. Wenn dies geſchehen iſt, befiehlt man ihm die Hand auszuſtrecken und legt ihm ſieben

Blätter von einem gewiſſen Baume darauf, und auf dieſe Blätter das glühend heiße Eiſen. Hierauf muß er eine Zeitlang vorwärts und rückwärts gehen, und alsdann wirft er das Eiſen ab. Unmittelbar darauf ſteckt man ſeine Hand in einen ledernen Beutel, der mit dem fürſtlichen Siegel zupetſchirt wird. Wenn ſich nun der Angeklagte nach Verlauf von drei Tagen wieder meldet, und die Erklärung von ſich giebt, daß er unbeſchädigt davon gekommen ſey, ſo muß er ſeine Hand vorzeigen. Wenn nun kein Brandfleck daran zu ſehen iſt, ſo wird er für unſchuldig erkläret, und von der angedrohten Strafe freigeſprochen; ſein Ankläger aber muß zur Strafe dem Landesherrn ein Man ſeinen Goldes bezahlen.

Zuweilen kochen ſie Waſſer in einem Keſſel *), bis es ſo heiß iſt, daß man es nicht anrühren darf. Alsdann

*) Dieſer ſonderbare Gebrauch, durch die unmittelbare Appellation an Gott die Wahrheit zu erforſchen, war in älteren Zeiten auch bei mehreren anderen Völkern eingeführt. Sophokles erwähnt deſſen ebenfalls. Wenn einer auf der Küſte von Moſambique wegen eines Kapitalverbrechens angeklagt wird, ſo leckt er zum Beweiſe ſeiner Unſchuld an einem glühenden Eiſen. Die Indier zu Kalikut entſcheiden ihre Streitigkeiten eben ſo. Wenn einer eines Diebſtahls beſchuldigt wird, ſo muß er, nebſt ſeinem Ankläger vor dem Richter erſcheinen, und drei ſeiner Finger in ſiedendes Oel ſtecken, worauf ſelbige ſogleich verbunden werden. Nach drei Tagen wird der Verband wieder aufgemacht, und wenn ſich dann findet, daß ſie verbrüht ſind, ſo wird er zum Tode verurtheilt. Im entgegengeſetzten Falle aber wird dieſes Urtheil über den Ankläger gefällt. Dies alles

werfen ſie einen eiſernen Ring hinein, den der Angeklagte mit der bloßen Hand herausholen muß. Ich ſah, daß einer dies that, ohne ſich im mindeſten zu beſchädigen. Wenn dies der Fall iſt, ſo muß der Kläger ein Man Goldes zahlen.

In Indien herrſcht durchgehends die Gewohnheit, die Todten zu verbrennen. Die Inſel Serendib iſt unter den indiſchen Inſeln die letzte. Wenn der Leichnam eines Königs verbrennt wird, ſo ſpringen ſeine Weiber gewöhnlich ins Feuer, und verbrennen ſich mit ihm. Dies geſchieht aber nicht aus Zwang, ſondern bloß aus freiem Willen.

In Indien giebt es Menſchen, die ſich ein eigenes Geſchäft daraus machen, in Wäldern und Gebirgen zu wohnen, und alles das zu verachten, was ihren Nebenmenſchen das größte Vergnügen macht. Sie eſſen weiter nichts, als wilde Kräuter und Obſtarten, die in den Wäldern wachſen. Einige geben ganz nackend, oder hängen ein Leopardenfell um, bleiben immer auf einem Flecke ſtehen, und richten ihr Antlitz gegen die Sonne. Ich erblickte einſt einen dieſer Menſchen in der eben beſchriebenen Stellung, und als ich nach Verlauf von ſechszehn Jahren wieder nach Indien kam, ſtand er noch immer ſo da, und ich erſtaunte, daß ihn die Sonnenhitze

iſt deſto glaubwürdiger, da ſolches ehedem in unſerem Vaterlande ebenfalls Sitte war. Um ſich hiervon zu überzeugen, darf der Leſer in einem unſerer Gloſſatoren nur das Wort Ordeal nachſchlagen.

nicht des Geſichts beraubt hatte. *) In allen dieſen Reichen haftet die ſouveräne Gewalt auf der königlichen Familie, und iſt von derſelben unzertrennbar; und die nächſten Mitglieder dieſer Familie ſuccediren einander nach der Erbfolge. So giebt es hier auch ganze Familien, die aus Gelehrten, Aerzten, oder ſolchen Handwerksleuten beſtehen, die ſich mit dem Bauweſen beſchäftigen, und keine dieſer Familien vermiſcht ſich mit einer andern, die nicht daſſelbe Geſchäft treibt. Die verſchiedenen Staaten von Indien, ſtehen nicht unter der Herrſchaft eines einzigen Königs, ſondern jede Provinz hat ihren eigenen. Der Balhara iſt aber nichts deſto minder in Indien als der König aller Könige zu betrachten. — Die Chineſen ſpielen gern, und lieben überhaupt alle Arten von Zeitvertreib; die Indier hingegen verſchmähen dergleichen Beluſtigungen, und finden kein Vergnügen daran. Die Chineſen trinken keinen Wein, und können auch den Weineſſig nicht leiden, weil er von Wein gemacht wird. Sie ſagen, wenn ein Köneg gern Wein trinke, ſo verdiene er nicht König zu ſeyn; denn, ſetzen ſie hinzu, wir ſind oftmals mit unſern Nachbarn in Krieg verwickelt, und wie könnten wir uns alsdann darauf verlaſſen, daß ein König, der den Trunk liebt, den Staatsangelegenheiten wohl vorſtehen werde?

*) Daß dergleichen Bußübungen, ſo wundernswürdig oder unglaublich ſie auch ſcheinen mögen, bei den Indianern gebräuchlich ſind, verſichern alle ältere und neuere Reiſebeſchreiber.

Digitized by Google

Die Chineſen beſitzen keine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe. Ihre Religion, und ihre meiſten Geſetze, ſind von den Indiern entlehnt. Sie glauben ſogar, die Indier hätten den Götzendienſt bei ihnen eingeführt, und eben darum halten ſie dieſelben für eine ſehr religiöſe Nation. Jene, wie dieſe, glauben an die Lehre der Seelenwanderung; ſonſt aber weichen ſie in Hinſicht verſchiedener Glaubenslehren von einander ab. Die Indier legen ſich auf die Philoſophie und Arzneikunſt, und die Chineſen verſtehen ſich auch ein wenig auf die Medizin; ihre ganze Kunſt beſchränkt ſich aber hauptſächlich auf das Brennen mit einem glühenden Eiſen, oder das Kauteriſiren. Sie beſitzen auch einige oberflächliche Kenntniß von der Aſtronomie, wiewohl übrigens die Indier auch in dieſem Betracht die Chineſen weit übertreffen. Ich glaube kaum, daß unter dieſen beiden Nationen nur ein einziger Menſch anzutreffen iſt, der ſich zur muhammedaniſchen Religion bekennt, oder Arabiſch ſpricht.

China iſt ein anmuthiges und fruchtbares Land. In den meiſten indiſchen Provinzen giebt es keine Städte; in China hingegen giebt es deren ſehr viele, die einen großen Umfang haben und ſtark befeſtigt ſind. In China iſt das Klima der Geſundheit mehr zuträglich, und das Land ſelbſt iſt weniger moraſtig. Auch die Luft iſt von beſſerer Beſchaffenheit, und ſelten wird man einen Menſchen gewahr, der blind iſt, oder an einer Augenkrankheit leidet. Dieſer nämlichen Vorzüge haben ſich auch einige indiſche Provinzen zu erfreuen. Die Flüſſe in dieſen beiden Ländern ſind ſehr groß, und übertreffen

bei weitem unſere größten Ströme. In dem einen wie in dem andern Lande fällt ſehr viel Regen. In Indien giebt es viele wüſte Gegenden; in China aber iſt das ganze Land von einem Ende bis zum andern mit Menſchen angefüllt.

Jenſeits des Continents von China, kömmt man in ein Land, das nach ſeinen Einwohnern, einem türkiſchen Volksſtamme, Tagazgaz genannt wird; ſo auch in das Land Kakhan, oder Tibet, welches an das Land der Türken gränzt. *) Die Inſeln Sila ſind von weißen Menſchen bewohnt, die dem Kaiſer von China Geſchenke ſenden, und ſteif und feſt glauben, wenn ſie ihm keine Geſchenke zuſchickten, ſo würde der Regen des Himmels nicht auf ihr Land fallen. Von unſern Leuten iſt Niemand im dieſen Lande geweſen, der uns einige Nachricht davon mittheilen könnte.

Anmerkung.

Dies iſt nun die Nachricht des erſten unſerer arabiſchen Berichtgeber, ſo weit ſie noch vorhanden iſt. Es dürfte wohl nicht undienlich ſeyn, hier zur Erläute-

*) Wir müſſen uns vorſtellen, als befänden ſich die Völker, von welchen hier die Rede iſt, noch in ihrer Heimath, und in eben dem Zuſtande, wie vor jener Zeitperiode, wo ſie in das Land Irak (Perſien) einfielen, und ſich noch nicht zur Muhammedaniſchen Religion bekennten. Dies iſt um

rung des vorſtehenden Aufſatzes noch einige Bemerkungen anzubringen, und uns auf das, was nun gleich folgen wird, vorzubereiten.

Wir wiſſen bereits, daß dieſe Erzählung im Jahr der Hedſchra 237 (nach Chriſti Geburt 851) verfaßt wurde, und wiewohl dieſer Umſtand erſt in dem nächſtfolgenden Aufſatze zu unſerer Notiz gelangt, ſo iſt es doch höchſt wahrſcheinlich, daß er auf dem erſten Blatte des vorliegenden enthalten war, welches in der Handſchrift fehlt. Ob ſie nun gleich aus dieſem Zeitalter herrührt, ſo läßt ſich doch nicht anders vermuthen, als daß unſer Autor ſeine erſte Reiſe nach Indien wenigſtens zwanzig Jahre früher gemacht habe; denn er ſagt uns ausdrücklich, daß er ſechzehn Jahre nachher zum zweiten Male dahin gereiſet ſey; und wir gehen gewiß nicht zu weit, wenn wir annehmen, daß von der Zeit an, wo er ſich zum erſtenmal auf den Weg machte, aus Indien zurückkehrte, und dieſen Aufſatz niederſchrieb, vier Jahre verfloſſen ſind. Dieſer Berechnung zu Folge, fällt ſeine erſte Reiſe in das Jahr der Hedſchra 217 (nach Chr. Geb. 833) und die zweite in das Jahr der Hedſchra 235 (nach Chr. Geb. 849).

Was die Veranlaſſung zu ſeinen Reiſen betrifft, ſo kömmt in dieſer Erzählung nicht das mindeſte vor, das uns hierüber einigen Aufſchluß geben könnte. Indeß iſt

ſo nöthiger, weil man ſonſt leicht den jetzigen Zuſtand der Dinge mit dem damaligen, und die heutigen Türken mit ihren Vorfahren, verwechſelt.

es allerdings ſehr wahrſcheinlich, daß ihn bloß Handelsgeſchäfte veranlaßten, ſich den damit verbundenen Mühſeligkeiten auszuſetzen; denn es iſt kaum denkbar, daß er eine ſo langwierige Reiſe zum zweiten Male bloß aus Neugierde und in der Abſicht unternommen haben ſollte, ſich noch genauer mit jenen Völkern bekannt zu machen, die er bereits auf ſeiner erſten Reiſe kennen gelernt hatte. Ueber die Form dieſes Aufſatzes, wie über die Schreibart, worin dieſelbe abgefaßt iſt, läßt ſich eben nicht viel ſagen; und dennoch kann ich nicht unterlaſſen, über beide ein paar Worte beizufügen. Die Methode des Verfaſſers iſt freilich nichts weniger als regelmäßig, und verdient folglich kein ſonderliches Lob; indeß kann man doch aber auch nicht geradezu über ihn abſprechen; denn da die Einleitung fehlt, ſo läßt ſich nicht beſtimmt angeben, welchen Plan er bezweckte, und folglich können wir auch nicht wiſſen, ob und in wie fern er ſeine Abſicht erreicht hat, oder nicht. So viel liegt deutlich am Tage, daß er ſich vorgenommen hatte, eine Parallele zwiſchen den Indiern und Chineſen zu ziehen; wenigſtens macht er ſogleich den Anfang damit, nachdem er die gewöhnliche Fahrt von Sirak nach China beſchrieben hat. In dieſem Betrachte iſt ſein Aufſatz noch immer regelmäßig genug. Was den Styl anlangt, ſo iſt derſelbe ganz kunſtlos und einfach; man bemerkt darin nicht das geringſte von jener ſchwülſtigen und hyperboliſchen Beredtſamkeit, die ſonſt den morgenländiſchen Schriftſtellern eigen iſt. Man erlaube mir, bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung zu machen, daß die Araber, wie mehrere andere Nationen, erſt in neuern Zeiten in

dieſen Fehler verfielen, nachdem ſie ihre Rhetorik und Dichtkunſt mehr ausgebildet hatten, als in den erſten Zeitaltern des von ihnen gegründeten Reichs.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß dieſe Schrift ſogleich nach ihrer erſten Erſcheinung überall mit dem größten Beifalle aufgenommen ward; und daß ſie ſich viele Jahre hindurch in dieſem guten Rufe erhalten habe, ſolches erhellet aus dem zweiten Aufſatze, welchen wir unſern Leſern ſogleich vorlegen werden. Es ſcheint, als wenn vielleicht ein Regent, oder ſonſt ein vornehmer Mann, dem Verfaſſer dieſer Blätter, nachdem man mit den Angelegenheiten der Chineſen näher bekannt geworden war, den Auftrag ertheilt habe, dieſen Aufſatz nochmals durchzuſehen, und zu zeigen, in wie fern die darin angeführten Thatſachen durch ſpätere Nachrichten beſtätigt, oder widerlegt werden. Zu welcher Zeit dies geſchehen ſeyn möge, wiſſen wir nicht, da ſolches aus der Vergleichung beider Piecen eben ſo wenig hervorgeht, als uns der gelehrte und ſcharfſinnige Kritiker, der dieſelben an das Licht geſtellt hat, hierüber einigen Aufſchluß ertheilt. Die Handſchrift, von welcher der Abbé Renaudot Gebrauch machte, iſt wahrſcheinlich älter als vom Jahr der Hedſchra 569, das dem Jahr Chriſti 1173 entſpricht; und die erläuternde Abhandlung iſt zuverläſſig lange vor jenem Zeitpunkte geſchrieben. — Wir haben in unſern Anmerkungen gezeigt, daß Ebn Wahab im Jahr der Hedſchra 285 (nach Chriſti Geburt 898) eine Reiſe nach China machte; da uns der Verfaſſer des letztern Aufſatzes verſichert, daß er dieſen

Mann nach ſeiner Zurückkunft geſprochen, und die Nachrichten, welche er darin anführt, von ihm erhalten habe, ſo folgt, daß das Buch ſelbſt wenigſtens zwei hundert Jahre älter ſeyn müſſe, als das vom Abbé Renaudot überſetzte und in Druck gegebene Manuſcript. Wahrſcheinlich iſt es ſechzig bis ſiebenzig Jahre früher verfaßt worden, als vorſtehender Reiſebericht.

Dies iſt Alles, was ſich, nach dem mühſamſten Nachforſchen, über die ſo ſchätzbaren Bruchſtücke des Alterthums ſagen läßt. Wir wollen daher den geneigten Leſer nicht länger abhalten, den Aufſatz ſelbſt zu durchleſen, der in der Urſchrift folgenden Titel führt: Vorrede des zweiten Autors, zur Beſtätigung deſſen, was der erſte erzählt hat.

Aufſatz des Abu Zeidal Haſan von Siraf, über die Reiſe nach Indien und China.

Nachdem ich das Buch auf das ſorgfältigſte unterſucht habe, deſſen Durchſicht mir aufgetragen wurde, um dasjenige, was der Autor erzählt, zu beſtätigen, wenn ſolches mit dem übereinſtimmt, was ich in Betreff der Angelegenheiten zur See, der an der Küſte liegenden Königreiche, und des Zuſtandes dieſer Länder vernommen habe, und dasjenige, was mir in dieſer Hinſicht aus anderweitigen Nachrichten bekannt iſt, und nicht in dieſem Buche ſteht, beizufügen: ſo finde ich, daß ſolches im Jahr der Hedſchra 237 geſchrieben iſt, und daß die Nachrichten, welche der Verfaſſer von Seeſachen

giebt, zu ſeiner Zeit ihre Richtigkeit hatten, und mit dem übereinſtimmen, was mir Kaufleute, die durch dieſe Meere nach Irak geſchifft ſind, erzählt haben. Auch finde ich, daß der Autor dies Alles, nur einige wenige Stellen ausgenommen, der Wahrheit gemäß niedergeſchrieben hat.

Er erzählte uns, daß nach der Hand alles in China eine ganz andere Geſtalt angenommen habe; und da man ſo mancherlei Gründe angiebt, weshalb die Reiſen nach China unterbrochen, das Land zu Grunde gerichtet, mehrere Gebräuche ganz abgeſchafft, und das Reich zertheilt worden ſey, ſo will ich hier die Urſachen dieſer Revolution anzeigen, ſo weit mir dieſelben bekannt ſind. *)

*) Die Nachricht, welche uns hier von dem Verfaſſer mitgetheilt wird, dient zu einem überzeugenden Beweiſe, daß man zu ſeiner Zeit allgemein glaubte, der Handel nach China ſey nicht nur uralt, ſondern zugleich auch von der äußerſten Wichtigkeit, ſo daß man jeden Umſtand, wodurch der Friede in dieſem Lande unterbrochen wurde, als eine Sache betrachtete, wobei alle morgenländiſche Völkerſchaften intereſſirt wären. Wer hätte dies wohl geglaubt, ehe dieſe Reiſeberichte bekannt wurden? Wer hätte nur vermuthet, daß die Staatsangelegenheiten China's den Arabern ſo genau bekannt wären? Wenn man alle dieſe Umſtände reiflich erwägt, ſo bleibt wohl kaum noch ein Zweifel übrig, daß wir unſere guten Urſachen hatten, als wir behaupteten, daß ſich ſowohl China als Indien ſchon lange vor dieſem Zeitpunkte in einem ſehr blühenden Zuſtande befanden, ſowohl was ihren auswärtigen Handel als ihre innere Verfaſſung anlangt.

Digitized by Google

Die fürchterlichen Unruhen, wodurch dieſes Reich zerrüttet, Recht und Gerechtigkeit gehemmt, und die Schiffahrt von Siraf nach China unterbrochen worden iſt, hatten folgende Veranlaſſung: Ein Offizier, der wegen der Stelle, die er begleitete, in ſehr großem Anſehen ſtand, ob er gleich nicht von der königlichen Familie abſtammte, erregte vor einiger Zeit einen Aufruhr. Der Name dieſes Mannes war Baichu, und er machte damit den Anfang, daß er im Lande Feindſeligkeiten ausübte, und ſich mit Beihülfe ſeiner Truppen, zum größten Nachtheile der Einwohner, verſchiedener Plätze bemächtigte. Endlich machte er ſich durch ſeine Freigebigkeit einen großen Anhang, raffte eine Menge Landſtreicher und liederliches Geſindel zuſammen, und bildete daraus ein anſehnliches Truppenkorps.

Als er nun ſein Kriegsheer auf dieſe Art verſtärkt hatte, und ſich dadurch in Stand geſetzt ſah, alles, was er nur wollte, zu unternehmen, ſo legte er die Abſicht an den Tag, ſich das ganze Reich unterwürfig zu machen. Er gieng daher geradeswegs auf Kanfu los, eine der anſehnlichſten Städte in China, in deren Haven damals alle arabiſche Kauffahrer einlaufen mußten. Dieſe Stadt liegt an einem ſehr großen Fluſſe, und zwar einige Tagreiſen weit von der Einfahrt, ſo daß es daſelbſt nie an friſchem Waſſer fehlt. Die Einwohner machten vor dem Rebellen die Thore zu, ſo daß er ſich entſchlieſſen mußte, den Ort zu belagern, und dieſe Belagerung nahm ziemlich viel Zeit weg. Dies geſchah im Jahr der Hedſchra 264 (im Jahr Chriſti 877).

Endlich bemächtigte er ſich der Stadt, und ließ alle Einwohner über die Klinge ſpringen. Es giebt Leute, die mit den Vorfällen in China ſehr genau bekannt ſind, und dieſe verſichern, es wären außer den Chineſen, die bei dieſer Gelegenheit ermordet wurden, hundert und zwanzig tauſend Muhammedaner, Juden, Chriſten und Parſen, ums Leben gekommen, die ſich wegen Handelsgeſchäften daſelbſt aufgehalten hätten. Dieſe angegebene Zahl derer, die ſich zu dieſen vier verſchiedenen Religionen bekannten, und bei dieſer Gelegenheit ihr Leben einbüßten, iſt deswegen nicht zu bezweifeln, weil die Chineſen von allen dieſen Religionsparteien ſehr genaue Verzeichniſſe beſitzen.

Ferner ließ er alle Maulbeerbäume, wie überhaupt beinahe alle andere Bäume an der Erde weghauen. Wenn hier die Maulbeerbäume beſonders erwähnt werden, ſo geſchieht ſolches deswegen, weil ſich die Chineſen die Wartung derſelben ganz vorzüglich angelegen ſeyn laſſen, um die Blätter zu gewinnen, die der Seidenraupe zur Nahrung dienen. Jene Verheerung hatte die Folge, daß es an Seide fehlte, und daß der Handel, welcher mit dieſem Waarenartikel nach allen jenen Ländern getrieben wurde, die unter der Herrſchaft der Araber ſtehen beinahe ganz aufgehört hat. Als er nun Kanfu geplündert und verheeret hatte, bemächtigte er ſich auch noch anderer Städte, die er der Reihe nach angriff; denn der Kaiſer von China war nicht im Stande, ſeinen Fortſchritten Einhalt zu thun. Endlich gieng er ſogar auf die Hauptſtadt los, welche Kumdan genannt

wird, Der Kaiſer verließ ſeine Reſidenz und flüchtete ſich eiligſt nach Hamdu, einer Stadt, die an der Gränze von Tibet liegt.

Der Rebell, den das Glück ſeiner Waffen und der Beſitz ſo vieler eroberten Provinzen, mehr und mehr aufblähte, fiel nun auch noch über andere Städte her, und zerſtörte ſie, nachdem er zuvor die meiſten Einwohner hatte niederhauen laſſen, um in dieſem Gemetzel alle Zweige der kaiſerlichen Familie zu vertilgen, damit Niemand mehr übrig bliebe, der im Stande wäre, mit ihm um die Herrſchaft zu ſtreiten. Von dieſer Revolution ſowohl, als von der gänzlichen Verwüſtung des chineſiſchen Reichs, welche noch immer fortdauert, wurden wir frühzeitig benachrichtigt.

So ſtanden die Sachen; Alles gieng dem Rebellen zu Glück, und Niemand getraute ſich ihm die Spitze zu bieten. *)

*) Es iſt eine ſehr mißliche Sache, ſich mit der Chronologie des chineſiſchen Reichs zu befaſſen, und der gelehrte Herausgeber dieſer Reiſeberichte, geſteht ſelbſt, daß er nicht im Stande ſey, über dieſe Revolution befriedigende Auskunft zu geben. Indeß hat uns Pater du Halde, vermittelſt ſeiner Geſchichte von China in den Stand geſetzt, dieſe Materie wo nicht ganz zu berichtigen, doch ziemlich nahe an die Wahrheit zu rathen. Er erzählt nämlich, daß unter der Regierung des Kaiſers Hi Tſong, des achtzehnten von der Dynaſtie Tong, die Staatsangelegenheiten von China in die größte Unordnung gera-

Endlich ſchrieb der Kaiſer von China an den König von Tagazgaz in Turkiſtan, deſſen Beſitzungen nicht nur an die ſeinigen gränzten, ſondern der auch noch überdies durch Verheurathung mit ihm verwandt war. Zu gleicher Zeit ſchickte er eine Geſandtſchaft an ihn, mit dem Erſuchen, daß er ihm behülflich ſeyn möchte, den Rebellen zu Paaren zu treiben. Hierauf ſchickte der König von Tagazgaz ſeinen Sohn, und zwar an der Spitze einer großen Armee, mit dem Auftrage, den Rebellen zu bekämpfen; welcher denn auch nach mehrern Schlachten und unaufhörlichen Scharmützeln, aus dem Felde geſchlagen, und gänzlich beſiegt

then wären. Dies ſey daher gekommen, weil man den Unterthanen unerſchwingliche Abgaben auferlegt habe, und weil noch überdies eine Hungersnoth ausgebrochen ſey, die durch das Austreten der Flüſſe, und eine ungeheure Menge Heuſchrecken verurſacht worden wäre, welche die Feldfrüchte völlig aufgezehrt hätten. Mittlerweile wären in den Provinzen verſchiedene Empörungen entſtanden, die einen gewiſſen Rebellen, Namens Hoan Tſin veranlaßt hätten, ſich an die Spitze der Mißvergnügten zu ſtellen, und zwar mit ſo glücklichem Erfolge, daß er den Kaiſer aus ſeiner Reſidenzſtadt vertrieben, und ſich derſelben bemächtigt habe. Nachher aber ſey er geſchlagen, und der Kaiſer wieder eingeſetzt worden. Es iſt freilich nicht zu läugnen, daß zwiſchen der Zeitangabe, nach welcher unſer Autor den Ausbruch dieſer Revolution feſtſetzt, und jener des Pater du Halde, ein Unterſchied von ungefähr zwanzig Jahren ſtatt findet; wahrſcheinlich wird aber der Leſer mit mir darüber einverſtanden ſeyn, daß dies dieſelbe Revolution war, wovon in unſerem Texte Erwähnung geſchieht.

Digitized by Google

wurde. Wo er hingekommen iſt, hat man nie mit Gewißheit erfahren können. Einige glauben, er ſey auf dem Wahlplatze geblieben; andere ſind hingegen der Meinung, daß er auf andere Art ſein Leben eingebüßt habe.

Der Kaiſer von China kehrte hierauf nach Kumdan zurück; und ob er gleich äußerſt geſchwächt, auch wegen der Verwirrung ſeiner Finanzen, des Verluſtes ſeiner Feldherrn und beſten Truppen, wie überhaupt wegen aller zeither erlittenen Unglücksfälle, ſehr niedergeſchlagen war, ſo bemächtigte er ſich dennoch aller Provinzen, die man ihm entriſſen hatte. Bei dem Allen vergriff er ſich nicht an dem Eigenthume ſeiner Unterthanen, ſondern begnügte ſich bloß mit dem, was er noch in ſeinen Geldkaſten fand, und mit den Ueberbleibſeln der Staatskaſſe. Seine Verhältniſſe machten es ihm zur unvermeidlichen Nothwendigkeit, Alles anzunehmen, was ihm ſeine Unterthanen darbrachten, und Nichts von ihnen zu verlangen, als pünktliche Befolgung ſeiner Befehle und Verordnungen. Hauptſächlich mußte er ſich in Acht nehmen, Geld von ihnen zu erpreſſen; denn die Gouverneurs hatten ſie bereits völlig ausgeſogen.

Sonach verhielt es ſich mit China, wie mit dem Reiche Alexanders des Großen, als derſelbe, nach der Niederlage und dem Tode des Darius *) die Pro-

*) Alle morgenländiſche Schriftſteller haben dies mit einander gemein, daß ſie von der Zerſtückelung des Reichs, welches

vinzen, welche er den Perſern abgenommen hatte, unter ſeine Feldherrn vertheilte, und dieſe ſich zu eben ſo vielen Königen aufwarfen. Denn, nun machten immer zwei und zwei chineſiſche Prinzen gemeinſchaftliche Sache mit einander, um einen dritten zu bekriegen; und wenn die ſtärkern den ſchwächern überwunden, und ſich ſeiner Provinz bemächtigt hatten, ſo plünderten ſie dieſelbe rein aus, verheerten Alles mit Feuer und Schwerdt, und fraßen die Unterthanen des überwundenen Fürſten ohne Gnade und Barmherzigkeit auf; denn ihre Religion geſtattet ihnen, dergleichen Grauſamkeiten zu verüben, und erlaubt ihnen ſogar, Menſchenfleiſch auf öffentlichem Markte zu verkaufen.

Aus dieſer allgemeinen Verwirrung entſprangen natürlicher Weiſe allerlei Ungerechtigkeiten gegen die Kaufleute, wovon immer eine auf die andere folgte,

Alexander der Große gegründet hatte, ganz andere Nachrichten ertheilen, als die Griechen; und daß die Begriffe, welche ſie ſich davon machten, aus den älteren Zeiten herrührten, das erhellet aus einer Stelle im erſten Buche der Makkabäer, in welcher der Verfaſſer die Eroberung des perſiſchen Reichs, durch Alexander den Großen beſchreibt, und ſodann dieſe merkwürdigen Worte hinzuſetzt: „Da er nun die Königreiche innen hatte, ward er ſtolz, und fiel in Krankheit. Da er aber merkte, daß er ſterben würde, forderte er zu ſich ſeine Fürſten, die mit ihm von Jugend auf erzogen waren, und ſetzte ſie zu Hauptleuten über die Länder bei ſeinen Lebzeiten. 1 Makkab. 1, 5, 6.

Digitized by Google

und eben dadurch gleichſam rechtskräftig wurde. Keine Bedrückung war ſo hart, keine Behandlung ſo ſchlecht, die man ſich nicht gegen die Araber erlaubte, und gegen die Eigenthümer der Schiffe. Man erpreßte von den Kaufleuten ungewöhnliche Abgaben, bemächtigte ſich ihrer Effekten, und behandelte ſie überhaupt auf eine Art, die den von Alters her üblichen Gebräuchen ſchnurſtracks entgegen war. Gott beſtrafte ſie aber dafür, indem er ihnen in jedem Betrachte ſeinen Segen entzog; beſonders dadurch, daß nach ſeinen Fügungen die Schiffahrt ganz in Verfall gerieth, und die Kaufleute ſcharenweiſe nach Siraf und Oman zurückkehrten. Dies Alles geſchah nach dem Willen des Allmächtigen, des Herrn, der Alles regiert, und deſſen Name gebeneidelt ſey!

Der Verſchnittene, oder Statthalter, und die vornehmſten Beamten, tragen köſtliche Kleider von Seide, die ſo fein iſt, als man keine in dem Lande, das von den Arabern beherrſcht wird, zu ſehen bekömmt. So ſehr wird ſie von den Chineſen geſchätzt. Einer der angeſehenſten Kaufleute, deſſen Ausſage allen Glauben verdienet, erzählt unter andern, er habe einſtmals einem Verſchnittenen ſeine Aufwartung gemacht, der von dem Kaiſer nach Kanfu geſchickt worden ſey, um für denſelben einige Waaren einzukaufen, die aus dem Lande der Araber hieher gebracht werden. Bei dieſer Gelegenheit habe er an dem Verſchnittenen eine kurze Jacke bemerkt, die unter einer andern ſeidenen Jacke hervorgeguckt habe, und dieſe wieder unter zwei ähnlichen Jacken. Da nun

der Verſchnittene gewahr geworden ſey, daß er ſeinen Anzug mit unverwandten Augen betrachte, ſo habe er zu ihm geſagt: Ich ſehe, daß du mit ſtarrem Blicke meinen Leib betrachteſt; was ſoll dies bedeuten? Verwunderungsvoll habe der Kaufmann ſogleich geantwortet: Ich erſtaune über die Schönheit der kurzen Jacke, die unter deinen anderen Kleidungsſtücken hervorguckt! Hierauf habe ihm der Verſchnittene ſeinen Hemdärmel dargereicht, und geſagt: Sieh einmal zu, wie viele Kleidungsſtücke ich darüber anhabe! Dies habe der Kaufmann gethan, und deren fünf gezählt, immer eines über dem andern; und die kurze Jacke, oder das Wamms, ſey das unterſte geweſen. Dieſe Kleidungsſtücke werden von roher Seide gewebt, die nie gewaſchen oder beſchmuzt worden iſt; und die Fürſten oder Gouverneurs, tragen noch köſtlichere Kleider, von dem allerfeinſten Gewebe.

Es war einmal ein Mann vom Stamme Kordiſh Namens Ebn Wahab, ein Nachkomme des Hebar, Sohn des Al Aſud, und er wohnte zu Baſra. Dieſer Mann floh von Baſra, als dieſe Stadt geplündert wurde, und kam nach Siraf, wo er ein Schiff ſah, das in Bereitſchaft war nach China zu ſegeln. Er kam auf den Einfall, ſich an Bord dieſes Schiffs zu begeben, und fuhr auf demſelben nach China, wo er in der Folge aus Neugierde an den kaiſerlichen Hof reiſete. Er verließ daher Kanfu und kam nach einer Reiſe von zwei Monaten zu Kumdan an. Hier hielt er ſich geraume Zeit am Hofe des Kaiſers auf, und überreichte demſelben

verſchiedene Bittſchriften, worin er ihm zu erkennen gab, daß er von der Familie des Propheten der Araber abſtamme. Der Kaiſer ließ ihn ziemlich lange warten, gab aber endlich Befehl, ihm eine Wohnung anzuweiſen, und ihn mit Allem, was er bedürfe, zu verſorgen. Als dies geſchehen war, ließ der Kaiſer an den Gouverneur von Kanfu ein Schreiben ergehen, worin er ihm auftrug, ſich ſo genau als möglich zu erkundigen ob der Kaufmann ſeinem Vorgeben nach, wirklich mit dem Propheten der Araber verwandt ſey. Da nun der Gouverneur in ſeiner Antwort die Wahrheit deſſen, was der Kaufmann, in Betreff ſeiner Abkunft geſagt hatte, bekräftigte, ſo ertheilte ihm der Kaiſer eine Audienz, und überhäufte ihn mit Geſchenken, worauf er nach Irak zurükkehrte. *)

*) Es iſt in der That etwas auffallend, daß ſich der Abbé Renaudot nicht die geringſte Mühe gab, die Zeit zu beſtimmen, wenn dieſer Araber nach China reiſte, beſonders, da in obiger Erzählung ein Umſtand vorkömmt, nach welchem ſich dieſelbe ziemlich genau angeben läßt; nämlich die Plünderung Baſſora's, die ihn zu dem Entſchluſſe bewogen haben ſoll, ſich nach Siraf zu begeben. Um dieſen Defect zu ergänzen, habe ich den Abul Faraſchs zu Rathe gezogen, und gefunden, daß ſich im Jahr der Hedſchra 285 (n. Chr. Geb. 898) ein gewiſſer Abu Said gegen den Kalifen empörte, und Baſſora mit Feuer und Schwerdt verheerte, weshalb man nachher die Stadt mit Mauern und Feſtungswerken umgab, wozu ein Koſtenaufwand von vierzehn Tauſend Goldſtücken erforderlich war. Der damalige Kalif hieß Al Mohated, und nach der Erzählung des Elmacin, war zu ſeiner Zeit alles in der größten Verwir-

Dieſer Mann war zu der Zeit, als wir ihn kennen lernten, zwar hoch in die Jah[illegible] aber noch ſeiner Sinne mächtig, und bei völlig geſundem Verſtande. Er erzählte uns, als er bei dem Kaiſer zur Audienz geweſen ſey, habe derſelbe in Betreff der Araber allerlei Fragen an ihn gethan, und unter andern auch die, wie es zugegangen ſey, daß ſie das Reich der Perſer zerſtöret hätten. Ebn Wahab gab ihm zur Antwort, dies ſey unter dem Beiſtande Gottes geſchehen, und zwar deswegen, weil die Perſer Götzendiener wären, welche die Sterne, die Sonne und Mond anbeteten, ſtatt den wahren Gott zu verehren.

Der Kaiſer erwiederte hierauf, die Araber hätten das herrlichſte Reich auf der ganzen Welt erobert. Es ſey unter allen am beſten angebaut, das reichſte, berühmteſte, und dasjenige, welches eine Menge der beſten Köpfe hervorbringe. Dann ſprach er: Was denken denn deine Landsleute mit den andern Königen der Erde zu machen? Worauf der Araber antwortete, er wiſſe dies nicht. Alsdann ſagte der Kaiſer zu ſeinem Dollmetſcher: „Sage ihm, bei uns „ſtänden nur fünf Könige in Achtung. Der, deſſen „Reich den weiteſten Umfang hat, iſt der Beherrſcher

rung; und dieſer Schriftſteller gedenkt jener Rebellion ebenfalls. Die Angabe ſtimmt mit dem übrigen Theile der Geſchichte ganz überein, inſonderheit aber mit den Gründen, die den alten Mann bewogen, ſein Vaterland zu verlaſſen, und die er in ſeiner Unterredung mit dem Kaiſer von China ausführlich angiebt.

Digitized by Google

„von Irak; denn ſein Land liegt mitten in der Welt, „und iſt ringsum von den Beſitzungen anderer Könige „umgeben; und wir finden, daß er der König der Kö= „nige genannt wird. Als den nächſten nach ihm, be= „trachten wir unſern hier gegenwärtigen Kaiſer, und wir „finden, daß man ihn den König der Menſchen nennet; „denn kein König hat eine uneingeſchränktere Gewalt „über ſeine Unterthanen; auch giebt es kein Volk unter „der Sonne, das ſich unterwürfiger gegen ſeinen Sou= „verän bezeigt, und ihm mehr gehorcht, als die Einwoh= „ner dieſes Landes. Wir ſind daher, in dieſem Betrachte, „der König der Menſchen. Auf uns folgt der König der „Türken, deſſen Reich an das unſerige gränzt, und „wir nennen ihn den König der Löwen. Der nächſte „nach ihm, iſt der König der Elephanten; denn „ſo wird der König von Indien genannt. Man „nennt ihn auch den König der Weisheit, weil er „von den Indiern abſtammt. Und der letzte unter die= „ſen Königen, iſt der König von Griechenland, wel= „chen wir den König der Männer nennen; denn auf der „ganzen Oberfläche der Erde findet man keine Mannsper= „ſonen, die geſitteter ſind und ein ſtattlicheres Anſe= „hen haben, als ſeine Unterthanen. Dies fügte er „noch hinzu, ſind die berühmteſten unter allen Köni= „gen, zwiſchen welchen und andern gar kein Vergleich „ſtatt findet."

Alsdann, fuhr Ebn Wahab in ſeiner Erzählung fort, ließ er mich durch ſeinen Dollmetſcher fragen, ob ich wohl meinen Herrn und Meiſter und (nämlich den Pro=

pheten Mahommed) kennte, und ob ich ihn geſehen hätte? Ich antwortete: Wie ſollte ich ihn geſehen haben, da er bei Gott iſt? Er verſetzte: Das iſt es nicht, was ich meine; ich frage dich bloß, ob du nicht weißt, wie er ungefähr ausgeſehen hat! Ich erwiederte, er ſey ein ſehr ſchöner Mann geweſen. Hierauf ließ er einen großen Kaſten herbeiholen, ſchloß ihn auf, nahm einen andern darin befindlichen Kaſten heraus, ſtellte denſelben vor mir hin, und ſagte zum Dollmetſcher: Zeige ihm ſeinen Meiſter und Herrn! Und ich ſah in dem Kaſten die Bildniſſe der Propheten, und bewegte meine Lippen, um in der Stille mein Gebet zu verrichten und ihr Andenken zu ſegnen.

Der Kaiſer hatte ſich nicht vorgeſtellt, daß ich ſie wieder erkennen würde. Er ſagte daher zu ſeinem Dollmetſcher: Frage ihn, warum er die Lippen bewegt! Ich antwortete: ich betete, zur Erinnerung der Propheten. — Woran kenneſt du ſie denn? fragte der Kaiſer. Ich gab ihm zu verſtehen, daß ich ſie an den Abbildungen aus ihrer Geſchichte erkennte. Das iſt Noah in der Arche, ſagte ich, der mit denen, die er bei ſich hatte, vom Verderben gerettet wurde. Hierauf ſagte der Kaiſer: Du irreſt dich nicht in dem Namen des Noah und haſt ihn ganz richtig angegeben; was aber die allgemeine Sündfluth anlangt, ſo wiſſen wir nichts davon. Es hat zwar ſeine Richtigkeit, daß eine große Ueberſchwemmung einen Theil der Erde bedeckte; ſie erſtreckte ſich aber nicht bis an unſer Land, und nicht einmal bis nach Indien. Hierauf ſagte ich ihm meine

Digitized by Google

Meinung, und ſuchte ſeine Einwürfe zu widerlegen, ſo gut ich konnte. Der da, fuhr ich fort, iſt Moſes mit ſeinem Stabe, und dies ſind die Kinder Iſrael. Er war mit mir einverſtanden, daß ihr Land einen ſehr kleinen Umfang gehabt habe; ſo auch über die Art und Weiſe, wie Moſes die ehemaligen Bewohner deſſelben von der Erde vertilgte. Hierauf ſagte ich: Der da iſt Jeſus, der auf einem Eſel reutet, und hier ſind ſeine Apoſtel, die neben ihm hergehen. Er hat nicht lange auf Erden verweilt, ſagte der Kaiſer, denn er ſah, daß Alles, was er hier zu thun hatte, nach Verlauf von etwas mehr als dreißig Monden vollbracht war.

Hierauf that er folgende Frage an mich: Wie alt glaubſt du denn wohl, daß die Welt ſey? Ich antwortete, die Meinungen über dieſen Punkt ſeyen ſehr verſchieden. Einige hielten dafür, ſie ſey ſechstauſend Jahre alt; andere geſtänden ihr kein ſo hohes Alter zu; noch andere glaubten, daß ſie viel älter ſey; nach meiner Ueberzeugung ſey ſie aber ganz gewiß ſo alt, wie ich geſagt hätte. Hier ſchlug der Kaiſer, nebſt ſeinem Premierminiſter, ein helles Gelächter auf, und der Kaiſer machte gegen meine Behauptung allerlei Einwürfe. Endlich ſprach er: Was lehrt denn dein Prophet in Betreff dieſes Gegenſtandes? Sagt er das Nämliche, was du ſagſt? Hier ließ mich mein Gedächtniß im Stiche, ich behauptete aber, er ſage das Nämliche.

Der Kaiſer fügte noch außerdem Manches hinzu,

Digitized by Google

deſſen ich mich aber, wegen Länge der Zeit, jetzt nicht mehr erinnern kann. Endlich fragte er mich: Was iſt denn die Urſache, daß du dich von deinem Könige entfernt haſt, da du ihm doch, nicht nur in Anſehung deines Wohnorts, ſondern auch wegen Blutsverwandtſchaft, weit näher biſt, als uns? — Hierauf gab ich ihm Auskunft über die Revolution zu Baſſora, und wie ich nach Siraf gekommen ſey, wo eben ein Schiff in Bereitſchaft gelegen habe, nach China zu ſegeln. Da ich nun von der Herrlichkeit ſeines Reichs gehöret hätte, und von dem Ueberfluſſe, der daſelbſt herrſche, ſo ſey das Verlangen in mir entſtanden, dieſes Land zu beſuchen, und Alles ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Nun würde ich aber, ſo bald als möglich, in mein Vaterland und in das Reich meines Vetters zurückreiſen, und Alles treulich erzählen, was mir von der Pracht und dem Reichthume des chineſiſchen Reichs, ſo wie von dem außerordentlich großen Umfange ſeiner Provinzen, bekannt geworden ſey; inſonderheit aber würde ich es dankbar zu rühmen wiſſen, daß man mich hier mit ſo vorzüglicher Güte behandelt habe. Dies Alles ſchien dem Kaiſer ungemein viel Vergnügen zu machen.

Wir erkundigten uns bei Ebn Wahab nach Allerlei, das die Stadt Kumdan betraf, wo der Kaiſer ſein Hoflager hat. Er erzählte, dieſe Stadt habe einen ſehr großen Umfang, und ſey außerordentlich ſtark bevölkert. Eine lange und ſehr breite Straße ſondere dieſelbe in zwei Theile ab. Der Kaiſer, ſeine vornehmſten Miniſter, das Militär, der oberſte Richter, die Ver-

ſchnittenen, und Alles was zum kaiſerlichen Hoflager gehöre, wohne in dem Theile der Stadt, welcher rechter Hand, nach Oſten zu, liege. Die gemeinen Leute hätten nicht den mindeſten Verkehr mit ihnen, und dürften ſich nie an den Plätzen ſehen laſſen, die zwiſchen den Kanälen verſchiedener Flüſſe liegen, an den Enden mit Bäumen bepflanzt, und mit einer Menge prächtiger Paläſte bebaut ſind. In dem andern Theile, linker Hand, nach Weſten zu, wohnen bloß Leute geringern Standes; zugleich auch die Krämer und Kaufleute. Es giebt hier ebenfalls große viereckige Plätze und öffentliche Märkte, wo alles zu haben iſt, was man bedarf. Mit Tagesanbruche finden ſich die Hofoffizianten des Kaiſers, nebſt den Unterbedienten, ingleichen die Haushofmeiſter der Groſſen, nebſt ihrer Dienerſchaft, einige zu Pferd, andere zu Fuß, in dem Theile der Stadt ein, wo die Marktplätze ſind, und die Wohnungen derer, die mit allerlei Waaren handeln. Hier kaufen ſie ein, was ſie nöthig haben, und laſſen ſich alsdann nicht eher wieder auf dieſem Platze ſehen, bis des andern Morgens, wo ſie wieder in Geſchäften hieher kommen. Derſelbe Reiſende erzählte, dieſe Stadt habe eine ſehr anmuthige Lage, in einer außerordentlich fruchtbaren Gegend, die von verſchiedenen Flüſſen bewäſſert werde, und wo es an Nichts fehle, als an Palmbäumen, die hier nicht fortkämen

Man hat zu unſern Zeiten Dinge entdeckt, die unſern Vorfahren ganz fremd und unbekannt waren. Keiner von ihnen kam auf den Gedanken, daß das große Meer, welches ſich von Indien bis nach China er-

ſtreckt, mit dem ſyriſchen Meere in Verbindung ſtehe, und Niemand hätte ſich ſo etwas als möglich vorgeſtellt. Nun ſehe man, was ſich in unſern Tagen ereignet hat, und auf folgende Art erzählt wird! In dem Meere Rum d. i. im mittelländiſchen Meere, fand man ein Wrack von einem Schiffe, das von Stürmen zertrümmert war; die ganze darauf befindliche Mannſchaft war verunglückt; die Wellen hatten das Schiff in Stücken zerſchmettert; und das Wrack wurde von Wind und Wetter in das Meer der Thozars, und von da in den Kanal des mittelländiſchen Meeres getrieben, und endlich an das Geſtade von Syrien geworfen. *)

*) Dies iſt die merkwürdigſte Stelle in dem ganzen Aufſatze, in ſo fern ſie nämlich zum Beweiſe dienet, daß die Araber in ihren geographiſchen Kenntniſſen mit den Griechen übereinſtimmten, oder richtiger zu reden, daß ſie dieſelben von ihnen entlehnt hatten. Unſer Autor giebt deutlich zu verſtehen, daß, ſeiner Meinung nach, das indiſche Meer die Küſte der großen Tartarei beſpüle, und ſodann in das kaſpiſche Meer falle. Auf dieſem Wege, meint er, ſey jenes Schiff aus dem indiſchen Meere in das mittelländiſche getrieben worden. Dieſe Vermuthung iſt nicht ganz richtig; indeß iſt ſie allerdings kühn und gut überdacht, und am Ende liegt dabei doch wohl etwas Wahres zum Grunde; denn, ob es gleich wider alle Wahrſcheinlichkeit iſt, daß dieſes Wrack auf die Art, wie unſer Autor ſich einbildet, in das mittelländiſche Meer kam, ſo iſt es doch nichts Unmögliches, daß ſolches, wie er in der erſten Hälfte ſeiner Vorausſetzung annimmt, durch die nordöſtliche Meerenge (Paſſage) dahin gekommen iſt; und wenn wir unter dem Meere der Chozars das Moscowitiſche Meer verſtehen, ſo kann er allerdings Recht haben.

Digitized by Google

Dies zeiget offenbar, daß das Meer das ganze Land China und Sila, oder Sila umgiebt, ſo wie den äußerſten Theil von Turkiſtan, und das Land der Chozars, und daß es ſodann durch die Meerenge ſtrömt, bis es endlich die Küſte von Syrien beſpült. Zum Beweiſe dienet die Bauart des Schiffs, von dem hier die Rede iſt; denn nur die Schiffe von Siraf werden auf eine ſolche Art zuſammengeſetzt, daß die Planken weder durch Nägel noch Riegel befeſtigt, ſondern auf eine ſo ſonderbare Art in einander gefügt ſind, als wenn ſie zuſammengenähet wären; da hingegen die Planken der Schiffe auf dem mittelländiſchen Meere und an der ſyriſchen Küſte, zuſammengenagelt und nicht auf die eben erwähnte Art in einander gefügt ſind. *)

Wir haben ferner erzählen hören, daß in dem ſyriſchen Meere Ambra gefunden werde; welches kaum glaublich iſt, und wovon man in frühern Zeiten durch-

*) Ich zweifle ſehr, ob die Bauart dieſes Schiffes, ſo wie unſer Autor ſie beſchreibt, zum Beweiſe dienen kann, daß es wirklich aus Indien kam. Es war vielleicht ein Boot, das den Einwohnern von Grönland, oder einem anderen an die Hudſonsbay gränzenden Lande, gehört haben mochte; denn nichts iſt gewiſſer, als daß es dergleichen Schiffe in dieſen Gegenden giebt; mithin iſt es nicht unmöglich, daß es von dort her kam. Uebrigens habe ich keinesweges die Abſicht, dem Verfaſſer geradezu widerlegen zu wollen, ſondern bloß die, zu zeigen, daß ſein Argument nicht unumſtößlich iſt, wiewohl er, nach der damaligen Lage der Sachen, allerdings gute Gründe haben mochte, es für unumſtößlich zu halten.

Digitized by Google

aus nichts wußte. Wenn es damit ſeine Richtigkeit hat ſo kann dieſer Ambra unmöglich von dem ſyriſchen Meere ausgeworfen werden, ſondern er muß aus dem Meere von Aden und Kolzum dahin gekommen ſeyn; das mit den Meeren, in welchen Ambra gefunden wird, in Verbindung ſteht. Da nun Gott, wenn anders dieſe Erzählung Glauben verdient, jene Meere von einander abgeſondert hat, ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß dieſer Ambra zuerſt aus dem indiſchen Meere in andere Meere, und ſofort aus einem in das andere geſchwommen iſt, bis man ihn endlich in den ſyriſchen Gewäſſern fand. *)

Nun will ich einiges von dem Lande Zapage erzählen, das China gegenüber liegt, und von da ſo viele

*) Aus dem ganzen Räſonnement unſers Autors erhellet offenbar, daß derſelbe gar keinen Begriff davon hatte, daß bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine Durchfahrt ſey; denn im entgegengeſetzten Falle hätte er ſich ſolches bei dieſer Gelegenheit ganz gewiß merken laſſen. Ich will es der eigenen Beurtheilung des Leſers anheimſtellen, ob es nicht wahrſcheinlicher iſt, daß dieſes Schiff, vorausgeſetzt daß es wirklich in Indien gebauet war, auf dieſem Wege in das mittelländiſche Meer gekommen ſey, als durch die nordöſtliche Meerenge. Eben ſo deutlich erhellet aus der Erzählung unſers Autors, daß die Araber eben nicht mehr von Japan, welches ſie Sila zu nennen pflegten, wußten, als was ſie von den Chineſen vernommen hatten, da, nach dem Zeugniſſe des älteſten unter unſeren Schriftſtellern, vor dem Jahre der Hedſchra 230 (nach Chr. Geb. 844) noch nie ein Araber dieſes Land betreten hatte.

Digitized by Google

Meilen entfernt iſt, als man auf einer Fahrt zur See, bei günſtigem Winde, in einem Monate, oder in noch kürzerer Zeit, zurücklegen kann.

Der König dieſes Landes wird Mehrage*) tituliret, und ſeine Beſitzungen ſollen neunhundert Meilen im Umkreiſe haben, und dieſer König herrſcht über mehrere Inſeln, von welchen daſſelbe umgeben iſt. Alles zuſammengenommen, hat dieſes Reich über tauſend Meilen im Umfange. Unter jenen Inſeln iſt eine, die Serbeza genannt wird, und man ſagt, ihr Umfang betrage vierhundert Meilen. Eine andere, Rahmi genannt, hat achthundert Meilen im Umfange, und ſie bringt Rothholz, Kampher, und mehrere andere Waarenartikel, hervor. In dieſem nämlichen Reiche liegt die Inſel Cala, und zwar auf halbem Wege zwiſchen China und dem Lande der Araber.

Man ſagt, dieſe Inſel habe achtzig Meilen im Umfange, und es werden allerlei Kaufwaaren dahin gebracht, wie z. B. verſchiedene Arten Aloeholz, Kampher, Sandelholz, Elfenbein, eine Art Holz, Cabahi genannt, Ebenholz, Rothholz, allerlei Arten Spezereien, und mehrere andere Waarenartikel, welche ſich hier, der Kürze wegen, nicht alle namentlich angeben laſſen. Dieſer Handel beſteht dermalen zwiſchen der ebengenannten Inſel, und der Inſel Oman. Ueber alle dieſe Inſeln iſt der

*) Maha-Radſcha. D. H.

Digitized by Google

Mehrage unumſchränkter Herr, und die, auf welcher er reſidiret, iſt außerordentlich fruchtbar, und ſo ſtark bevölkert, daß die Ortſchaften die Einwohner kaum faſſen können.

Was aber jetzt kömmt, und uns von einigen Perſonen als glaubwürdig erzählt worden iſt, iſt das Merkwürdigſte, was wir von der Inſel Zapage gehört haben. Es war einmal ein König, oder, wie er hier genannt wird, Mehrage. Sein Palaſt iſt noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen, und zwar an einem Fluſſe, der ſo breit iſt wie der Tigris zu Bagdad oder bei Baſſora. Das Meer hemmt den Lauf ſeines Waſſers, und treibt es, wenn die Flut eintritt, wieder rückwärts; und zur Zeit der Ebbe ſtrömt dieſes Waſſer weit in das Meer hinein, ohne ſeinen Geſchmack zu verlieren. Man hat einen Theil dieſes Fluſſes in einen kleinen Teich geleitet, welcher ſich ganz nahe bei dem Palaſte befindet; und alle Morgen bringt der Obriſthofmeiſter des Königs einen Goldklumpen, der auf eine beſondere Art geformt iſt, und im Beiſeyn des Königs in den Teich geworfen wird. Wenn nun die Flut eintritt, ſo werden dieſe Goldklumpen, wie alles andere, vom Waſſer bedeckt, ſo daß man ſie nicht wahrnehmen kann; bei niedrigem Waſſer aber kommen ſie wieder zum Vorſchein, und wenn die Sonne ſcheint, ſieht man ſie deutlich auf dem Boden liegen. Der König nimmt ſie allemal in Augenſchein, wenn er ſich in ein Staatszimmer begiebt, aus welchem man die Ausſicht auf den Teich hat. Dieſer Gebrauch wird unverbrüchlich beibehalten; und ſo lange

als der König lebt, wird alle Tage ein Klumpen Gold in den Teich geworfen, und dieſe Klumpen werden unter keinerlei Vorwand angerührt, ſondern man betrachtet ſie als einen geheiligten Schatz.

Wenn nun der König mit Tod abgehet, ſo läßt ſie deſſen Nachfolger herausholen, ohne daß je nur ein einziger fehlt. Sie werden gezählt und zuſammengeſchmolzen; und wenn dies geſchehen iſt, ſo wird die Summe Geldes, welche dieſe große Quantität Gold an Werth ausmacht, unter den königlichen Hofſtaat vertheilt. Männer, Weiber, Kinder, die geringern Offiziaten, wie die höhern und vornehmern, jeder bekömmt ſeinen Antheil, nach Verhältniß des Ranges, den er bekleidet; und was übrig bleibt, giebt man den Armen und Nothleidenden. Zu dem Ende pflegt man die Goldklumpen zu zählen, und ihren Werth nach dem Gewichte zu berechnen. Alsdann heißt es: der und der Mehrage muß ſo und ſo viele Jahre regiert haben, denn er hat im Königsteiche ſo und ſo viele Goldklumpen hinterlaſſen, die unter die Leute vertheilt worden ſind. Die Mehrages ſchätzen ſich glücklich, wenn ſie recht lange regieren, und folglich Gelegenheit haben, die Anzahl der Goldklumpen zu vermehren, die nach ihrem Abſterben verſchenkt werden.

In ihren alten Geſchichtbüchern wird erzählt, daß einſt ein König von Komar den Wunſch geäußert habe, den Beherrſcher dieſer Inſel zu bekriegen. Das Land Komar iſt daſſelbe, woher man das Aloeholz bezieht, das

unter der Benennung Hud al Komari bekannt iſt, und es giebt nicht leicht ein Reich, das verhältnißmäßig ſtärker bevölkert iſt, als das Königreich Komar. Zwiſchen dieſem Reiche, und dem von Zapage, wo der Mehrage regiert, war Friede. Beide ſind durch Gewäſſer getrennt, auf welchem man, bei ſehr günſtigem Winde, zehn bis zwanzig Tage zubringt, um von dem einen zum andern zu ſchiffen. Man erzählt, auf dieſer Inſel Komar habe vor Zeiten ein junger tollkühner Fürſt regieret. Dieſer befand ſich einſt in einem Pallaſte, aus welchem man die Ausſicht auf einen Fluß hat, der dem Euphrat unweit ſeiner Mündung gleicht, und nur eine Tagreiſe von der See entfernt iſt. Der König hatte ſeine Miniſter bei ſich, und während er ſich mit ihnen beſprach, fiel unter andern auch die Rede auf das Reich des Mehrage, und ſeine Vorzüge, daß es ein ſtark bevölkertes, ganz vortrefflich angebautes Land ſey, und daß eine Menge Inſeln davon abhängig wären.

Hierauf ſagte der König zu ſeinem Premierminiſter: Ich empfinde ein heftiges Verlangen nach etwas, das ich unmöglich unterdrücken kann. Der Miniſter, der ein kluger, vernünftiger Mann war, und aus Erfahrung wußte, daß ſein Gebieter ſich oftmals vom Leichtſinn übereilen ließ, gab ihm zur Antwort: Mein Herr König, worin beſteht dein Begehren? Ich wünſche, verſetzte der König, das Haupt des Mehrage von Zapage in einer Schüſſel vor mir zu ſehen. Der Miniſter, welcher leicht einſehen konnte, daß der König bloß

aus Neid ſo erboßt war, erwiederte: Mein Herr König müſſe ſein Gemüth nicht durch dergleichen Gedanken beunruhigen, denn zwiſchen jenem Volke und uns iſt noch nie etwas vorgefallen, weswegen wir uns über daſſelbe zu beklagen hätten. Es hat uns niemals mit Worten oder Werken beleidigt, oder ſich auf irgend eine Art gegen uns vergangen. Ueberdies ſind dieſe Menſchen ganz von uns abgeſondert und haben mit unſerm Lande nicht den mindeſten Verkehr; auch kann es ihnen gar nicht einfallen, dieſes Reich erobern zu wollen. Es müſſe daher Niemand eine ſolche Rede vernehmen, oder über dieſen Punkt nur ein einziges Wort verlieren. Der König ward über dieſe Antwort äußerſt entrüſtet, und ſchwieg. Ohne jedoch den wohlmeinenden Rath ſeines Miniſters zu beherzigen, eröffnete er das Nämliche ſeinen vornehmſten Staatsbeamten, und denen unter ſeinen Höflingen, auf die er Vertrauen ſetzte.

Die Sache ward ruchbar und kam endlich auch dem Mehrage zu Ohren. Der, welcher damals regierte, war ein kluger und unternehmender Fürſt, der ungemein viel Erfahrung beſaß, ob er gleich noch ein junger Mann war. Er ließ ſogleich ſeinen Premierminiſter holen, eröffnete ihm, was er vernommen hatte, und ſagte zu ihm: Es iſt nicht rathſam, öffentlich von dem Betragen dieſes Schwindelkopfs von Fürſten zu ſprechen, oder uns merken zu laſſen, wie ſehr wir ihn wegen ſeiner jugendlichen Unbeſonnenheit verachten. Eben ſo wenig ſchickt es ſich, die Reden, welche er gegen mich ausgeſtoßen hat, bekannt werden zu laſſen, da ſie der Würde

eines Königs zum Nachtheil gereichen. Als er nun ſolchergeſtalt ſeinem Miniſter auferlegt hatte, dasjenige, was zwiſchen ihnen vorgegangen war, geheim zu halten, ſo befahl er ihm, tauſend nicht gar große Schiffe ausrüſten zu laſſen, ſie mit allem Nöthigen, beſonders aber mit Waffen und Munition, zu verſehen, und ſie mit einer ſo großen Anzahl ſeiner beſten Truppen zu bemannen, als nur irgend darauf transportirt werden könnten. Alsdann ließ er ausſprengen, daß er Willens ſey, zu ſeinem Vergnügen eine Reiſe nach den benachbarten Inſeln zu machen, die unter ſeiner Botmäßigkeit ſtanden. Zu gleicher Zeit ließ er an alle zinsbare Regenten dieſer Inſeln ſchreiben, und ihnen bekannt machen, daß er die Abſicht habe, ſie zu beſuchen. Da ſich nun dieſes Gerücht allenthalben verbreitete, ſo machte jeder dieſer Könige die erforderlichen Anſtalten, den Mehrage würdig zu empfangen.

Als nun alles in Bereitſchaft war, wie er befohlen hatte, ſo begab er ſich an Bord ſeiner Schiffe, und ſegelte mit einem furchtbaren Kriegsheere nach dem Königreiche Komar hinüber. Der König dieſes Landes, und die, welche ſeinen Hofſtaat ausmachten, waren weibiſche Geſchöpfe, die den ganzen Tag weiter nichts thaten, als daß ſie ihre Geſichterchen begafften, ſich die Zähne putzten, immer den Spiegel oder Zahnſtocher in der Hand hatten, und wenn ſie ausgiengen, dieſe Geräthſchaften von ihren Sklaven hinter ſich hertragen ließen. Bei ſo bewandten Umſtänden, ward der König von Komar nicht eher von dem Vorhaben des Mehrage

unterrichtet, als bis er mit ſeiner Flotte in der Mündung des Fluſſes erſchien, an welchem des Königs von Komar Pallaſt ſtand, und bis er ſeine Truppen ans Land ſetzte, die ſogleich die Reſidenzſtadt umzingelten, und den König überraſchten. Er ward in ſeinem eigenen Pallaſte gefangen, und alle ſeine Leute ergriffen die Flucht, ohne nur einen Schwertſtreich zu thun.

Der Mehrage ließ hierauf eine Proklamation ergehen, worin er den ſämmtlichen Einwohnern des Landes Sicherheit für ihr Leben und Eigenthum verſprach; und als er ſich auf den Thron des Königs von Komar, ſeines nunmehrigen Gefangenen, geſetzt hatte, ließ er ihn nebſt ſeinem Premierminiſter vor ſich führen. Jetzt hielt er eine Anrede an den König von Komar, und ſprach: Wer hat dir denn ein Projekt in den Kopf geſetzt, dem du nicht gewachſen wareſt, und das du unmöglich ausführen konnteſt? Was würdeſt du wohl mit mir gemacht haben, wenn du deine Abſicht erreicht hätteſt? — Der König, welcher ſich mit nichts zu entſchuldigen wußte, verſtummte. — Der Mehrage fuhr fort: Wenn du, nach deinem Wunſche, das Vergnügen gehabt hätteſt, meinen Kopf in einer Schüſſel zu ſehen, ſo würdeſt du mein Reich an dich geriſſen, und es behalten haben, nachdem vorher alle möglichen Gräuel und Schandthaten auf deinen Befehl verübt worden wären. Ich will es nicht ſo machen; aber ich will das an dir vollſtrecken laſſen, was du mir zugedacht hatteſt, und hernach werde ich in mein Reich zurückkehren, ohne mich in deinen Beſitzungen an irgend etwas zu ver-

greifen, und ohne das allergeringſte mit zu nehmen, wie es immer Namen haben möge; denn ich verlange weiter nichts, als ein Exempel an dir zu ſtatuiren, das allen denen zur Lehre diene, die nach dir kommen werden, damit keiner von ihnen die Gränzen ſeiner Macht überſchreite, ſondern ſich mit der begnüge, die ihm anvertraut iſt, und damit diejenigen, die du beeinträchtiget haſt, hinführo Ruhe vor dir haben *)

Als er dies geſagt hatte, ließ er ihm den Kopf abſchlagen, und wendete ſich ſodann an den Miniſter, den er mit folgenden Worten anredete: Du haſt alles gethan, was ſich von einem guten Miniſter erwarten läßt. Ich weiß, daß du deinem Herrn gut gerathen haſt, und daß er dieſen Rath nicht befolgt hat. Ueberlege nun, wer ſich am beſten dazu ſchickt, nach dem Tode dieſes Narren zum Regenten ernannt zu werden, und ſetze ihn

*) Dieſe Erzählung iſt allerdings intereſſant, und auch ziemlich gut vorgetragen, was aber das Land anbetrifft, in welchem ſich dieſe Begebenheit zutrug, ſo möchte ſich daſſelbe ſchwerlich ausmitteln laſſen, wiewohl ihr dadurch nicht das mindeſte von ihrer Glaubwürdigkeit benommen wird. Es iſt eben nichts Unmögliches, daß dieſe Geſchichte auf eine jener Inſeln Bezug hat, die heutzutage die Philippiniſchen genannt werden; vielleicht auch auf eine der Inſeln in der Sundaſtraße. Ich für meine Perſon maße mir nie das Recht an, in zweifelhaften Fällen zu entſcheiden, ſondern überlaſſe es dem Leſer, die Aufſchlüſſe zu benutzen, die der Verfaſſer ſelbſt giebt, welcher hier ſehr behutſam und wahrheitliebend zu Werke zu gehen ſcheint.

Digitized by Google

ohne Zeitverluſt auf den Thron. — Als dies geſchehen war, kehrte der König wieder zurück in ſein Land, ohne daß er, oder Jemand von ſeinen Leuten, ſich an irgend etwas im Königreiche Komar vergriffen hätten. Sobald er in ſeinem eigenen Reiche wieder angekommen war, ſetzte er ſich auf ſeinen Thron, in dem Pallaſte, aus welchem man die Ausſicht auf den oberwähnten Teich hat, und ließ das Haupt des Königs von Komar auf einer Schüſſel vor ſich hinſtellen. Hierauf mußten alle Großen ſeines Reichs vor ihm erſcheinen, denen er Alles erzählte, was er gethan hatte, nebſt Angabe der Gründe, wodurch er zu der vorerwähnten Expedition bewogen worden war. Sie bezeigten ihm ihren Beifall unter großem Freudengeſchrei und wünſchten ihm alles mögliche Glück und Wohlergehen. Hierauf befahl er, das Haupt des Königs von Komar abzuwaſchen, es einzubalſamiren, und in einen Kaſten zu thun, worauf er es dem Könige von Komar zuſchickte, der an die Stelle deſſen erwählt worden war, den er hatte enthaupten laſſen. Zu gleicher Zeit ſchrieb er dem neuerwählten Fürſten einen Brief, folgenden Inhalts:

Was uns veranlaßte, gegen deinen Vorfahren und Herrn ſo zu handeln, wie wir gethan haben, das waren die boshaften Abſichten, die er, wie wir in Erfahrung gebracht hatten, gegen uns im Schilde führte; und damit ſein Beiſpiel andern ſeines Gleichen zur Warnung dienen ſollte, ſind wir ſo glücklich geweſen, ihn gerade ſo zu

behandeln, wie er uns behandelt haben würde. Nun befinden wir aber für gut, dir ſeinen Kopf wieder zuzuſchicken, da wir keinesweges die Abſicht hatten, ihn zu behalten, oder auf den Vortheil, welchen wir über ihn erlangt haben, zu ſtolzieren.

Als die Nachricht von dieſer That den Königen von Indien und China hinterbracht wurde, vermehrte ſie die Achtung, welche ſie ohnehin ſchon für den Mehrage hegten, und bei den Königen von Komar iſt ſeit jener Zeit der Gebrauch eingeführt, daß ſie alle Morgen, ſobald ſie aufſtehn, nach der Gegend hinſehen, wo das Land Zapage liegt, und ſich auf die Erde niederwerfen, um dadurch den tiefſten Reſpect für den Mehrage an den Tag zu legen.

Die Provinz Chorasan.

Die Provinz Chorasan liegt an der Gränze von China. Von China bis nach Sogd *) hat man eine Strecke Weges von zwei Monaten zurückzulegen, die durch unwirthbare Wüſten führet, und durch ein Land, das mit Sand bedeckt iſt, und wo man kein Waſſer findet. Es giebt in dieſer Provinz weder Flüſſe, die das Erdreich erquicken, noch irgend eine Wohnung, worin man Menſchen antrifft. Dies iſt die Urſache, warum die Chorasaner in China nie einfallen kön-

*) Sogdiana. D. H.

nen. Derjenige Theil des Reichs, welcher am weiteſten gegen Weſten liegt, iſt die Provinz Medu, die an Tibet gränzt, ſo daß die Einwohner auf dieſer Seite mit einander Krieg führen.

Einer von denen, die bei unſern Lebzeiten die Reiſe nach China gemacht hatten, und mit dem wir bekannt waren, hat uns erzählt, daß ihm ein Mann begegnet ſey, der ein Gefäß voll Biſam auf dem Rücken trug, und zu Fuße von Samare bis nach Canfu gereiſet war, dem Haven, wo alle Kauffahrer von Siraf einlaufen müſſen. Er hatte, der Reihe nach, alle chineſiſche Städte durchwandert, und konnte dies um ſo leichter ins Werk ſetzen, da die Provinzen von China und Tibet, in welchen ſich das Biſamthier aufhält, an einander gränzen. Die Chineſen nehmen ſo viele dieſer Thiere mit, als ſie nur fortbringen können; und die Einwohner von Tibet machen es eben ſo *).

*) Das Land Tibet macht heutzutage bloß einen Theil des großen Königreichs Tangut aus, welches nach den zuverläſſigſten Nachrichten, die ich diesfalls einziehen konnte, folgende Lage hat. Gegen Oſten gränzt es an das chineſiſche Reich; gegen Süden an das Königreich Ava, oder Brama; gegen Weſten an das Gebiet des Großmoguls; und gegen Norden an jenes des Kontaiſch, oder Großkhans der Kalmückiſchen Tatarei. Dieſes Reich zerfällt in zwei Theile, der, welcher gegen Norden liegt, iſt das eigentlich ſogenannte Königreich Tangut; der ſüdliche iſt das Land Tibet. Beide zuſammen machen das Erbtheil des großen Lama aus, des Pabſtes, oder Oberprieſters derjenigen Tataren,

Allein der Biſam aus Tibet iſt dem aus China weit vorzuziehen, und zwar aus zweierlei Urſachen; denn erſtens, nährt ſich dieſes Thier in Tibet von aromatiſchen Kräutern, da es hingegen in China mit ſchlechtem Futter vorlieb nehmen muß; und zweitens laſſen die Einwohner von Tibet die Biſamblaſen in ihrem natürlichen Zuſtande, da hingegen die, welche den Chineſen in die Hände gerathen, verfälſcht werden. Sie tauchen nämlich dieſelben in Seewaſſer, oder laſſen ſie vom Thau befeuchten, ziehen hernach die äußere Haut ab, und bewahren ſie zu eigenem Gebrauch auf; und dieſer Biſam wird ſodann im Lande der Araber als Biſam aus Tibet verkauft, weil ſolcher weit beſſer iſt. — — — —

(Hier macht unſer Autor, ſo zu ſagen, einen Abſprung, um nun mit einem Male auf die Indier und deren Gebräuche zu kommen. Da, wo von der Methode des erſten Verfaſſers die Rede war, merkten wir an, daß ſein Abſehen hauptſächlich darauf gerichtet ſey, zwiſchen den Gebräuchen der Indier und jenen der Chineſer, eine Parallele zu ziehen, damit ſeine Landsleute die einen wie die andern deſto beſſer kennen und beurtheilen lernten. Sein Commentator hat daher, und zwar mit allem Recht, für gut befunden, denſelben Weg einzuſchlagen; und da er, in Betreff deſſen, was er über China

die ſich nicht zur Muhammedaniſchen Religion bekennen; ob aber ſie, oder er, für Heiden oder für Chriſten zu halten ſind, darüber iſt man noch immer nicht einig.

ſagt, ſowohl Bücher als Reiſende zu Rathe gezogen hat, ſo können wir ihm ſchon im voraus zutrauen, daß er in Hinſicht auf Indien eben ſo ſorgfältig und gewiſſenhaft zu Werke gegangen ſey.)

Bericht von der Inſel Serendib oder Ceilan. *)

Es iſt etwas ganz gewöhnliches, daß ſowohl Männer als Weiber, die von indiſchem Geblüte entſproſſen ſind, von ihren Freunden und Anverwandten ausdrücklich verlangen, ſie in ihren alten Tagen ins Feuer oder Waſſer zu werfen, oder ſie unter der Laſt ihrer Jahre erliegen zu laſſen; denn ſie ſind feſt überzeugt, daß ſie nach ihrem Hinſcheiden in andern Körpern wieder auf die Welt kommen werden. Sie verbrennen ihre Todten. Auf der Inſel Serendib, wo man allerlei Edelſteine findet, auch Perlen gefiſcht werden, und ſonſt noch mancherlei ſeltene und ſonderbare Dinge anzutreffen ſind, ereignete ſich oftmals der Fall, daß ein Indier, mit ſeinem Kris in der Hand, wie ſie ihren, auf eine ganz eigene Art verfertigten Kandſchar (Dolch) den ſie beſtändig bei ſich tragen, zu nennen pflegen, auf den Bazar, oder Marktplatz, kam, den wohlhabendſten Kaufmann, welchen er hier antraf, beim Leibe faßte, ihm ſeinen Kris an die Kehle ſetzte, und ihn bei ſeinem Gewande durch den dickſten Volkshaufen vor die Stadt

*) Man vergleiche damit die neueren Nachrichten von Percival. D. H.

ſchleppte, ohne daß es Jemand gewagt hätte, den Kaufmann in Freiheit zu ſetzen; denn jeder Verſuch dieſer Art, würde die Folge gehabt haben, daß ihn der Indier niedergeſtoßen und ſich aus dem Staube gemacht hätte. Wenn er ihn nun vor der Stadt hatte, ſo zwang er ihn, ſich vermittelſt einer gewiſſen Geldſumme loszukaufen. Da dieſe Gewaltthätigkeiten immer mehr überhand nahmen, ſo befahl der König, dergleichen Indier beim Kopfe zu nehmen; ſobald aber dieſer Befehl vollſtreckt werden ſollte, erdolchte der Indier zuvörderſt den Kaufmann, und dann ſich ſelbſt. Dieſes Unglück widerfuhr mehreren Kaufleuten, und auf dieſelbe Art büßten auch eine Menge Araber und Indier ihr Leben ein. Die Kaufleute waren daher auf andere Mittel bedacht, ſich in Sicherheit zu ſetzen; und von dieſer Zeit an werden die Indier nicht mehr gefürchtet.

In den Gebirgen von Serendib findet man Edelſteine von allerhand Farben; rothe, grüne und gelbe. Die meiſten werden zu gewiſſen Jahreszeiten durch Regengüſſe und Waldbäche aus den Höhlen und Klüften mit fortgeſchwemmt. Der König hat an dieſen Plätzen ſeine Aufſeher, die darauf Acht geben müſſen, daß keine Edelſteine aufgeſucht und verſchleppt werden. Zur andern Zeit werden ſie auf eben die Art, wie die Metalle, zu Tage gefördert. Auch finden ſich dergleichen Edelſteine mit unter im Erz, aus welchem ſie mit Gewalt losgebrochen werden müſſen.

Der König dieſer Inſel läßt Geſetze und Verordnun-

gen ergehen, die ſowohl der Religion als der Staatsver=faſſung zur Grundlage dienen. Es giebt hier Doktoren und gelehrte Geſellſchaften, die mit denen der Hadithis bei den Arabern, viele Aehnlichkeit haben. In dieſen Geſellſchaften finden ſich die Indier ein, um dasjenige aufzuſchreiben, was ſie hier aus der Lebensgeſchichte ihrer Propheten vernehmen, ſo wie auch die verſchiedenen Erklärungsarten ihrer Geſetze. Es giebt hier ein großes Götzenbild, das vom feinſten Golde gemacht iſt; die Reiſebeſchreiber ſind aber nicht darüber einig, wie viel es an Gewicht hat. Es ſind hier auch viele Tempel, in welchen jährlich große Geldſummen für Räucherwerk ausgegeben werden. *)

Auf dieſer Inſel giebt es eine ungeheure Menge Juden, auch mehrere andere Sekten, ſogar Tanouis

*) Hieraus erſiehet man, daß dieſe Inſel, die zuverläſſig keine andere iſt, als die Inſel Ceylan, von jeher wegen ihrer unermeßlichen Schätze und Reichthümer berühmt war. Was das Götzenbild anlangt, deſſen unſer Autor erwähnt, ſo iſt es leicht möglich, daß ſich die Prieſter dieſes Landes der nämlichen Liſt bedienten, wie die in Siam, wo ſie ein ungeheuer großes Götzenbild aus Lehm und Backſteinen verfertigten, und es auf eine ſo künſtliche Art vergoldeten, daß man mehrere Jahrhunderte hindurch glaubte, es ſey durchaus von Gold. Uebrigens iſt freilich nicht zu läugnen, daß es wenig Länder giebt, wo ſich das Daſeyn eines ſolchen Götzenbildes in einem höheren Grade von Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen läßt, als auf dieſer Inſel, deren Bewohner wegen ihrer Reichthümer eben ſo berühmt waren, als wegen ihres Aberglaubens.

Digitized by Google

(oder Manichäer,) die alle vom Könige Erlaubniß haben, ihre Religion frei und ungeſtört ausüben zu dürfen. Am Ende der Inſel giebt es Thäler, die außerordentlich lang und breit ſind. In einem derſelben, Gab Serendib genannt, halten ſich die Reiſenden oftmals zwei Monate, auch wohl noch länger, auf, weil ſie die Schönheit der Gegend, wo Wälder und Ebenen, Bäche und Wieſen, mit einander abwechſeln, und die Luſt ſehr rein und geſund iſt, mit unwiderſtehlicher Anmuth an ſich zieht. Dieſes Thal öffnet ſich gegen das Meer Herkend, und iſt über alle Beſchreibung ſchön. Man bezahlt hier für ein Schaf nur eine halbe Drachme; und um denſelben Preis bekömmt man ſo viel von ihrem Getränke, daß mehrere Perſonen daran genug haben. Dieſes Getränk wird aus Palmhonig bereitet, welches ſie mit Tari (Toddi) abſieden, d. i. mit dem Safte, der aus dem Palmbaume rinnet.

Das Spiel iſt der Lieblingszeitvertreib der daſigen Einwohner. Sie ſpielen gern Dame, vorzüglich aber ergötzen ſie ſich an den Hahnengefechten, worauf ſie gar große Stücke halten. Auch ſind die Hähne viel beſſer mit Spornen verſehen, als anderwärts; auch bewaffnen ſie die Indier noch überdies mit eiſernen Klingen, die wie ihre Dolche geformt ſind. Bei dieſen Hahnengefechten wetten ſie um Gold, Silber, Ländereien und Pachtgüter, die derjenige gewinnt, deſſen Hahn den Sieg davon trägt. Sie ſpielen auch gern auf dem Damenbrete, und zwar um beträchtliche Geldſummen, ſind aber zugleich für dieſes Spiel ſo leidenſchaftlich eingenommen, daß Leute,

die Nichts im Vermögen haben, ingleichen auch liederliche Menſchen und Taugenichtſe, um die Vordergelenke ihrer Finger ſpielen.

Während des Spiels zünden ſie ein Feuer an, ſtellen einen Topf darauf, der mit Oel von welſchen Nüſſen, oder von Seſam angefüllt iſt (denn Olivenöl haben ſie nicht) und legen ein kleines, aber ſehr ſcharfes Beil daneben. Wenn nun der eine das Spiel gewonnen hat, ſo legt der andere ſeine Hand auf einen Stein, und der Gewinner haut ihm mit dem Beilchen die vordern Gelenke der Finger ab. Der Verwundete taucht hierauf den verſtümmelten Theil in das ſiedende Oel, um die Wunde zu cauteriſiren. Bei dem allen können ſie die leidige Spielſucht nicht los werden; im Gegentheil ſetzen ſie oftmals das Spiel ſo lange und mit ſolcher Hartnäckigkeit fort, daß ſie nicht eher von der Stelle gehen, bis ſie keinen ganzen Finger mehr haben. Einige nehmen ein Docht, tunken es ins Oel, legen es auf den Finger, zünden es an, und laſſen es fortbrennen, ſo daß die, welche beim Spiel zugegen ſind, den Geruch des verbrannten Fleiſches verſpüren; und dennoch verziehen die Leidenden keine Miene, oder laſſen ſich nur im mindeſten merken, daß es ihnen wehe thut.

In Indien fallen ſehr ſtarke Regengüſſe, welche die Einwohner des Landes Jaſara nennen. Sie dauern während der drei Sommermonate ohne Aufhören, ſowohl bei Tage als bei Nacht fort, und ſelbſt der eintretende Winter kann ihnen kaum Einhalt thun. Ehe ſie ihren Anfang nehmen, ſuchen ſich die Indier beſtmöglichſt vor

ihnen in Sicherheit zu ſetzen, und mit dem Eintritte derſelben ſchließen ſie ſich in ihre Wohnungen ein, die von Holz gebaut, mit Rohr durchflochten, und mit Blättern gedeckt ſind. Dieſe ganze Zeit hindurch gehen ſie nicht vor die Thür, ſo daß man Niemand zu ſehen bekömmt, nicht einmal Handwerksleute, die alsdann ihre Arbeit zu Hauſe verrichten. Während dieſer Zeit bekommen ſie allerlei Geſchwüre an den Fußſohlen, die von der Feuchtigkeit herrühren. Der Regen iſt das Leben der Indier. Wenn es nicht regnete, ſo würden ſie verhungern müſſen; denn ihre Reißfelder werden bloß vom Regen bewäſſert und fruchtbar gemacht. Wenn viel Waſſer auf den Reißfeldern ſteht, ſo können ſie von Seiten der Bearbeitung und des Kunſtfleißes alle andere Beihülfe entbehren; wenn es aber ſtark regnet, ſo gedeihet der Reiß ganz vortrefflich und iſt auch von beſſerer Art. Im Winter fällt hier zu Lande kein Regen.

Es giebt unter den Indiern fromme Leute, oder Gottesgelehrte, die unter dem Namen Braminen bekannt ſind. Es giebt bei ihnen auch Dichter, welche Verſe verfertigen, die von Schmeicheleien ſtrotzen, um ihre Könige zu lobpreiſen. Es giebt bei ihnen auch Sterndeuter, Philoſophen, Wahrſager, und Leute, die aus dem Fluge der Vögel zukünftige Dinge prophezeihen; und noch andere, die ſich für Nativitätſteller ausgeben, inſonderheit zu Kanuge im Königreiche Gozar. *)

*) Einige arabiſche Geographen verſichern, die Stadt Kanuge liege zwiſchen den beiden Armen des Ganges, in

Ferner giebt es unter den Indiern gewiſſe Leute, die ſich einer vorzüglichen Frömmigkeit befleißigen, und deren gute Werke hauptſächlich darin beſtehen, daß ſie unbekannte oder neuentdeckte Inſeln aufſuchen, ſie mit Kokosnußbäumen bepflanzen, und Waſſerbrunnen zum Behufe der Seereiſenden graben, die nach dieſen Gegenden ſchiffen. Zu Oman giebt es Leute, die nach den Inſeln, wo Kokosnüſſe wachſen, hinüberſchiffen, und allerlei Zimmerwerkzeuge mitnehmen. Wenn ſie nun hier ſo viel Holz gefällt haben, als zu ihrem Bedarf hinreichend iſt, ſo laſſen ſie es trocken werden, ſtreifen das Laub ab, und ſpinnen aus der Rinde eine Art Garn, womit ſie die Schiffsplanken zuſammennähen, ſo daß ſie ein Schiff zu Stande bringen. Von demſelben Holze bauen und ründen ſie einen Maſtbaum; aus den Blättern weben ſie Segel, und von der Rinde verfertigen ſie Taue. Wenn ſie nun ihr Schiff ganz zu Stande gebracht haben, ſo beladen ſie es mit Kokosnüſſen und bringen ſie zum Verkauf nach Oman. Da ſiehet man, daß dieſer einzige Baum nicht nur Alles gewährt, was dazu erforderlich iſt ein Schiff zu bauen, ſondern es auch noch

der Breite von 27°, und in der Länge von 131°. Andere orientaliſche Schriftſteller erzählen, Kanuge ſey auch eine Königliche Reſidenzſtadt, und der jedesmalige König werde, nach dem bei den Indiern eingeführten Gebrauche, Kanuge tituliret. Wie und auf welche Art dieſes Königreich, nebſt der darin befindlichen hohen Schule, zu Grunde gerichtet wurde, läßt ſich zwar nicht ausmitteln; ſo viel aber iſt richtig, daß heutiges Tages keine ſolche Anſtalt daſelbſt exiſtirt, wie die, deren in obigem Texte gedacht wird.

überdies, ſobald es völlig zu Stande gebracht und in ſegelfertigen Stand geſetzt iſt, zu befrachten. *)

Das Land der Zinges, oder Negern, iſt von ſehr großem Umfange. Sie ſäen meiſtens Hirſe, die das vorzüglichſte Nahrungsmittel der Negern ausmacht. Sie bauen auch Zuckerrohr, und andere Staudengewächſe, ihr Zucker ſieht aber ſchwarz aus. Dieſe Völkerſchaften haben eine Menge Könige, die unaufhörlich mit einander in Krieg ver-

*) Dieſe Stelle klingt ſonderbar genug, aber die darin enthaltenen Thatſachen ſind unwiderſprechlich wahr. Der Kokosbaum gewährt Alles, was dazu erforderlich iſt, ſolche Schiffe, wie die der Indier ſind, zu bauen, und mit dem nöthigen Tauwerk zu verſehen, zugleich auch ſie mit einer Ladung von beträchtlichem Werthe zu befrachten. Der Stamm giebt die Planken, Maſten, Anker und Ruder. Aus der Fadenähnlichen Subſtanz, welche die Nuß umgiebt, davon abgezogen und geſponnen werden kann, verfertigt man die beſten Taue, die es in der Welt giebt, da ſolche nie verfaulen, wenn ſie auch noch ſo lange im Waſſer liegen. Zum Lobe der Anker läßt ſich zwar nicht viel ſagen, doch ſind ſie für Schiffe von der Art noch immer gut genug. Der Saft, welchen die Nuß enthält, giebt nach vollbrachter Gährung eine Art Wein; wenn er ſäuert, verwandelt er ſich in einen vortrefflichen Weineſſig; und wenn er abgezogen wird, in einen lieblichen Branntwein. Eben ſo gewiß iſt es, daß ſich die Bewohner der Maldiviſchen Inſeln größtentheils von dem Handel nähren, welchen ſie mit Kokosnüſſen treiben, ſo wie mit Planken und Tauen, die aus dem Kokosbaume gemacht werden, und mit deren Verfertigung ſie weit beſſer umzugehen wiſſen, als alle andere indiſche Völker.

Digitized by Google

wickelt ſind. Ihre Könige ſind von gewiſſen Menſchen umgeben, welche man Mohaſamin zu nennen pflegt, weil ſie ſich die Naſe durchbohren, und einen Ring darin tragen. Sie hängen auch Ketten um den Hals, und wenn ſie gegen einander zu Felde ziehen, und nun die Schlacht angehen ſoll, ſo nimmt der eine das Ende der Kette, die der andere um den Hals trägt, und zieht es durch den Ring, den er in der Naſe hat, worauf zwei Mann die Kette an beiden Enden anfaſſen, und feſthalten. Dadurch verhindern ſie, daß die ſtreitenden Parteien nicht aneinander gerathen; und mittlerweile werden von beiden Theilen Deputirte abgeordnet, die den Frieden vermitteln. Sobald derſelbe zu Stande gekommen iſt, legen ſie die Ketten wieder ab, und gehen friedlich in ihre Heimath. Wenn aber einmal das Schwerdt gezogen iſt, ſo weicht keiner einen Fußbreit zurück, ſondern läßt ſich eher auf der Stelle todtſchlagen.

Sie alle hegen für die Araber die größte Hochachtung und wenn ihnen zufälliger Weiſe einer zu Geſichte kömmt, ſo fallen ſie vor ihm nieder, und ſagen mit lauter Stimme: Dieſer Mann kömmt aus dem Lande, wo der Datteltragende Palmbaum wächſt; denn ſie eſſen die Datteln außerordentlich gern. Es giebt unter dieſen Leuten Prediger, die in ihrer Landesſprache ausführliche Reden an ſie halten, und die Catebs, oder Redner, jedes andern Volks, wie es immer Namen haben möge, weit übertreffen. Einige dieſer Leute führen einen ſehr ſtrengen Lebenswandel, und haben weiter Nichts auf dem Leibe, als das Fell eines Leoparden oder

Digitized by Google

Affen. Sobald ſich einer, mit ſeinem Stabe in der Hand, auf freier Straße hinſtellt, verſammeln ſich ſogleich eine Menge Menſchen um ihn, und dann predigt er den ganzen Tag in einem fort. Er ſpricht von Gott und erzählt ihnen die Thaten derer, die vor ihnen gelebt haben. Aus dieſem Lande kommen jene Leopardenfelle, welche man Zinqiet nennet, und ſich vor andern durch ihre großen und breiten rothen und ſchwarzen Flecken auszeichnen.

In dieſem nämlichen Meere liegt die Inſel Sokotra, wo die ſogenannte ſokotriniſche Aloe wächſt. Dieſe Inſel liegt nicht weit vom Lande der Zinges und auch nicht weit vom Lande der Araber, und die meiſten Einwohner ſind Chriſten; welches man auf folgende Art erkläret. Als Alexander das Reich der Perſer unterjocht, und ſeinen Hofmeiſter, den Ariſtoteles, von ſeinen Siegen benachrichtiget hatte, ſo ſchrieb ihm derſelbe zurück, er möge doch ja Bedacht darauf nehmen, daß man ſich alle erdenkliche Mühe gäbe, die Inſel Sokotra ausfindig zu machen, welche die Aloe, eine ganz vortreffliche Spezereiwaare, hervorbringe, die man ſchlechterdings nicht entbehren könne, um das berühmte Arzneimittel zu verfertigen, das unter der Benennung Hiera bekannt ſey. Er werde am beſten thun, wenn er die Bewohner dieſer Inſel fortjage, und anſtatt derſelben griechiſche Koloniſten dahin verpflanze, damit dieſe die Aloe nach Syrien, Griechenland und Aegypten verſendeten. Dem zu Folge gab Alexander die nöthigen Befehle, die Einwohner von

da zu vertreiben, und ihre Stelle durch griechiſche Koloniſten zu erſetzen. Als er nun, nach dem Tode des großen Darius, ſein Reich unter die Könige der Völker vertheilte, ſo gebot er ihnen, die Befehle zu vollſtrecken, die er in der Abſicht ertheilt hatte, dieſe Griechen zu ſchützen. Sie blieben daher als eine Beſatzung auf dieſer Inſel, bis zu der Zeit, wo Gott Jeſum Chriſtum in die Welt ſandte. Als ſie von dieſer Sendung Nachricht erhielten, nahmen ſie, wie ſchon die andern Griechen vor ihnen gethan hatten, die chriſtliche Religion an, bei welcher ſie denn auch, wie überhaupt alle andere Bewohner jener Inſeln, bis auf den heutigen Tag geblieben ſind.

Im erſten Buche wird des Meeres nicht gedacht, welches rechter Hand liegt, wenn man von Oman und der arabiſchen Küſte abſegelt, um in das große Meer einzulaufen; ſondern der Verfaſſer beſchreibt bloß das Meer, welches linker Hand liegt, und worunter zugleich die Meere von Indien und China mit begriffen ſind, auf die er ſein Augenmerk hauptſächlich gerichtet zu haben ſcheint. In dieſem Meere, das, wenn man von Oman abfährt, gleichſam zur Rechten von Indien befindlich iſt, liegt das Land Schihar, oder Shihr, wo Weihrauch wächſt. Auch liegen hier noch andere Länder, die den Völkerſchaften der Cedd, Hamyer, Joſham und Theoteba gehören. Die Einwohner dieſes Landes beſitzen die Sonna in uraltem Arabiſch, die aber von jener, welche die Araber in Händen haben, in mehreren Stücken abweicht, und allerlei uns ganz un-

bekannte Traditionen enthält. Sie haben keine Dörfer, und führen überhaupt eine harte ganz erbärmliche Lebensart. *)

Das Land, welches ſie bewohnen, erſtreckt ſich beinahe bis nach Aden und Judda, auf der Küſte von Yemen (oder dem glücklichen Arabien); und von Judda ziehet es ſich auf dem feſten Lande bis an die Küſte von Syrien, und erreicht ſeine Endſchaft bei Kolzum. Hier werden die Meere vermittelſt einer Landſpitze getrennt, welche Gott zwiſchen dieſen Meeren zur Gränzlinie geſetzt hat, wie im Koran geſchrieben ſteht. Von Kolzum erſtreckt ſich das Meer längs der Küſte der Barbarei bis an die Weſtküſten, Yemen gegenüber, und längs der Küſte von Aethiopien, von wo man die Leopardenfelle aus der Barbarei ver-

*) Außer dem Koran beſitzen die Araber auch ſonſt noch allerlei Traditionen, welche ſich auf die Muhammedaniſche Religion beziehen, und die ſie von den Gefährten und Schülern ihres Propheten erhalten haben. Aus dieſen Traditionen und Legenden ſtoppeln ſie den Hauptinhalt ihrer Sonna zuſammen, die folglich nach der Lage und Beſchaffenheit der Länder und Ortſchaften verſchieden iſt. Man kann ſich daher leicht vorſtellen, daß die Sonna der Perſer von jener der Araber merklich abweicht, ſo wie dieſe hinwiederum von der, welche die Afrikaner und die Bewohner des wüſten Arabiens beſitzen. Kurz es hat mit der Sonna bei den Muhammedanern dieſelbe Bewandniß, wie mit dem Talmud bei den Juden, und eben daher kommt es, daß man bei beiden ſo mancherlei Sekten antrifft, und daß ihre Religionslehren mit ſo vielen Fabeln verwebt ſind.

Digitized by Google

ſendet, die unter allen die beſten und mit vieler Geſchicklichkeit zubereitet ſind; und endlich zieht ſie ſich an der Küſte von Zeilah hin, von wo man Ambra und Schildkrötenſchaalen ins Ausland verſchickt.

Wenn die Schiffe von Siraf in dieſes Meer kommen, welches ſich zur Rechten des indiſchen Meeres befindet, ſo laufen ſie zu Judda ein, und bleiben hier liegen; denn ihre Ladungen werden von da nach Kahira (Cairo) auf Schiffen transportirt, die nach Kolzum gehören, und mit der Fahrt auf dem rothen Meere bekannt ſind: denn die Schiffleute von Siraf getrauen ſich deſſen nicht; weil dieſe Fahrt äußerſt gefährlich, und das Meer unmittelbar unter der Waſſerfläche voll Klippen iſt; demnächſt auch, weil auf der ganzen daſigen Küſte nirgends ein König regiert, und man nur ſelten einen bewohnten Ort antrifft; und endlich, weil die Schiffe, aus Furcht an den Klippen zu ſcheitern, alle Nächte an einem ſichern Platze ſtill liegen müſſen. Sie ſetzen ihre Fahrt nur bei Tage fort, und mit Einbruch der Nacht laſſen ſie alle Mal die Anker fallen. Hierzu kömmt noch, daß dieſes Meer oftmals mit einem dicken Nebel bedeckt, auch heftigen Stürmen ausgeſetzt iſt, ſo daß ſie weder von innen noch außen etwas Empfehlendes hat.

Wie ſo ganz anders verhält es ſich hingegen mit dem indiſchen Meere und mit dem von China! In ihrer Tiefe enthalten ſie einen ungeheuern Reichthum an Perlen und Ambra; in den Gebirgen auf ihrer Küſte findet

Digitized by Google

man Gold und Edelſteine; in ihren Meerbuſen weiden die Thiere, von welchen man das Elfenbein gewinnt; unter den Pflanzengewächſen an ihren Ufern giebt es Ebenholz, Rothholz, das Holz Hairzan, Aloe, Kampher, Muskatnüſſe, Gewürznelken, Sandelholz, und alle andere Arten von Spezerei- und Gewürz-Waaren; in den Wäldern halten ſich eine Menge Papageien und Pfauen auf, und auf den Feldern ſammelt man Moſchus und Biſam ein. Kurz, dieſes Land iſt ſo reich an köſtlichen Producten, daß man ſie nicht zählen kann. *)

Dieſes nämliche Meer wirft Ambra aus, den die Fluth ans Geſtade treibt. Man findet ihn zuerſt in dem indiſchen Meere, wie er aber dahin kömmt, weiß man nicht. Nur das wiſſen wir, daß jener der beſte iſt, der an der Küſte der Barbarei, oder an der Gränze des Negerlandes, unweit Sihar und den benachbarten Ortſchaften, ans Land geworfen wird. Er ſieht bläulich aus, und beſteht aus runden Klumpen. Die Einwohner dieſes Landes bedienen ſich ihrer Kameele, welche ſie auf eine beſondere Art dazu abrichten, ihn auf-

*) Dieſe eben ſo pomphafte als mit der Wahrheit übereinſtimmende Beſchreibung der Reichthümer Indiens, kann zum Beweiſe dienen, daß nicht leicht unter dieſen Schätzen Etwas namhaft zu machen iſt, daß die Araber jenes Zeitalters nicht gekannt hätten. Wenn daher einige Schriftſteller erzählen, die Kalifen und Sultane in Aegypten, wären mit dem Vorhaben umgegangen, ſich der Indiſchen Seeküſte und ſogar dieſer Inſel zu bemeiſtern, ſo kann ſolches allerdings ſeinen guten Grund haben.

Digitized by Google

zuſuchen. Sie reuten nämlich auf denſelben, wenn der Mond ſcheint, am Strande hin, und ſobald das Kameel ein Stück Ambra wittert, fällt es, wie ihn gelehrt worden, auf die Kniee nieder; worauf der Reyter abſteigt, und den Ambra aufhebt *)

Es giebt auch noch eine andere Art Ambra, die in großen Stücken, von der Größe eines Ochſen, oder doch nicht viel kleiner, auf dem Meere ſchwimmt, und ſehr ſchwer ins Gewicht fällt. Wenn nun ein gewiſſer Fiſch von der Wallfiſchart, Tal genannt, dergleichen Klumpen auf dem Meere ſchwimmen ſieht, ſo verſchlingt er ſie und ſtirbt daran. Wenn nun der Wallfiſch auf dem Waſſer ſchwimmt, und ſolches die Leute gewahr werden, welche ſich damit beſchäftigen, dergleichen Fiſche zu fan-

*) Der Ambra iſt ein köſtliches Parfum, und es hat ſeine Richtigkeit, daß er in dem Indiſchen Meere nicht nur in gröſſerer Menge, ſondern auch in einem weit vollkommneren Zuſtande gefunden wird, als in irgend einem anderen Meere, wo es immer ſeyn mag. Wie er entſteht, oder woher er kömmt, iſt uns noch bis auf den heutigen Tag eben ſo unbekannt, wie den damals lebenden Arabern. Er hat verſchiedene Farben, z. B. dunkelgrau, hellgrau, ſchwarz und roth. Der erſtere wird aber am meiſten geſchätzt, weil er den ſtärkſten Geruch von ſich giebt. Was unſer Autor davon erzählt, daß er auf die obenerwähnte Art durch Kameele aufgeſucht werde, iſt eben nicht ganz unwahrſcheinlich; denn der beſte Ambra in der Welt wird auf der Inſel Mauritius ans Land geworfen, und die Holländer verſichern, die Schweine röchen ihn in weiter Entfernung, und liefen wie toll nach dem Seegeſtade, um ihn zu verſchlingen.

Digitized by Google

gen, ſo merken ſie gleich, daß derſelbe Ambra verſchluckt habe, eilen daher in ihre Boote, und rudern auf ihn zu, werfen ihre eiſernen Harpunen nach ihm, und ziehen ihn ans Land, wo ſie ihn aufhauen, und den Ambra heraus⸗nehmen. Was ſie ſonſt noch im Leibe des Fiſches finden, iſt gemeiniglich vom Waſſer verdorben, und giebt einen üblen Geruch von ſich. *)

Das Gebein dieſes Fiſches, verkaufen ſie an die Materialiſten zu Bagdad und Baſſora. Der Ambra nimmt nicht das mindeſte von dem üblen Geruche im Leibe des Wallfiſches an, ſondern bleibt vollkommen gut. Aus den Rückgratsknochen dieſes Wallfiſches, Tal genannt, werden Stühle gemacht. Man ſagt, in einem Dorfe, Namens Tain, ungefähr zehn Meilen von Siraf, wären einige zwar alte, aber ganz hübſche Häuſer, an welchen die Einfaſſungen der Thüren aus den Rippen dieſes Fiſches beſtünden. Eine gewiſſe Perſon

*) Der Abbé Renaudot geht in ſeinen Anmerkungen zu dieſem Aufſatze ſehr oberflächlich über dieſe Erzählung weg, und ſcheint ſie für eine Fabel zu halten. Hierzu iſt jedoch nicht der mindeſte Grund vorhanden; denn in den Weſtindiſchen Gewäſſern, beſonders bei den Bermudiſchen Inſeln, wird dieſe Art Wallfiſche häufig gefangen, und aus ihrem Eingeweide eine große Quantität Ambra gewonnen. Eben ſo gewiß iſt es, daß, obgleich der Ambra, welcher in dem Indiſchen Meere gefunden wird, vor allem anderen den Vorzug behauptet, doch auch dergleichen an der Küſte von Großbrittannien und in anderen Gegenden Europens anzutreffen iſt. In Amerika iſt er ſehr gemein.

Digitized by Google

hat mir erzählt, es ſey einſtmals ein ſolcher Fiſch nicht weit von Siraf ans Land geworfen worden, und als ſie hingegangen ſey, denſelben in Augenſchein zu nehmen, habe ſie geſehen, daß die Leute auf Leitern an ihm hinangeſtiegen wären, um auf deſſen Rücken zu gelangen; und die Fiſcher hätten ihn an die Sonne gelegt, das Fleiſch herunter gehauen, und ein Loch in die Erde gegraben, worin ſich das an der Sonne zerſchmolzene Oel geſammelt habe; und als ſie nun alles Oel abgezapft hätten, ſo hätten ſie es an die Eigenthümer der Schiffe verkauft. Wenn dieſes Oel mit noch einer andern Maſſe, die bei den Seefahrern im Gebrauche iſt, vermiſcht wird, ſo bedient man ſich deſſen, die Schiffe zu kalfatern, die Fugen der Planken zu beſtreichen, und die Löcher damit zuzuſchmieren. Dieſer Wallfiſchthran iſt ein ſchätzbarer Waarenartikel, und bringt viel Geld ein.

(Unſer Autor hat ſich vorgenommen von den Perlen zu reden, hält aber zuvörderſt, nach Art der Araber, ein andächtiges Selbſtgeſpräch, welches ich deswegen nicht gern weglaſſen wollte, weil es gewiſſermaßen die Schreibart dieſer Leute charakteriſirt, und der Leſer dadurch in Stand geſetzt wird, ſich ähnliche Apoſtrophen, die in andern Aufſätzen dieſer Art vorkommen, zu erklären.)

Laßt uns, ehe wir von den Perlen reden, vor allen Dingen den großen Gott preißen, der alle Dinge auf Erden nach ſeiner Weisheit erſchaffen, und alle lebendige Geſchöpfe ſo geformt hat, daß ſie ihres Gleichen hervor-

bringen. Wegen ſolcher Dinge, die wir wiſſen, und wegen mehreren andern, die wir nicht wiſſen, ſey dem Allmächtigen Preiß und Ehre, und Anbetung ſeinem allerheiligſten und furchtbaren Namen!

Die Perlenmuſchel entſteht aus einer Subſtanz, die anfänglich mit der Pflanze Anjedana einige Aehnlichkeit hat; denn ſie gleicht ihr ſo ziemlich an Größe, Farbe und Geſtalt; iſt klein dünn und zart, gerade ſo, wie die Blätter dieſer Pflanze. Sie ſchwimmt Anfangs ganz kraftlos auf der Oberfläche des Waſſers, hängt ſich nachher unterhalb derſelben an die Seitenwände der Schiffe, wird mit der Zeit hart, wächſt und bekömmt eine Schalendecke. Wenn dieſe Auſtern ſchwer werden, ſinken ſie in die Tiefe des Meeres hinab, und nähren ſich hier auf eine Art, die uns unbekannt iſt. Sie ſehen nicht anders aus, wie ein Stück rothes Fleiſch, wie der untere Theil der Zunge, und haben weder Knochen, Nerven, noch Adern.

Die Meinungen über die Entſtehungsart der Perlen ſind aber verſchieden. Einige ſagen, wenn es regne, ſo kämen die Auſtern auf die Oberfläche des Waſſers, und öffneten ſich, und die Regentropfen, welche ſie auffiengen, würden zu Perlen. Andere halten dafür, die Perlen würden in den Auſtern ſelbſt erzeugt, welches auch die meiſte Wahrſcheinlichkeit hat, und durch die Erfahrung beſtätigt wird; denn die meiſten ſitzen in den Auſtern feſt, und laſſen ſich weder hin noch her bewegen. Wenn ſie los ſind, werden ſie von den Kaufleuten Saa-

menperlen genannt. Gott allein weiß, was es damit für eine Bewandniß hat.

Das allerwunderbarſte aber, was wir von dem Daſeyn der Auſtern gehöret haben, iſt Folgendes: Ein gewiſſer Araber kam einſt nach Baſſora, und hatte eine Perle bei ſich, die eine große Summe Geldes werth war. Er zeigte ſie einem Materialiſten, und da er nicht wußte, was er daraus machen ſollte, ſo fragte er ihn, wofür er das Ding halte? Da ihm nun der Kaufmann ſagte, es ſey eine Perle, ſo fragte ihn der Araber, was ſie wohl werth ſey? Der Kaufmann ſchätzte ſie auf hundert Silberſtücke. Der Araber erſtaunte, als er dies hörte, und fragte, ob ſich wohl Jemand entſchließen könne, ihm das dafür zu geben, was die Perle werth ſey? Der Kaufmann zahlte ihm hierauf hundert Drachmen aus, und der Araber kaufte für dieſes Geld Korn, das er auf dem Rückwege mit in ſein Land nahm. Der Kaufmann hingegen nahm die Perle mit nach Bagdad, wo er ſie um einen ſehr hohen Preis verkaufte, ſo daß er ſich dadurch in Stand geſetzt ſah, in der Folge einen ſehr anſehnlichen Handel zu treiben. Der Kaufmann erzählte, er habe den Araber gefragt, wie er zu der Perle gekommen ſey, und dieſer habe ihm die Sache auf folgende Art erkläret: „Ich gieng eines Tages, ſprach er, bei Saman, im Diſtrikte Bahrein, an dem Meere hin, und erblickte auf dem Sande „einen todten Fuchs, und Etwas an ſeiner Schnauze, „das ihn feſt hielt. Ich trat näher hinzu, und ſah, daß „es eine weiße glänzende Muſchel war, in welcher ich eine „Perle fand, die ich zu mir nahm.“ Hieraus ſchloß er

nun, die Auſter ſey von einem Sturme, wie ſolches nicht ſelten zu geſchehen pflegt, ans Ufer geworfen worden. Der Fuchs habe ſie im Vorbeigehen wahrgenommen, und da ſie ſich eben geöffnet hätte, ſey ihm die Luſt angekommen, ſie zu verzehren; mithin ſey er auf ſie zugeſprungen, und habe ſie in ſeine Schnauze genommen, worauf ſich die Auſter wieder geſchloſſen und feſt an ihn angehangen hätte; denn es iſt dieſen Thieren eigen, daß ſie nicht eher von dem, was ſie einmal erwiſcht haben, wieder abzubringen ſind, bis man mit einem Eiſeninſtrumente ihre Schalendecken aufbricht, und ſie mit Gewalt losmacht.

Hieran erkennet man die Muſchel, welche die Perlen hervorbringt; denn ſie nimmt ſich derſelben eben ſo ſorgfältig an, wie eine Mutter ihres Kindes. Als ſie daher merkte, daß ſich der Fuchs näherte, zog ſie ſich zurück, als wenn ſie ihrem Feinde zu entfliehen ſuchte; und als der Fuchs ſpürte, daß er eingeklemmt war, ſo ſchlug er mit dem Kopfe rechts und links auf den Erdboden, bis er erſtickte. Der Araber fand die Perle, und Gott wollte es ſo haben, daß er ſie dem Kaufmanne zeigte, der dadurch ſein Glück machte. *)

*) Was die meiſte Wahrſcheinlichkeit hat, iſt dies, daß die Perlen keine natürlichen Erzeugniſſe der Muſcheln ſind. Ich will damit ſo viel ſagen, daß ſie nicht eher darin entſtehen, als bis das Thier krank iſt, oder ſonſt einen Fehler an ſich hat. Ich vermuthe dies aus zweierlei Gründen; fürs erſte, weil alle animaliſche Subſtanzen, ſobald ſie in Fäulniß übergehen, einen Glanz von ſich geben, welches vielleicht von

Die Könige in Indien, tragen Ohrenringe von Steinen, die in Gold gefaßt ſind. Sie tragen auch Halsbänder von überaus großem Werthe, die mit Edelſteinen von allerlei Farben beſetzt ſind, vorzüglich aber mit grünen und rothen. Was ſie aber am meiſten ſchäzzen, das ſind die Perlen; dieſe ziehen ſie allen andern Kleinodien weit vor, und laſſen ſie in ihren Schatzkammern unter den ſeltenſten Koſtbarkeiten aufbewahren. Alle Großen des Hofes, ſo wie die vornehmſten Offiziere und Hauptleute, tragen dergleichen Juwelen an ihren Halsbändern. *) Sie haben kurze Jacken an, bedienen ſich

einer gewiſſen Bewegung herrühren mag, die in den inneren Theilen vorgehet; und zweitens, weil die Perlenauſtern nicht genießbar, ſondern zäh, unſchmackhaft, und ſehr unverdaulich ſind.

*) Die Regenten und vornehmſten Bewohner dieſer Länder, verſtanden ſich in den damaligen Zeiten weit beſſer auf die Beſchaffenheit und den Werth der Edelſteine, als ehemals, und wußten ſich deren von allerlei Art, aus den Diamantgruben auf der Inſel Ceylan zu verſchaffen. Merkwürdig iſt es, daß in der Sprache der Araber nur ein einziges Wort vorkömmt, welches einen farbigen Stein bedeutet. Es heißt Yacut, oder Jacut, und bezeichnet eigentlich den Hyazinth. Man legt ihm aber auch noch andere Bedeutungen bei, und verſteht darunter Rubinen, Smaragden und Saphyre. Die Benennung der Farbe des Steins, muß allemal hinzugeſetzt werden. Ich kann nicht unterlaſſen, in Betreff dieſes Gegenſtandes noch zweierlei anzumerken; fürs erſte, daß unſer Autor ganz Recht hat, wenn er ſagt, daß man die Perlen in Indien weit höher ſchätze, als in jedem anderen Welttheile, und ſie allen anderen Juwelen vorziehe.

Digitized by Google

eines Sonnenſchirms von Pfauenfedern, und ſind immer von einer Menge Menſchen umgeben, die zu ihrem Gefolge gehören. In ältern Zeiten curſirten hier Dinars, welche man Sindiat nannte, d. i. Goldſtücke von Sind und Dinar. Eines derſelben galt ſo viel, wie drei der unſerigen, auch wohl noch etwas mehr. Man bringt auch Smaragden aus Aegypten zum Verkauf hieher, die in Ringe gefaßt werden.

Schluß-Anmerkung des engliſchen Herausgebers.

Dieſe beiden authentiſchen Aufſätze ſind von überaus großem Nutzen, zur Ausfüllung der indiſchen Geſchichte des damaligen Zeitalters, von welcher, allem Anſehen nach, bis zu deren Erſcheinung, gar keine ſchriftlichen Nachrichten vorhanden waren. Aus der Erzählung des erſtern dieſer beiden Scribenten, gehet deutlich genug hervor, daß zu ſeiner Zeit eben nicht gar oft Reiſen von Siraf nach China unternommen wurden; denn ſonſt würde er ſich gewiß nicht die Mühe gegeben haben, die Fahrt dahin ſo ausführlich zu beſchreiben. Eben ſo deutlich erhellet aber auch aus dem zweiten Aufſatze, daß dieſe

Zweitens, daß Smaragden aus Aegypten hierher gebracht werden. Dieſer Umſtand beweiſet doch wohl augenſcheinlich, daß dergleichen Steine keine eigentlich orientaliſchen ſind, wiewohl ich keinesweges in Abrede ſtellen will, daß dergleichen Steine aus dem Oriente verſendet werden können, wie ſolches auch wirklich zum öftern der Fall iſt.

langwierigen Reiſen, während der Zeit, wo der erſte Verfaſſer ſeinen Reiſebericht auſſetzte, und bis zu jener, in welcher der zweite ſeinen Commentar verfaßte, ſich mehr und mehr vervielfältigten; denn im entgegengeſetzten Fall würden die Beiträge, dieſes letztern zur Geſchichte dieſer Reiſen, ſehr mager ausgefallen ſeyn, woran es ihm jedoch im geringſten nicht mangelte. So aber war er im Stande, ſich auf vier bis fünf Perſonen zu berufen, welche die Fahrt nach Indien und China gemacht hatten, den Autor nicht einmal mitgerechnet, deſſen Reiſebericht zu dieſem Aufſatze Veranlaſſung gab.

Der merkwürdigſte unter dieſen Reiſenden, iſt Ebn Wahab, deſſen Erzählung eben ſo intereſſant als lehrreich iſt; denn wir erſehen daraus, daß der chineſiſche Kaiſer, bei welchem er, wie wir bereits wiſſen, Audienz hatte, von den Glaubenslehren der Juden, Mahommedaner und Chriſten, wie von der Geſchichte ihrer Stifter und Verbreiter, ſehr gut unterrichtet war. Dies würde kaum glaublich ſcheinen, wenn nicht ſonſt noch in dieſem Aufſatze verſchiedene Dinge vorkämen, welche die Sache nicht nur höchſt wahrſcheinlich machen, ſondern ſie ganz auſſer Zweifel ſetzen. Ich meine die Zerſtörung der damaligen Hauptſtadt Chinas die unſer Autor Kumdan nennet; worunter er unfehlbar Nankin, ſo wie unter Kanfu die Stadt Kanton verſteht, und in welcher viele Tauſend Juden, Chriſten und Mahommedaner, ums Leben kamen. Ein deutlicher Beweis, daß ſchon vor jenem Zeitpunkte eine Menge dieſer Religionsverwandten

in gedachtem Reiche ſich aufhielten, ſo daß es dem Kaiſer von China nicht an Gelegenheit fehlte, ſich mit ihren Lehrſätzen bekannt zu machen.

Auch beruhet dieſe Thatſache nicht etwa nur auf der Glaubwürdigkeit dieſes Aufſatzes, da in China ein altes Denkmal entdeckt worden iſt, welches deutlich beweiſet, daß ſchon in ältern Zeiten ſich ſyriſche Chriſten hier angeſiedelt hatten, *) obſchon die erſten Reiſenden, die aus Europa hier ankamen, keine mehr vorfanden. Dies iſt doch wohl der ſtärkſte Beweis, zur Beſtätigung deſſen, was unſer Autor erzählt, den man nach der Lage der Sachen nur irgend verlangen kann. Die erſten Miſ-

*) Der bekannte Jeſuit Kircher war der Erſte, der dieſes alten Denkmals erwähnte; da er aber verſchiedene daſſelbe betreffende Umſtände unrichtig angab, ſo nahm man daher Anlaß, die ganze Sache zu bezweifeln. Bei genauerem Nachforſchen fand ſich aber, daß ſie allerdings Grund hatte, und man erſah daraus, daß die chriſtliche Religion ſchon im Jahre des Herrn 636, in China feſten Fuß gewonnen, folglich zweihundert Jahre früher, als jenes Gemetzel zu Canton vorfiel, deſſen in dem letzteren Aufſatze gedacht wird. Unſere älteſten Nachrichten von den Chriſten in China reichen nicht bis über das zehnte Jahrhundert hinaus, und als die Portugieſen unter Don Fernand Perez d'Andrada zum erſtenmal nach Canton kamen, welches im J. 1517 geſchah, war in dem ganzen Reiche keine Spur mehr von Chriſten zu finden. Dies läßt ſich auf keine andere Art erklären, als wenn man annimmt, daß das Chriſtenthum aus Mangel an Geiſtlichen ganz erloſchen war.

Digitized by Google

ſionarien, welche nach China geſchickt wurden, entdeckten hier ebenfalls ſichtbare Spuren vom Chriſtenthume, ob ſie gleich keine Chriſten mehr antrafen. Die Juden in dieſem Reiche, haben ſich ſeit undenklichen Zeiten hier niedergelaſſen, und mehrere derſelben ſind ihrer Religion, in der Abſicht zu Reichthümern und Ehrenſtellen zu gelangen, untreu geworden, und zu jener der Chineſen übergegangen. Auch dieſer Umſtand iſt ein unumſtößlicher Beweis, für die Glaubwürdigkeit dieſer Reiſeberichte.

Ferner dürfen wir uns auf die Uebereinſtimmung berufen, welche man zwiſchen den Erzählungen unſerer Reiſenden, und jenen der beſten chineſiſchen Schriftſteller findet; welches gewiß nicht der Fall wäre, wenn ſich die erſtern nicht ganz genau an die Wahrheit gehalten hätten. Dies Alles wird noch überdies nicht etwa nur durch die Kenntniß bekräftigt, welche wir von mehrern Gebräuchen jener Völker erlangt haben, und die noch heutiges Tages genau ſo beſchaffen ſind, wie ſie in dieſen Berichten geſchildert werden, ſondern mehr noch durch das, was uns von ſolchen Gebräuchen bekannt geworden iſt, die heutzutage nicht mehr beobachtet werden; denn mehrere chineſiſche Schriftſteller und chriſtliche Miſſionarien, erwähnen dieſer veralteten Gebräuche, und geben ſogar die Zeit an, wo ſie abgeſchafft worden, oder aus der Mode gekommen ſind. Kurz, wir können, in Erwägung aller dieſer Umſtände, mit Grund der Wahrheit verſichern, daß gegen die Glaubwürdigkeit dieſer beiden Aufſätze ſchlechterdings kein gegründeter Einwurf ſtatt findet, und

daß man ſie folglich als die älteſten und beſten Nachrichten zu betrachten hat, die wir von dieſem Reiche und deſſen Einwohnern beſitzen.

Was die Thatſachen anlangt, deren Wahrheit von unſern beiden Schriftſtellern verbürgt wird, ſo bin ich feſt überzeugt, daß ſie allen Glauben verdienen, und daß man ſich folglich auf dasjenige verlaſſen kann, was ſie von dem Zuſtande erzählen, worin ſich China und Indien in jenem Zeitalter befanden; das heißt, während des Zeitraums vom Jahr des Herrn 833 bis 950 oder ſo ungefähr. Dies als ausgemacht angenommen, wollen wir nun ſehen, was daraus folgt. Fürs erſte gehet hieraus klar und deutlich hervor, daß ſich dieſe Länder des Orients damals in einem ſehr glücklichen und blühenden Zuſtande befanden, daß ſie von ihren eigenen Fürſten regiert wurden, und daß ihre Einwohner im Ganzen betrachtet, gar keinen Begriff davon hatten, was das heiße, einer ſo ſchnellen und gewaltſamen Revolution unterliegen zu müſſen, dergleichen ſich nachher in jenen Gegenden ereignet habe. Zu gleicher Zeit darf man aber auch nicht unbemerkt laſſen, daß, obgleich ihr damaliger Zuſtand weit beſſer beſchaffen war, als er jetzt iſt, unſere beiden Autoren dennoch darin übereinſtimmen, daß die daſigen Fürſten ſchon damals viel von ihrer Würde verloren hatten, daß die alte Zucht und Ehrbarkeit mehr und mehr nachließ, und das allgemeine Sittenverderben von Tag zu Tag ſtärker einriß.

Eben ſo deutlich ergiebt ſich hieraus, daß die Chi-

Digitized by Google

neſen, obgleich ihr Land viel weiter entfernt iſt als Indien, in dem damaligen Zeitalter mit der Verfaſſung der benachbarten Länder ſehr gut bekannt waren, und ihrer Seits den Bewohnern derſelben ebenfalls ziemlich bekannt geweſen zu ſeyn ſcheinen; und dennoch hatte ſich die Lage der Sachen binnen zwei hundert Jahren ſo ganz verändert, daß die Chineſen faſt eben ſo wenig von uns Europäern wußten, als wir von ihnen.

Wenn man nun alle dieſe Thatſachen, die Lage der Dinge in China und Indien, inſonderheit aber die Vorzüge der daſigen Manufacturwaaren, erwägt, ſo folgt unwiderſprechlich, daß ſich dieſes Reich damals in einem weit beſſern Zuſtande befand, als in ſpätern Zeiten; das heißt: es wurde beſſer regieret, war ſtärker bevölkert, der Kunſtfleiß ſeiner Einwohner hatte eine zweckmäßigere Richtung, und ihr Handel ins Ausland erſtreckte ſich viel weiter, als in den letzten Jahren vor dem Zeitpunkte, wo die Europäer das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckten, und nun einen ganz andern Weg einſchlugen, um nach jenen Ländern zu ſchiffen.

Der Leſer wird nunmehro hoffentlich über den Werth dieſer beiden aus den älteſten Zeiten herrührenden Aufſätze mit mir einverſtanden ſeyn. Aus dem was uns die Verfaſſer derſelben erzählen, erhellet zur Genüge, daß ſich Indien ſeit den Zeiten der Griechen und Römer, bis auf die ihrigen, wenig oder gar nicht verändert hatte,

Digitized by Google

da es ſich hingegen, als die Portugieſen dahin kamen, in einem ganz andern Zuſtande befand. Stoff genug, zu weiterm Nachdenken!

Ferner muß man bedenken, daß Reiſende, die uns die erſten Nachrichten von weit entfernten Ländern ertheilen, ſehr viel wider ſich haben, weil ſie Dinge erzählen, wovon man zuvor nie etwas gehöret hat, und die daher den Leuten höchſt ſeltſam und ganz unglaublich vorkommen; mit der Zeit aber, und nachdem mehrere Reiſende dieſe nämlichen Gegenden beſucht haben, fängt das Publikum allgemach an, ſich mit dergleichen Nachrichten zu familiariſiren; und wenn es ſieht, daß die Wahrheit dieſer ſonderbaren Thatſachen durch wiederholte Zeugniſſe beſtätigt wird, ſo legt es endlich die Vorurtheile ganz ab, von welchen es Anfangs dagegen eingenommen war. Hierin liegt der Grund, warum ſich verſchiedene auswärtige Gelehrten, beſonders Ramuſio in Italien und Bergeron in Frankreich, ſo viele Mühe gegeben haben, ſolche alte Reiſebeſchreibungen zu prüfen, ſie zu verbeſſern, und in einer vollkommeren Geſtalt an das Licht treten zu laſſen, wodurch ſie, in Vergleichung mit ihrer ehemaligen höchſt erbärmlichen Beſchaffenheit, ſo große Vorzüge erlangt haben, daß ſie kaum noch kennbar ſind.

Wenn nun aber auch wirklich ſolche Aufſätze bei ihrer erſten Erſcheinung eben nicht gar gut aufgenommen werden, ſo finden ſie endlich doch Glauben bei der Nachwelt; und Mancher hat ſeine guten Gründe, die älteſten Rei-

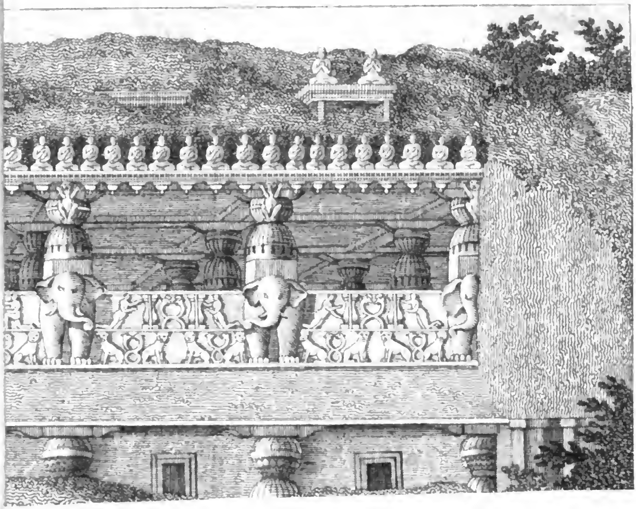
ſeberichte eben ſo zu Rathe zu ziehen, wie die älteſten Bücherausgaben, wäre es auch nur, um zu ſehen, wie die Sachen Anfangs ſtanden. Solche Reiſebeſchreiber ſind eigentlich die merkwürdigſten und zuverläſſigſten unter allen; denn, da Alles, was ſie ſehen und hören, einen ſehr ſtarken Eindruck auf ſie macht, ſo laſſen ſie es ſich mehr angelegen ſeyn, die Beſchaffenheit einer Sache zu erforſchen, und beſchreiben ſie weit genauer, als die, welche nach ihnen kommen, weil dieſe für bekannt annehmen, daß Alles, was in entfernten Ländern alltäglich iſt, ſchon von andern beſchrieben worden ſey, ſo daß ſie es nicht der Mühe werth achten, irgend etwas aufzuzeichnen, was ihnen nicht äußerſt ſeltſam und wunderbar vorkömmt. Endlich dürfen wir auch nicht vergeſſen, daß ſich von Reiſenden, die in der Abſicht in ferne Länder geſchickt werden, ſie zu beſichtigen, ingleichen auch von ſolchen, die bloß aus Neugierde dahin reiſen, weit eher erwarten läßt, daß ſie Alles, was ihnen vorkömmt, ſorgfältig aufſchreiben werden, als von Leuten, die dergleichen Länder bloß wegen Handelsgeſchäften beſuchen, dann bei ihrer Zurückkunft vielleicht Wunder glauben, was ſie der Welt für einen Dienſt erweiſen, wenn ſie dieſelbe mit einer Erzählung ihrer Abentheuer beſchenken, welche ſie erſt lange nachher und in weiter Entfernung von jenen Ländern, zuſammengeſchmiert haben, ſo daß natürlicher Weiſe eine Menge Fehler und Unrichtigkeiten darin vorkommen müſſen.

* * *

Digitized by Google

Herr Maurice, in ſeiner Neuen Geſchichte von Hindoſtan (1 B. No. 1. S. 223 des Originals) fällt über vorſtehende Reiſen folgendes Urtheil: „Nach „demjenigen zu urtheilen, was uns von den politiſchen „Verhältniſſen, den Sitten, den Gebräuchen, und dem „Handel der Indier bekannt iſt, trägt dieſe Erzählung „ganz das Gepräge der Authenticität. Sie iſt zwar hie „und da ein wenig dunkel, weil verſchiedene Städte und „Ortſchaften unter ganz andern Benennungen angegeben „ſind, als man ihnen heutzutage beilegt, im Ganzen „betrachtet, enthält ſie aber ein treues Gemälde von In- „dien in ſeinem blühenden Zuſtande. — — — Es iſt „der Bericht eines Arabers, aus jenem Zeitalter in wel- „chem das Reich der Moslem bis zu dem höchſten Punkte „ſeines über den ganzen Orient verbreiteten Glanzes „empor geſtiegen war.

Taf. I.



Digitized by Google

Digitized by Google

Taf. II.

1

im Tempel Indur-Subba.

Digitized by Google

Digitized by Google

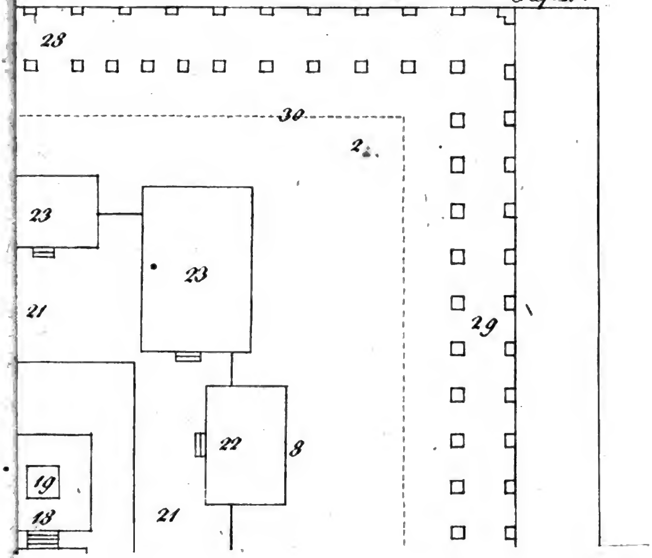
Taf. III.

E.

Digitized by Google

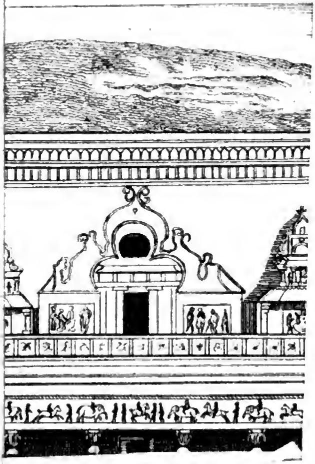
Digitized by Google

Taf. IV.



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Taf. VI.

Poggy-oder Naſsau-Inſeln.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google